



the  
university of  
connecticut  
libraries



hbl, stx

D 285.8.T7A33 1912

v. 1

Freiherrn Friedrich von der Trenck



3 9153 00500063 5

D/285/.8/T7/A33/1912/v.1

Dep. 5645



Des Freiherrn Friedrich von der  
Trenck merkwürdige Lebensgeschichte  
Erster Band

Muse v. Tortheim

freundschaftlich

26/12 1912.

Gustav Gungl





Digitized by the Internet Archive  
in 2013



*Friedrich Freyherr von der Trenck.  
Herr der Herrschaft Zwerbach und Grabeneck  
in Oestreich und Erbherr auf Groß Scharlack in  
Preußen. Geboren 1726. in Königsberg*



Des  
Des  
Freiherrn Friedrich von der Trenck  
Freiherrn Friedrich von der Trenck  
merkwürdige  
Lebensgeschichte  
**Lebensgeschichte**

Von  
ihm selbst als  
ein Lehrbuch für Menschen  
geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder  
noch guter Vorbilder für alle  
Fälle zur Nachfolge  
bedürfen

---

Nach dem Original  
nebst einem Vorwort und Anmerkungen  
neu herausgegeben

von

**Gustav Gugitz**

Erster Band



Mit 18 Porträten und Bildern nach Originalstichen

---

---

München und Leipzig 1912 bei Georg Müller



## Vorwort

Geht's nicht mit dem Himmel, dann mit der Hölle", dieses genug herausfordernde Motto führten die Memoiren eines Mannes, dessen Lebensführung in der That in einer Zeit, in der es nicht an merkwürdigen Originalen fehlte und lange, bevor er sich entschloß, seine Abenteuer literarisch zu verwerten, bei seinen Zeitgenossen allgemeines Aufsehen erregte. Es handelt sich um den Ostpreußen und später naturalisierten Österreicher Friedrich Freiherrn von der Trenck, dessen Lebensgeschichte eine lange Kette von meist selbstverschuldetem Unglück bildet, dessen langjährige Kerkerhaft ihm so viele Sympathien als trauriges Opfer der Kabinettsjustiz eintrug, die er sich aber als ein Don Quixote der Rechthaberei durch seine maßlose Eitelkeit und die daraus entspringende Streit- und Prozeßsucht wieder bald verscherzte. Es muß freilich dahingestellt bleiben, in welchem Grad seine maßlosen Kerkerleiden, die ihm der unversöhnliche Friedrich der Große bereitete, auf sein Gemüt Einfluß genommen haben mochten.

Schon fast zwanzig Jahre vor der Herausgabe der „Lebensgeschichte“, die nun im folgenden neu erstehen soll, wurde Dutens bei seinem Aufenthalte im glanzvollen Badeorte Aachen durch nichts in dem Grade angezogen als durch diesen außerordentlichen Mann; der Ursprung des Hasses Friedrichs gegen ihn schien damals (1770) noch allgemeineres Geheimnis zu sein; alle Welt bewunderte daher den Märtyrer wegen seiner Geistesstärke und der Zähheit seines Gemütes, welches alle furchtbaren Leiden überdauerte, doch meint der Engländer, „das Gleichgewicht der Vernunft Trencks sei durch die Einkerkelung ein wenig gestört worden“.

Die Bewunderung seiner Zeitgenossen gestaltete sich aber sofort in wahre Popularität um, als er unter dem Titel:

„Des Freyherrn Friedrichs von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte. Von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind, oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen“, die Darstellung seines Lebensganges ausgehen ließ, von der Schönholz in seinen „Traditionen Bd. II, S. 212“ unter anderem schreibt: „Trencks Erzählung seiner Gefangenschaft war lange Zeit das Volksbuch in Oesterreich, das Bibliothekstück der Hütte und des Palastes“.

Und daß sie das wirklich gewesen, beweisen genügend mehr als ein Duzend Auflagen, die das Buch in Deutschland und Oesterreich rechtmäßig und unrechtmäßig von 1786 bis 1811 erlebte (ganz abgesehen von Bearbeitungen und Auszügen), und nicht genug, ganz Europa ergötzte sich an der abenteuerlichen Lebensführung Trencks, denn es gibt kaum eine verbreitetere europäische Sprache, in welche diese buntbewegten Memoiren nicht übersetzt worden wären<sup>1)</sup>.

Trenck hatte es aber auch verstanden, dem Zug der Zeit zu folgen, dem Erwachen des demokratischen Gefühls zu schmeicheln, die leidenschaftliche Sprache seiner Zeit zu reden, in der sich schon das ferne Grollen der Revolution ankündigte, die auch ihn verschlingen sollte, er hatte sich vor allem klug als das Opfer des unumschränkten Absolutismus hingestellt, und dies entschied in dieser gärenden Zeit den Haupterfolg des Buches, das sich als solcher flammender Protest gegen den Despotismus schon in seinem Äußeren kundgab. Auf dem Titeltupfer sah man den Verfasser in seinem schauerlichen Kerker zu Magdeburg mit achtundsechzigpfündigen Ketten, einem qualvollen Halseisen, während zu seinen Füßen ein Totenkopf liegt. Ungezählte Taschentücher, nicht weniger

1) Interessenten verweise ich auf meine und Mag v. Portharms „Trenck-Bibliographie und -Ikonographie“. (Wien, b. Dr. Ludwig, 1911.)

vielleicht als der „Werther“ beanspruchte, wurden bei diesem Anblick mit den Tränen unserer Urgroßmütter getränkt, die mit Schauern den Leidensstufen des unglücklichen Gefangenen folgten und zugleich mit heimlicher Bewunderung, da der Held solche Qualen, wie dies nach und nach ein offenes Geheimnis wurde, ja doch um — eines Weibes willen ertrug. Er war der glückliche Liebhaber einer hohen Dame, der Lieblingschwester Friedrichs des Großen gewesen, der schönen und geistreichen Amalie, die man allgemein den „Spion des Königs“ nannte. Die Mysterien dieser galanten Hofintrige, die Trenck nur leicht andeutete, erregten die Neugierde des Publikums in doppeltem Maße.

In der That wußte Trenck auf seiner Palette alle Farben zu mischen, nicht nur die düsteren seines Kerkerlebens, sondern auch die heiteren der galanten Aventuren, von denen er vielleicht so viele zu erzählen verstanden hätte, wie der ihm nicht unähnliche Zeitgenosse Giacomo Casanova, dessen „Histoire de ma fuite“ den deutschen Lesern übrigens nicht besser empfohlen werden konnte als unter dem Titel: „Der zweite Trenck“. Aber auch sonst zeigt sich Trenck als ein sehr scharfer und unterrichteter Beobachter, namentlich des Hoflebens, der schleichenden Camarilla und des korrupten Bureaukratismus seiner Zeit, wovon er spannende Histörchen zu geben weiß; neben hübschen Schilderungen von Land und Leuten, die er auf seiner langen Lebensreise kennen lernte, stehen zur Anregung der geschäftigen Phantasie diskrete Indiskretionen, die, da sie bald nach dem Tod Friedrichs des Großen erschienen, eine sensationelle Wirkung ausübten und teilweise die Rache des Verfassers, die freilich oft zu grob ausfiel, fühlen sollten.

So ist es denn sicher, daß die Lebensgeschichte Trencks sowohl in ihrer Gesamtheit als großzügiges Lebensbild als in ihren pikanten Details einen bleibenden Kulturgeschicht-

lichen Wert behalten wird. Gewiß wird ihre Tendenz, durch so viele Zeit und soziale Umwälzungen getrennt, nicht mehr so rührselige Wirkung auf uns ausüben, wie ehemals, aber die — ähnlich wie Casanovas aufregende Kerker- und Fluchtgeschichte — mit packendem Erzählungstalent vorgetragene Schilderung der seelischen und körperlichen Qualen in den Kasematten Magdeburgs, sowie die der aufregenden und kühnen, immer wiederholten Fluchtversuche, sowie der Trenckschen Lebensreise überhaupt, auf welcher dieser ursprünglich leichtsinnige, dann aber durch bittere Erfahrung heftig und selbstsüchtig gewordene Charakter stets zahlreiche Hindernisse fand, sind noch heute von einer berechtigten und bestimmten Wirkung. Man muß freilich hin und wieder etwas viel Selbstvergötterung mit in den Kauf nehmen, die völlig an das Pathologische grenzt, dagegen kann man im allgemeinen seinen Beteuerungen, nur die Wahrheit und keine Dichtung geschrieben zu haben, Vertrauen schenken. „Meine Kinder treffe der Lohn und das Schicksal der Kinder eines Verräters“, ruft er emphatisch aus, „und der Scharfrichter haue mir die Hand vom Kumpfe, mit welcher ich dieses schrieb, falls mich eine bössartige oder niederträchtig lügende Seele bewohnt.“

Die „Lebensgeschichte“, die 1811 zum letzten Male in einem vollständigen Abdruck erschien, wurde zum erstenmal in zwei Bänden im Jahre 1786 ausgegeben. Diese beiden Bände enthalten die Ereignisse bis 1786 und schließen am „Vorabend, da ich nach Berlin reise“, wo ihm neue Gnade winken sollte. Im Jahre 1787 schloß er einen dritten Band an, der in ziemlich verworrener Weise von neuen Schicksalen Kunde gibt, vielfach aber den Charakter eines Pamphletes annimmt und die unangenehmen Seiten seines literarischen Charakters zum Ausdruck bringt. Als eine Art Anhang enthält dieser Band auch die Lebensgeschichte seines Veters, des

Pandurenoberst Franz Freiherrn von der Trenck, und die seines Freundes Alexanders von Schell. Ganz zum Pamphlet geworden und ein Zeugnis seiner krankhaft gewordenen Rache- und Eitelkeitsgefühle ist der im Jahre 1792 erschienene „Nachtrag zur Lebensgeschichte“, den er bezeichnenderweise „Vierter und merkwürdigster Band“ nennt. Dieser gefällt sich in einem unangenehmen Skandalton, scheint konfisziert und daher auch selten geworden zu sein, es existiert nur ein Nachdruck von 1793 von ihm, und späteren Bearbeitern der Memoiren ist er gänzlich entgangen, in dieser Ausgabe ist er seit mehr als hundert Jahren wieder zum erstenmal benutzt. Was einen fünften Band<sup>1)</sup> unter dem Titel: „Ende der Lebensgeschichte . . . Paris u. Altona, 1796, 8<sup>o</sup>“ anbetrifft, so ist dieser apokryph und enthält nur eine Art Novelle. Die alte Gesamtausgabe in vier Bänden ist heute im Antiquariatsbuchhandel bereits eine Seltenheit geworden, und auch die Ausgaben in drei Bänden sind keineswegs mehr häufig und vielfach zerlesen. Eine moderne Ausgabe, die bibliophilen oder literarischen Ansprüchen genügen würde, existiert nicht.

Die vorliegende neue Ausgabe der „Lebensgeschichte“ läßt sie in ihrer ursprünglichen Form wieder aufleben, indessen mit der Einschränkung, soweit es für den heutigen Geschmack möglich ist. Dem barocken Geschmack seiner Zeit folgend, hat Trenck gerne hier und dort den Fluß seiner Erzählung durch schwülstige Deklamationen über sein Schicksal, durch allerlei moralische und leicht philosophierende Erörterungen, durch leere Abschweifungen vom Stoff über die Ufer treten lassen, so daß nur zum Besten des Buches nach dieser Richtung hin eingedämmt werden mußte. Die „Lebensgeschichte“ ist übrigens nicht Trencks erster und letzter literarischer Versuch geblieben, Trenck hat ein umfangliches, frei-

1) Siehe meine und v. Portharms Trenckbibliographie S. 16.

lich nicht besonders erquickliches literarisches Gepäck aufzuweisen, das er nachmals selbst in zehn Bänden sammelte, wovon die beiden letzten sehr selten geworden sind. Indessen, die poetischen Werke, Dramen, Gedichte und Epen, bewegen sich noch vielfach in den Bahnen Gottscheds oder gar der schlesischen Schule und werden kaum noch Liebhaber finden, nicht einmal die hölzernen „Verliebten Gedichte eines Gefangenen. Verfertiget im Kerker“, während seine politischen und persönlichen Polemiken und Satyren höchstens noch den engeren Kulturhistoriker und den Sammler interessiren können.

Ohne auf diese literarische Tätigkeit des Abenteurers hier weiter einzugehen, müssen wir hier nur einen dunklen Punkt in seinen Memoiren berühren, den er mit Absicht stark verschleiert hat, das ist: der eigentliche Grund seiner Einkerkelung. Obwohl dieser bei den Zeitgenossen sicher von Mund zu Mund ging, hat ihn erst Thiébault 1807 in seinen Memoiren der Öffentlichkeit übergeben, und wir bringen daher auch in der Folge diesen Abschnitt aus Thiébaults „Erinnerungen“ als eine notwendige Ergänzung und Erläuterung zu der „Lebensgeschichte“ Trencks. Die geliebte Frau, derentwegen Trenck so lange, schwere Leiden auf sich nehmen mußte, war die Prinzessin Amalie von Preußen, die Schwester Friedrichs des Großen, die ihrem berühmten Bruder in jeder Hinsicht gleich. Sie war 1723 geboren, zwölf Jahre jünger als der König und drei Jahre älter als Trenck. In den vierziger Jahren wurden von seiten der russischen Kaiserin Elisabeth wegen einer Heirat mit dem Großfürsten Peter von Holstein-Gottorp, dem Stammvater der heutigen Zarenfamilie, Schritte bei Friedrich dem Großen getan; dieser lehnte den Antrag aber ab, indem er den russischen Thron für zu unruhig hielt. Elisabeth vermerkte die Ablehnung sehr übel, und ein guter Teil des Hasses, den sie auf den König warf, stammt davon.



Friedrich der Große, der sich dieser Verbindung, aber noch mehr ihrer geheimen mit Trenck natürlich, entgegengestellt hatte, suchte seine Schwester durch die liebevollste Zärtlichkeit zu entschädigen. Sie glänzte bei den Hoffesten, unter anderm theilte sie bei dem großen prächtigen Nachtkarussell im Lustgarten zu Berlin im Jahre 1750 die Preise aus. „An diesem Tage soll sie“, schreibt Bielefeld, „blendend schön gewesen sein. Ihr Kleid von Silberstoff erhöhte ihre Reize so, daß man in Versuchung kam, sie für ein überirdisches Wesen zu halten. Acht in Silbermohr gekleidete Hofdamen standen ihr zur Seite. Voltaire war so entzückt, daß er gleich auf der Stelle sehr hübsche Verse verfertigte und sie der Prinzessin überreichte“. 1751 ward Amalie Abtrissin von Quedlinburg, wovon sie eine ansehnliche Pfründe genoß. Freilich hielt sie alle Welt für den „Hauptspion“ des Königs, und Prinz Heinrich nannte sie gar „die böse Fee“. Sie verschuchte alles durch ihre strengen Urtheile. Während des siebenjährigen Kriegs und überhaupt in allen kritischen Momenten ließ sie die Wahrsager und Kartenschlägerinnen Berlins zu sich kommen, tagelang für ihren Bruder die Karte schlagen und sandte die so gewonnene Kunde dem König zu. Nach dem Frieden pflegte sie, wenn der König Fremde in Potsdam bei sich hatte, die Zeremonienmeisterin zu machen. In dieser Funktion traf sie noch 1775 Moore. Sie war aber zuletzt ungemein schwach und kränklich: nach Brayall hatte sie schon 1777 ein Auge gänzlich und den Gebrauch eines Armes verloren. Ihr Kopf zitterte, die Füße konnten nur mit Mühe den abgemagerten Körper noch tragen, Arme und Hände waren skelettartig. Sie führte schließlich in ihrem neuerbauten, prächtigen Palais unter den Linden ein gänzlich zurückgezogenes Leben und verlosch bald nach ihrem großen Bruder im Jahre 1787, vierundsechzig Jahre alt. —

Friedrich der Große, der von solchen Liebeshändeln milde

dachte, hatte sicher nur die Absicht, die Liebenden für einige Zeit zu trennen, und Trenck, der seinen Zorn namentlich durch sein prahlendes Wesen und seine höchst tadelnswürdige Indiskretion herausgefordert hatte, für einige Zeit unschädlich zu machen, ihn aber dann laufen zu lassen; indessen vereitelte der heftige Charakter Trencks, der ja auch sein Glück nicht zu verschweigen gewußt hatte, alles und entflamnte so die Rache des Königs, der zuerst nur Bruder war, auf das höchste. Im großen ganzen scheint die Prinzessin allerdings der weitaus größere Charakter in dieser ganzen Liebesintrige gewesen zu sein, in der auch der Liebhaber als ein eitler Prahler nicht gut wegfommt, wenn er auch stets in seiner Lebensgeschichte seiner ungenannten Herzensfreundin unumschränkte Bewunderung und Hochachtung darbringt. Jedenfalls verwendete sie sich noch lange für den unglücklichen Gefangenen, unterstützte ihn heimlich mit Geld und bewirkte schließlich, wie Thiebault meint, seine Freilassung. Das Wiedersehen der beiden Liebenden bei hohen Jahren, das Trenck selbst beschreibt, muß wahrhaft erschütternd gewesen sein. Derartige Dinge erfindet man nicht leicht, und Carlyle, der von Trenck als einem Verläumder gegenüber der Prinzessin Amalie spricht, muß zurückgewiesen werden, da er auch nicht einen Beweis für seine Behauptung vorbringt. Die Beziehungen Trencks zu Amalie gehen übrigens auch aus seinen Gedichten hervor<sup>1)</sup>, die lange vor seiner „Lebensgeschichte“ erschienen sind, auch auf seinen Zinnbechern, die er im Gefängnis machte, läßt er sicher sie als Lichtgestalt erscheinen, da auch das Wappen von Mecklenburg, als eine Anspielung auf einen ihrer Bewerber auf diesen Bechern zu sehen ist. Auch ist dieser Beziehung Trencks zur Prinzessin von Zeitgenossen, die so vieles von Trenck widerlegten, nicht

1) Es sollen sich übrigens auch Briefe Amaliens an Trenck erhalten haben.



Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin.  
Prinzessin Amalie von Preußen nach einem Gemälde von Pesne.



widersprochen worden, wohl wurde sie aber nachträglich nur bestätigt. Die nachdrücklichste Bestätigung findet sich bei Thiébault <sup>1)</sup>, welches Kapitel wir als Ergänzung der Lebensgeschichte hierhersetzen.

„Die Memoiren des Freiherrn von der Trenck“, schreibt Thiébault, „sind im Druck erschienen und in ganz Europa bekannt; seine Geschichte liegt daher offen vor den Augen der Welt, abgesehen von einigen kleinen Partien, über die der Verfasser selbst zurückhaltend sich äußert. Wenn ich gleichwohl sein Leben etwas ausführlicher behandle, so geschieht es deshalb, weil es mehrfach Friedrich unrecht tut. Allerdings kann ich auf diese Einzelheiten nicht eingehen, ohne die Verhältnisse einer hohen Dame zu berühren, deren Andenken mir sehr teuer ist. Aber diese Dame lebt nicht mehr und hat keine Nachkommen hinterlassen, sie gehört also der Geschichte an. Ich meine die Prinzessin Amalie von Preußen, deren Liebe für den Baron Trenck die Quelle alles Unglücks wurde.“

Ich finde Friedrichs Benehmen vollkommen berechtigt; er hatte den Ruf seiner Schwester zu schützen, und der gute Ruf einer Prinzessin ist in der Politik von sehr großer Bedeutung; der Ruf einer Prinzessin dagegen, die nicht mehr für eine Verheiratung in Betracht kommt, ist vom staatsmännischen Standpunkt aus eine völlig gleichgültige Sache, und seine Wahrung kann füglich ihr selbst überlassen werden, denn der Staat hat von ihren Neigungen weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten. Hierin liegt der Schlüssel zu Friedrichs, vielen Leuten rätselhaft erschienenem Benehmen gegen Trenck; ich habe dem Baron diese Auffassung selbst mitgeteilt, und er hat ihre Richtigkeit eingeräumt. Wir hatten nämlich in Paris eine lange Unterredung miteinander, wenige

1) Siehe Friedrich der Große und sein Hof. Deutsch von H. Conrad, Stuttgart 1901, II Seite 179 ff.

Jahre bevor er als eines der vielen unschuldigen Opfer der blutdürstigen Revolutionswüteriche das Schaffot bestieg.

Der Freiherr v. d. Trenck war Student der Philosophie auf der Hochschule zu Königsberg, wo er die Bekanntschaft von Friedrichs Adjutanten, dem Grafen von Lottum machte. Dieser überredete ihn, den Dienst der Musen mit dem des Mars zu vertauschen, für den er sich um so mehr eignete, als er schon eine große Anzahl von Zweikämpfen ausgefochten hatte. Er stellte ihn dem König vor, welchem Trencks große und kräftige Gestalt, so wie seine männlich schönen und klugen Gesichtszüge sehr gefielen. Um seine Fähigkeiten zu prüfen, legte Friedrich ihm drei Briefe zur Beantwortung vor, und Trenck entledigte sich dieser Aufgabe, indem er die erste Antwort in deutscher, die zweite in französischer, die dritte in lateinischer Sprache verfaßte. Der König war damit so zufrieden, daß er ihn zum Leutnant im Garderegiment machte und kurze Zeit darauf zu seinem Adjutanten. Bei einem Feste zur Feier der Verlobung der Prinzessin Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger begegnete Trenck, dem als wachhabenden Offizier die Aufrechterhaltung der Ordnung in den Festsälen oblag, zum erstenmal der jungen Prinzessin Amalie.

Es traf sich, daß die hohe Dame gerade an diesem Tage Trost und vielleicht Rache sehr nötig hatte. Das ging so zu: Der Stockholmer Hof hatte ursprünglich sein Augenmerk für die beabsichtigte Heirat besonders auf Prinzessin Amalie gerichtet gehabt, die im vollen Glanz von Jugend, Schönheit und Geist stand, und deren Liebenswürdigkeit allgemein gerühmt wurde, während ihre ältere Schwester Ulrike schon damals wegen ihrer scharfen Zunge und ihres zuweilen hochfahrenden Wesens gefürchtet wurde. Aber Prinzessin Amalie war in ihrer Jugend ganz durchdrungen von den strengen religiösen Grundsätzen, in denen ihr Vater sie hatte erziehen lassen. Es machte ihr Gewissensangst, daß sie dem kalvinischen

Bekennniß entsagen sollte, was aber notwendig gewesen wäre, weil in Schweden nach dem Staatsgrundgesetz der Thron nur von Bekennern des lutherischen Glaubens eingenommen werden kann.

In ihrer Unruhe wandte sie sich an ihre Schwester Ulrike und bat diese um ihren Rat. Ulrike schlug ihr vor, in allen Gesellschaften, besonders in denen, wo der Stockholmer Abgesandte zugegen wäre, eine möglichst hochmütige Miene zur Schau zu tragen, sich launenhaft und absprechend zu zeigen, auf Komplimente nur durch verächtliche Gebärden zu antworten, mit einem Wort, sich so unleidlich wie möglich zu benehmen. Amalie befolgte diesen Rat und setzte durch ihr verändertes Wesen den ganzen Hof in Erstaunen, besonders aber den Herrn aus Schweden. Da der Gesandte noch keine bestimmten Aufträge hatte, um welche der beiden Schwestern, Ulrike und Amalie, er anhalten sollte, so berichtete er schleunigst nach Stockholm, wie irrig das bisher allgemein verbreitete Urtheil über die Prinzessin Amalie wäre, und empfahl Prinzessin Ulrike, die sich als ein wahres Muster von Sanftmut und Herzensgüte zeigte. Der schwedische Hof billigte diesen Vorschlag; der Gesandte überreichte sein Beglaubigungsschreiben und brachte den Antrag vor; der König und Prinzessin Ulrike nahmen ihn an und wenige Tage später wurde die Verlobung erklärt und gefeiert.

Die Einwilligung der Prinzessin Ulrike war für ihre Schwester Amalie eine sehr peinliche Überraschung; sie hielt sich für angeführt und verlangte Erklärungen. Prinzessin Ulrike blieb sehr ruhig und sagte: sie habe ihr ihren Rat nicht aufgedrängt, sondern die Schwester habe sie aus freien Stücken ins Vertrauen gezogen. Sie habe nach bestem Wissen ihr ein Mittel angegeben, sich dem verhassten Antrag zu entziehen, und dieses Mittel sei jedenfalls nicht schlecht gewesen, da es ja die gewünschte Wirkung gehabt habe. Sie selbst aber

habe gar keine Veranlassung gehabt, die ihr angetragene Ehre abzulehnen, denn ihr Gewissen sei nicht so ängstlich, und sie würde mit der größten Seelenruhe aus der reformierten Kirche austreten und Lutheranerin werden.

Ihre Rede war sehr vernünftig und sehr schön, aber sie hatte wenig Überzeugungskraft bei einer Prinzessin, die sich erniedrigt und gefoppt fühlte. Kurz, Amalie blieb wütend.

In dieser Gemütsverfassung sah sie auf dem bereits erwähnten Festabend den schönen Leutnant von der Trenck. Dieser war der Held des Abends, in Folge einer kleinen Begebenheit, die ihn betraf: in dem Gedränge der von Gästen und Neugierigen überfüllten Säle waren ihm die Franzen seiner Offiziersschärpe abgeschnitten worden. Der König hatte ihn in seiner ihm eigenen Weise damit aufgezo-gen. Die ganze Hofgesellschaft betrachtete neugierig den blutjungen Offizier, von dem man bisher viel gehört hatte, den aber nur wenige persönlich kannten.

Ich weiß nicht, inwiefern eine mehrfach erwähnte trost- und rachebedürftige hohe Dame sich von Trenck Beistand versprach — genug, nach Aufhebung der Tafel näherte sie sich ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Kommen Sie um die und die Stunde zu mir; ich werde Ihnen für Ihre Schärpe Ersatz geben.“

Und Trenck ging.

Ein erster Besuch zieht unter solchen Verhältnissen eine unendliche Menge anderer nach sich. Der erste ist frei, aber allen folgenden kann man sich nicht entziehen. Leider kommt so etwas, ein wenig früher oder später, stets heraus. Bis zum zweiten schlesischen Kriege ging alles gut; Trenck zog mit ins Feld und war fast beständig an der Seite des Königs, der von seinem Mut und seiner Begabung eine hohe Meinung faßte. Aber nach dem Friedensschluß nahm Trenck seine Besuche bei der Prinzessin wieder auf, und trotz aller



Vorsicht der Liebenden wurde der König davon in Kenntniss gesetzt.

Friedrich war in einer schwierigen Lage: er wußte Bescheid und durfte doch nicht offen einschreiten. Die Politik verlangte gebieterisch, daß er sich die Möglichkeit offen hielt, wenn jemand ein Wort davon zu sagen wagte, kategorisch zu antworten:

„Das ist nicht wahr!“

Dem König blieb also nichts anderes übrig, als Trenck empfindlich fühlen zu lassen, was er ihm nicht sagen durfte. Nach jedem heimlichen Besuch wurde also der Jüngling unter irgendeinem Vorwand in Arrest geschickt; er bekam nur noch unfreundliche Blicke zu sehen und harte Worte zu hören. Die Arreststrafen wurden jedesmal länger. Trotzdem besserte Trenck sich nicht; er stellte sich, als ahnte er die wirkliche Ursache seiner Ungnade nicht und suchte vielleicht sogar etwas darin, seiner edlen Dame zu zeigen, wie sehr er um ihrer Liebe willen leiden mußte.

Der König ging zu größeren Mitteln über und beschloß, es mit dem Einfluß einer längeren Abwesenheit zu versuchen. Trenck war zum zwanzigstenmal im Arrest und saß schon seit vier Wochen, als man ihm den Befehl überbrachte, augenblicklich nach Wien abzureisen, um dort einen ihm genau vorgeschriebenen Auftrag auszuführen. Friedrich rechnete auf den bekannten Schlendrian des Wiener Hofes, aber diesmal hatte er sich getäuscht. Trenck erledigte im Handumdrehen sein Geschäft, reiste nach Potsdam zurück und begab sich zum König, um Bericht zu erstatten. Anstatt ihn wegen seines Eifers und seiner Geschicklichkeit zu loben, fragte Friedrich ihn kalt, nachdem er seinen Vortrag schweigend angehört hatte:

„Wo war Er vor Seiner Abreise?“

„Ew. Majestät, ich saß seit einem Monat im Arrest.“

„Gut, geh' Er wieder hin, wo er herkam.“

Und Trenck blieb noch einen Monat im Arrest. Auch dieses half nicht, und Friedrich sah ein, daß er auf die schärfste Weise vorgehen müsse. Trenck wurde also unter dem Vorwande, bei seiner Wiener Reise preußische Festungspläne an Oesterreich verkauft zu haben, verhaftet und nach der schlesischen Festung Glatz gebracht.

Hier traf er einen anderen Strafgefangenen, der ihn überredete, zusammen mit ihm zu entfliehen. Im Januar 1747 brachen sie am hellen Tage aus ihrem Gefängnis aus und sprangen von dem Wall herab, achtzig Fuß tief in den Festungsgraben. Trenck tötete die Nachsetzenden, trug seinen Gefährten, der bei dem Fall sich den Fußknöchel ausgerenkt hatte, auf seinem Rücken davon und gewann glücklich die böhmische Grenze.

Nachdem er in Sicherheit war, benahm er sich in Wien, in Moskau, in Petersburg, sehr unvorsichtig, indem er überall das Porträt seiner erlauchten Dame zeigte. Bei einem Diner im Hause des russischen Reichskanzlers ließ er sogar das Bild bei allen Gästen an der Tafel herumgehen. Friedrich wurde hierdurch aufs höchste erbittert. Der Ruf der ihm teuern Schwester war doch einmal vernichtet. Darauf brauchte also keine Rücksicht mehr genommen zu werden, und er dachte nur noch an Rache. Höchst unvorsichtig ließ Trenck sich auf dem neutralen Boden in Danzig wieder fangen und kam nun auf die Zitadelle von Magdeburg, wo er fast zehn Jahre lang in einem Kerker tief unter der Erde schmachtete. . . .

Die Art, wie Trenck freikam, gehört jedenfalls zu dem Merkwürdigsten seiner merkwürdigen Geschichte; zugleich ist sie der unbekannteste Teil derselben, denn er selbst spricht in seinen Memoiren nur in ganz unbestimmten Ausdrücken davon. Die hohe Dame, der er seine Liebe geweiht, hatte ihn niemals vergessen; sie hatte ihn in Glatz unterstützt, sie hatte ihm sogar

seine unverzeihlichen Indiskretionen verziehen, und als er in der Zeit zwischen seiner ersten und zweiten Haft in fremden Ländern umherirrte, hatte er hauptsächlich von ihren Geschenken gelebt. Aber als er in der Magdeburger Zitadelle sozusagen lebendig begraben lag, hörte für die Prinzessin jede Möglichkeit auf, dem Geliebten zu helfen. Sie konnte nur noch sein und ihr Unglück beweinen.

Diesem tiefen Kummer ist die frühe Gebrechlichkeit zuzuschreiben, die ihren Körper befiel; in wenigen Jahren verlor sie alle ihre Reize: ihre Stimme erlosch, ihre schönen Augen traten aus den Höhlen, und es fehlte wenig, so wäre sie gänzlich erblindet; ihre Hände und Arme versagten ihr fast gänzlich den Dienst. Von dem glühenden Wunsch befeelt, dem Geliebten zu helfen, setzte sie ihre letzte Hoffnung auf eine Fürsprache der Kaiserin Maria Theresia. Die große Schwierigkeit war nur, diese für den Gefangenen zu interessieren. Ein Unterhändler, den die Prinzessin in Wien hielt, entdeckte ihr schließlich die geeignete Persönlichkeit — einen Mann niedrigsten Standes, der als Parkettbohrer in der Hofburg bedienstet war und jeden Morgen um 6 Uhr im Schlafgemach der Kaiserin das Kaminfeuer anzuzünden hatte, wobei Maria Theresia zuweilen mit dem Manne, einem geborenen Savoyarden, einige Worte wechselte. Der Agent der Prinzessin suchte ihn auf, versprach ihm eine Belohnung von zehntausend Dukaten und zahlte sofort eine Summe von zweitausend Dukaten an. Es gelang dem Bedienten, in geschickter Weise die Gedanken der Kaiserin mit dem Gefangenen von Magdeburg zu beschäftigen; sie schritt zu seinen Gunsten ein, und Friedrich mochte ihr wohl die Bitte, die erste nach dem Abschluß des Hubertusburger Friedens, nicht abschlagen. Trenck hat später diesen sonderbaren diplomatischen Auftrag eines Kaminheizers von seiner Prinzessin selbst in allen Einzelheiten erfahren, und ich hörte sie von ihm aus seinem eigenen Munde.

Friedrich sandte also nach Magdeburg Befehl, den Baron Trench aus seinem Kerkerloch herauszuziehen, ihm bürgerliche Kleidung und etliches Geld zu geben, und ihm einen Eid abzunehmen, daß er sich niemals wieder auf preussischem Gebiet sehen lasse, vor allem aber das strengste Schweigen beobachten solle. Trench versprach alles, was man von ihm verlangte, und reiste ab. Nachdem er sich in verschiedenen kleinen deutschen Städten aufgehalten hatte, ließ er sich zuletzt in Lachen nieder, wo er in dem Hause des Bürgermeisters verkehrte und dessen jüngste Tochter heiratete.

Seine Originalität verleugnete er auch bei dieser Gelegenheit nicht. Als er nach dem Hochzeitsmahl mit seiner schönen jungen Frau allein war, schloß er das Zimmer ab, nahm eine Pistole in die Hand und sagte ihr:

„Man hat sich erlaubt, mir einige Geschichten über deine Vergangenheit zuzutragen. Als dein Gatte kann ich verlangen, die Wahrheit zu hören. Also wähle: entweder eine Generalbeichte oder den Tod von meiner Hand.“

Die arme Dame warf sich in Todesangst ihm zu Füßen und flehte ihn um Gnade an. Er war unerbittlich, und sie legte endlich die von ihm verlangte Beichte ab, wobei sie in ihrer Furcht vielleicht sogar mehr sagte, als wahr war. Als sie geendet hatte, legte Trench die Pistole fort und sagte: „Liebe Frau, du kanntest mich nicht — sonst würdest du dich nicht geängstigt haben. Deine Vergangenheit geht mich nichts an; ich habe dir keinen Vorwurf darüber zu machen und werde dies niemals tun. Ich wollte nur wissen, ob du imstande wärst, die Wahrheit zu sagen; du hast sie gesagt, und ich bin beruhigt. Ich biete dir also meine aufrichtigste Freundschaft, meine innigste Liebe und mein vollstes Vertrauen an.“

Die Dame schlug in Trenchs Hand ein, und sie haben, wie es scheint, sehr einträchtig miteinander gelebt, wenigstens haben sie sieben oder acht Kinder zusammen gehabt.

Nach Friedrichs Tode schrieb Trenck dem neuen König, und bat um Erlaubnis nach Preußen zurückkehren und die Trümmer seines Vermögens in Besitz nehmen zu dürfen. In Berlin war sein erster Gang zu der hohen Dame, die so verhängnisvoll in sein Schicksal eingegriffen hatte. Welch ein Wiedersehen! Die Unterredung dauerte mehrere Stunden, die ganz unter Thränen verbracht wurden. Ein Mann mit weißem Haar, den Rücken gekrümmt von den sechzig Pfund schweren Eisenketten, die zehn Jahre lang seine Glieder belastet hatten — war das der prächtige Jüngling, dessen Bild die vielen Jahre her im Herzen der Prinzessin Amalie gelebt hatte? Und sie selbst noch mehr entstellt, sie, die einst in der Blüte der Jugend von zauberischer Schönheit gewesen war.

Aber Prinzessin Amalie hatte einen starken Geist, sie gewann es über sich, ihren früheren Geliebten nach seinen Verhältnissen zu befragen, sich zu erkundigen, wie viele Kinder er hätte, wie alt und wie sie erzogen wären; sie versprach ihm, für diese Kinder zu tun, was in ihren Kräften stünde und das älteste Mädchen als Gesellschafterin zu sich zu nehmen. Hierauf nahmen sie Abschied voneinander, um sich niemals wiederzusehen. Trenck reiste nach Ostpreußen, wo er sein Vermögen, das fast dreißig Jahre lang unter Sequester verwaltet war, sehr zusammengeschmolzen fand. Als er nach Berlin zurückkam, hatte die Dame, deren letzte Kräfte dies Wiedersehen erschöpft hatte, inzwischen ihr trauriges Dasein beschlossen.

Trenck hatte in seinem Vaterlande keine Verwandten, keine Freunde und keine Ausichten mehr und beschloß daher, nach Frankreich zu gehen, um dort seine Lebenserinnerungen zu veröffentlichen. Er schmeichelte sich außerordentlich, als Opfer des Despotismus von den Franzosen, die so laut den Ruf nach Freiheit erhoben hatten, mit offenen Armen aufgenommen zu werden.

Er ging also nach Paris, wurde dort aber gar nicht beach-

tet und lebte in geradezu drückender Armut. Trotzdem entging auch er dem Argwohn der Bergpartei nicht; auf die inhaltsleersten Verdachtsgründe hin beschuldigte man ihn, ein geheimer Abgesandter der Despoten zu sein und schickte ihn auf das Blutgerüst.

Auf seinem Todeswege sagte er zu der gaffenden Menge, die seinen Karren umdrängte:

„Was habt ihr denn zu gucken, Leute? 's ist doch nur eine Komödie à la Robespierre.“

So ging mit dem Gleichmut einer starken Seele und mit der Ruhe, die das Bewußtsein der Unschuld verleiht, dieser außerordentliche Mann in den Tod.“

Indem ich nun in bezug auf das fernere Schicksal Trenck's auf die „Lebensgeschichte“ hinweise, die für sich selbst sprechen mag, möchte ich nur noch ein paar Worte mehr als Thiébault, der ja nicht immer gerade stichhaltig ist, über unseres Helden letzte Tage in Paris und sein schreckliches Ende vorbringen, und damit den tragischen Abschluß dieses originellen Mannes geben, da seine Memoiren nur bis 1791 reichen.

Trenck hatte sich durch seinen anmaßenden und unruhigen Charakter, dadurch daß er überall Feinde sah, was geradezu in Verfolgungswahnsinn ausartete, und schließlich dadurch, daß er der französischen Revolution das Wort redete, auch in Oesterreich unmöglich gemacht, wo er seine letzte Zuflucht gefunden hatte. Er, der stets gegen den Despotismus in seinen Schriften ankämpfte, zog gleichsam die letzte Konsequenz, indem er sich der französischen Revolution in die Arme stürzte und die Franzosen in Wort und Schrift — belehren wollte.

Obschon Trenck stets ein Brausekopf war, hütete er sich doch als Ausländer in Paris die Versammlungen zu besuchen, da er wußte, daß er als solcher vogelfrei war. Trotzdem machte er sich als Preuße und Baron verdächtig und er geriet in die Hände Robespierres. Am 7. Thermidor des Jahres II

(25. Juli 1794) erschien der alte Mann, dessen hohe Gestalt alle überragte, vor dem Revolutionstribunal, unter der lächerlichen Anklage, als geheimer Agent dem König von Preußen gebient und die Verschwörung der Gefangenen von St. Lazare angezettelt zu haben.

„Ihr werdet beschuldigt,“ fuhr ihn der Präsident Hermann an, „mit den Herrschern Europas gegen die Freiheit der Franzosen Euch verschworen zu haben. Man hat einen Brief aufgefangen, in welchem Ihr Euch auf höchst zweideutige Weise über die neuesten Ereignisse ausdrückt.“

„Ihr seid getäuscht worden,“ versetzte Trench. „Ich habe seit langer Zeit nichts mehr mit den Großen der Erde zu schaffen, welche mich einst so schmählich mißhandelt haben. Oder wähnt Ihr, sie würden mich zu ihrem Vertrauten erwählen, von dem sie wissen, daß er ihnen Rache geschworen?“

Er entblößte hiermit seinen Arm und zeigte die Narben seiner Fesseln, was sichtlich Eindruck machte. Hierauf verlangte er sich näher erklären zu dürfen. Obschon der blutgierige Fouquier-Tinville als Ankläger Einspruch erhob, ward dem Beschuldigten das Wort erteilt. Er begann:

„Bürger! mehr als zehn Jahre meines Lebens war ich mit Ketten belastet, bis endlich ein glücklicher Umstand mich erlöste. Ihr könnt denken, daß ich die neuerrungene Freiheit als ein unschätzbares Gut zu würdigen wußte, und mein Bestreben war, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Ich vermählte mich in Aachen mit der Tochter des dortigen Bürgermeisters, widmete mich dem Handel, den Kriegswissenschaften und der Literatur. Ich gründete eine Zeitung, die ich später aus Achtung für eine hohe Wohltäterin wieder aufgab, doch ohne deshalb meinen Grundsätzen zu entsagen. Dies geschah 1772. Von 1772 bis 1774 durchreiste ich Frankreich und England, und in Paris erwarb ich die Freundschaft Franklins, des weisen Mannes von spartanischer

Zugend, auf welchen ich jenen berühmten lateinischen Vers dichtete: ‚Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis!‘ Nach meiner Heimkehr wollte man mir ein öffentliches Amt vertrauen, aber der Tod meiner Wohltäterin, der großen Maria Theresia . . .“

Fouquier und der Präsident selbst ermahnten Trenck strenge vor einem Revolutionstribunal nicht das Lob gekrönter Häupter zu posaunen, doch, ohne sich stören zu lassen, fuhr er fort:

„Nach dem Tode der großen Maria Theresia zog ich mich nach Ungarn zurück und baute meinen Kohl. Ja, Bürger, der, welchen ihr beschuldigt, den Aristokraten anzuhängen, war Franklins Freund und führte den Pflug in der Ebene von Zverbach. Im Jahre 1786 erhielt ich endlich die Erlaubnis, mein Vaterland wiederzusehen; doch blieb ich nicht längere Zeit in Preußen, als ich bedurfte, die Schuld der Dankbarkeit abzutragen. Der Gegenstand meiner ergebensten Gefinnung sank bald darauf ins Grab, und ich verbannte mich wiederum, diesmal freiwillig aus dem Lande, in welchem ich alles durchgemacht, was irgend nur den Menschen erhebt oder zerschmettert. Um jene Zeit erschienen meine „Denkwürdigkeiten,“ welche, wie ihr wißt, die Aufmerksamkeit ganz Europas erregten. Wäre ich den Grundsätzen der Freiheit minder ergeben gewesen, ich hätte damals leicht mein Glück machen können, indem ich diese Grundsätze opferte; aber ich blieb standhaft und hatte deshalb neue Verfolgungen zu erdulden. Bürger, ich war der erste, der zu Wien laut und öffentlich die französische Revolution vertrat. Ich wurde deshalb mit siebentägigem Arrest belegt und erhielt die Weisung, kein Wort mehr über diesen Gegenstand drucken zu lassen, wenn ich nicht in Wien aufs neue eingekerkert sein wollte. Ihr werdet gestehen, Bürger, daß dies eine sonderbare Aufführung für einen Knecht der Tyrannei, für einen Aristokraten war! Über meinen Pariser Aufent-



halt fragt den Vorsteher den Sektion des Lombards, ob ich mich nicht stets als guter Bürger und Ehrenmann betragen habe?"

Fouquier-Tinville mußte die Anklage auf Aristokratie fallen lassen, um sich desto eifriger an die Verschwörung des Gefängnisses zu St. Lazare zu halten, an der Trench mit sechzig andern teilgenommen haben sollte, was er abzuleugnen verschmähte, indem er behauptete, es sei das Recht des Eingekerkerten, sich zu befreien. So wurde denn der Unglückliche am 25. Juli 1794 zum Tode verurteilt. Ein Wort des Leugnens hätte ihn vielleicht gerettet, da ihm die Geschworenen günstig waren. Um zwei Uhr wurde das Todesurteil gesprochen. Kurz vorher hatte Trench noch dem Grafen Bayluis das letzte Andenken an Amalie, eine Dose mit ihrem Porträt, übergeben. Um vier Uhr brachten die Karren schon die Verurteilten zum Richtplatz. Die Verurteilten, darunter auch Trench, sangen. Mit entschiedenen Zeichen des Mitgeföhls betrachtete das Volk die vorüberfahrenden Karren. Man war am Fuße der Guillotine angelangt. Hier zeigte nun Trench die ganze Kraft seiner Seele, seinen ungebeugten mächtigen Willen. Er verschmähte es, der erste zu sein. Einen Kopf nach dem andern sah er fallen, mit gekreuzten Armen, die Augen fest auf das blutige Schauspiel gerichtet, sah er ruhig zu, wie es sich 29 mal wiederholte. Hoch über alle Häupter ragte seine riesige Gestalt. Sein graises Haar flatterte um das energische Antlitz. Da fiel Bouchers Haupt. Er war der Vorletzte. Festen Schrittes ging Trench nun auf das Schafott zu. Die Stufen der Treppen dröhnten unter seinen wuchtigen Schritten. Oben angelangt, übersah er ruhig die Menge. „Franzosen,“ rief er, „wir sterben unschuldig. Unser Tod wird gerächt werden durch euch — stellt die Freiheit her, indem ihr die Ungeheuer opfert, die sie schänden.“ Schnell warf er sich in die Maschine. Sausend fuhr das Beil herunter, und Trenchs Haupt rollte in den Sack des Henkers. Nur drei Tage

später fiel das Haupt — Robespierres, und Trench, der so gut prophezeit hatte, wäre gerettet gewesen.

Merkwürdig wie sein Leben, war also auch sein Ende. Er war sicher ein deutsches Original, wenngleich ihm sein Leben, das er nicht bändigen konnte, zu nichts zerrann. Das mochte er wohl selbst eingesehen haben, denn sein Epilog lautet: „Wenn ich so überdenke, was ich in meinem Leben alles gewesen bin: Liebling des einzigen Königs, Soldat dreier Monarchen, jetzt von allen Freuden umdrängt, nur der düstere Freund einer philosophischen Spinne, heute von Fürsten gesucht, morgen mit Geschenken überhäuft, daß ich nur wieder gehen möchte, jetzt ein glücklicher Landwirt, dann ein Schriftsteller, und hier wieder Proteus — bald Wahrheitsfreund, bald Lügner, bald Apologet für das Laster und Lasterer der Tugend, und selten Liebhaber der Gerechtigkeit — in jeder Lage so ein laudermwelsches Quodlibet, daß ich oft selbst nicht weiß, ob ich mich lieben oder verabscheuen, entschuldigen oder strafen soll!“

Möge denn das deutsche Publikum im folgenden wieder über Fehler und Vorzüge dieses merkwürdigen Mannes entscheiden, und vielleicht findet seine Lebensgeschichte wieder so viel Interesse, daß sie neuerdings wie ehemals zum Volksbuch wird.

Des Freiherrn Friedrich von der Trenck  
merkwürdige Lebensgeschichte



Ich wurde geboren den 16. Februar 1726 in Königsberg in Preußen. Mein Vater <sup>1)</sup> starb daselbst im Jahre 1740 als königlich preussischer Generalmajor der Kavallerie, Ritter des Militärordens, Landeshauptmann und Erbherr auf Grossscharlach, Schakaulack und Meicken, welches seit dreihundert Jahren Trenck'sche Stamm- und Lehngüter sind. Er nahm achtzehn Narben in das Grab, die er für das Vaterland aufzuweisen hatte, und der große Friedrich ließ ihn mit den Ehrenzeichen eines Generalleutnants begraben.

Meine Mutter war eine Tochter des Königsbergischen Hofgerichtspräsidenten von Derschau. Einer ihrer Brüder war der königlich preussische Etatsminister und Generalpostmeister der königlichen Staaten in Berlin. Zwei andere Derschau waren Generale der Infanterie <sup>2)</sup>.

Sowohl von Vater- als Mutterseiten sind meine Ahnen in den preussischen Chroniken unter den alten deutschen Ordensrittern bekannt, welche ehemals Kurland, Preußen und Lievland eroberten, auch unter sich in Ämter und Valleien verteilten. Eigentlich stammen die Trenck aus dem fränkischen Kreise <sup>3)</sup>.

Weit über die Vorurteile des adligen Pöbels erhaben, lache ich herzlich mit, wenn Menschen ohne persönliches Verdienst, ohne Adel des Herzens, sich bei ihrem hochadeligen Stammbaume wie Schwammgeschöpfe aufblähen und durch bestaubte Diplome oder tausendjährige Geschlechtsregister eine besondere Achtung zu fordern sich berechtigt glauben.

Noch verächtlicher betrachte ich den Grafen, Edelmann und Fürsten in solchen Ländern, wo man gegen bare Erlegung sicherer Geldtaxen, auch ohne Ehre, ohne Verdienst, ohne Blut,

1) Christian Josef Ehrenreich, Freih. v. d. Trenck, gest. am 14. Mai 1740.

2) Christian Wilhelm v. Derschau, preuß. Generalmajor, gest. 1742.

3) Die Trenck's sind als fränkisches Geschlecht schon im 13. Jahrh. bekannt und kamen mit dem Deutschen Orden nach Preußen.

noch Fähigkeit, noch Willen, dem Vaterlande edel zu dienen, alle Diplome erkaufen kann.

Ich habe hier folglich allein deshalb etwas von meinem Stammbaum sagen müssen, weil mich einige dergleichen geadelte Hanswürste ihres sogenannten Herrenstandes unwürdig glaubten, und wohl gar ausgesprengt hatten ... die Trenckischen Ahnen wären nur slavonische Räuber gewesen und niemals in forma usitata in Wien mit Wappen und Prädikaten begnadigt worden, folglich keiner Achtung würdig.

Genug hiervon für jetzt, für allezeit.

Von meinen Kinderjahren sag' ich gar nichts; dieses Buch soll kein Kinderroman werden: und ernsthafte Geschichten mit wirklich wunderbaren Vorfällen fordern Raum in diesen Blättern.

Mein Temperament war sanguinisch-cholerisch, und erst im vierundfünfzigsten Jahre wurde das cholerische vorherrschend.

Trieb nach Freuden und Leichtsinne waren folglich die angeborenen Fehler, welche meine Lehrer zu bekämpfen hatten: Das Herz war biegsam, aber eine edle Wißbegierde, ein Nach-eiferungsgeist, eine unruhige Arbeitsamkeit, ein bei allen Gelegenheiten angefachter Ehrgeiz waren die Triebfedern, welche nach dem Entwurfe meines aufgeklärten Vaters einen brauchbaren Mann aus mir bilden sollten. Kaum war ich Jüngling, so keimte schon eine Art von Stolz in meiner Seele, welcher auf das Gefühl des inneren Werts Wurzel faßt. Ein einsichtsvoller Lehrmeister, welcher mich vom sechsten bis in das dreizehnte Jahr leitete, arbeitete aber unausgesetzt, um diesen empörenden Stolz in eine gemäßigte Eigenliebe zu verwandeln. Durch Gewohnheit, beständig mit Schulbüchern beschäftigt zu sein, durch Anfrischung, Erquickungstunden und Lob wurde mir die Arbeit ein Zeitvertreib, das Lernen eine Gewohnheit und die strengste Erziehungsart eine ungefühlte Bürde. Wenn ein Jüngling einen geduldigen und wirklich gelehrten Instruk-

tor hat, der ihn zugleich liebt und Freude in seiner Unter-  
richtung findet, wenn dieser Jüngling vom sechsten bis in das drei-  
zehnte Jahr täglich von fünf Uhr früh bis sieben Uhr abends  
zur Arbeit angehalten wird, und zugleich einen leichten Begriff,  
einen gesunden Leib, einen forschenden Verstand und ein großes  
Gedächtnis, mit einer regelmäßigen Organisation besitzt, wenn  
seine Lehrer ihn bei seiner Schwäche zu lenken und sein Feuer  
so anzufachen wissen, daß es keine Funken in wachsende Leiden-  
schaften aussprühen kann: dann allein ist es möglich, daß der  
Schüler, so wie ich, schon im dreizehnten Jahre alle Schul-  
studia gründlich absolvieren und zu den höheren Wissenschaften  
auf Universitäten schreiten kann.

Mein Vater schonte kein Geld, wo Gelegenheit war, etwas  
zu lernen. Mit Fechten, Tanzen, Reiten und Voltigieren wur-  
den meine Erquickungsstunden beschäftigt. Und wenn ich ir-  
gendwo müde wurde oder Ekel merken ließ, dann durfte man  
mir nur versprechen, daß ich nach vollbrachter Lektion ein paar  
Stunden Vögel schießen, Fische fangen oder spazierenreiten  
durfte: so war im Augenblicke alles memoriert, und Wonne  
und Freude verbreiteten sich bei der strengsten Kopfarbeit in  
meine ganze Seele.

Man blieb aber nicht allein bei den toten Büchern, die nur  
den Kopf anfüllen und den Gelehrten bilden. Man arbeitete  
zugleich auf das Herz, auf das Sittliche und auf die moralis-  
chen Empfindungen des Jünglings hin.

Meine Eltern und Lehrer waren lutherischer Religion; folg-  
lich lehrte man mich nie glauben, daß man böse Werke mit  
guten abrechnen könne, daß man Vorbitter im Himmel erheu-  
cheln, arme Seelen erlösen, noch alles blindlings glauben müsse,  
was die Priester wollen. Ich kannte Rom aus der schändlichen  
Kirchengeschichte, und habe allezeit einen unheilbaren Haß  
gegen Zwang, Aberglauben und Betrug in meinem Herzen em-  
pfunden. Rekreativstunden durfte man mir wenig gestatten:

überall waren Händel, wo ich mich einmischte, und wo lustige Streiche gespielt wurden, wo man mit verkleideten Gespenstern das Gesinde schreckte oder wo Zucker und Obst genascht wurden, da war Fritz gewiß der Urheber, allezeit aber sicher im Verdacht. Hierdurch übte ich mich in listigen Ausflüchten und geriet durch Notlügen in den Geschmack, anderen Leuten die Nase zu drehen und die Wahrheit listig zu bemänteln.

Meine Lebhaftigkeit war unbegrenzt. Durch liebevolle Worte war aber alles von mir zu erhalten, wogegen mich Schläge und niedrige Handlungen empörten und halsstarrig machten. Die ganze Grundanlage meiner Erziehung war demnach auf Ehrgeiz, Lob und Tadel gegründet. Und weil geschwinde Begriffe und unausgesetzte Arbeit mich früher klüger machten, als alle Jünglinge, die ich zum Umgange fand; weil ich mich von allen Menschen loben und von vielen bewundern sah, so geriet ich unbemerkt aus der Eigenliebe in einen Stolz, in eine gewisse Menschenverachtung oder Tadelssucht, die mir bis zum grauen Haare angeklebt hat, mir viele Händel in der Welt verursachte, und meiner Feder den satirischen, beißenden Ton einflößt, mit welchem alle meine Schriften durchwebt sind, die mir bei denen, welche mich nicht persönlich kennen, das Urtheil eines gefährlichen, unruhigen Mannes verursachen. Mein Vater war durchaus Soldat. Tapfer und ehrgeizig sollten alle seine 3 Söhne werden. Wenn demnach einer den andern schimpfte oder beleidigte: so durften wir nicht mit den Haaren raufen. Es geschah eine förmliche Herausforderung mit hölzernen Säbeln, die mit Leder überzogen waren. Und der Alte sah lächelnd zu, wenn wir uns herumsäbelten, eben hierdurch aber in den Fehler gerieten, Händel zu suchen, um bei jedem Siege gepriesen zu werden.

Nichts konnte mich mehr aufbringen, als wenn ich einen anderen Jüngling loben hörte. Ich wollte mehr wissen als ein jeder, und gleich waren Händel da, wo wir zusammenkamen.



Dieser nicht bei Zeiten gedämpfte Fehler, und die Gewohnheit, daß ich bei allen öffentlichen Prüfungen allezeit der erste blieb, haben einen so nachtheiligen Einfluß auf meine Begriffe von mir selbst verursacht, daß ich in allen Begebenheiten meines Lebens lieber brechen als biegen, keinem stolzen gebieterischen Menschen nachgeben noch ausweichen wollte, einen jeden angriff und beleidigte, welcher mich zu verachten schien; und daß ich mich viel zu früh als ein vorwitziger Jüngling schon in die Klasse der großen Männer schwingen wollte. Hieraus erwuchs mir der Neid und alle Verfolgungen, die ich mir bei vielen Gelegenheiten durch Enthaltbarkeit und Mäßigung hätte vom Halse rücken können. Wenn aber einmal der Angriff geschehen und die Bürde aufgeladen war, dann gestattete der Ehrgeiz nicht mehr nachzugeben. Verschiedene Versuche glückten; und eben hieraus erwuchs der Fehler, daß ich mit dem besten Menschenherzen, welches niemals jemand meinesgleichen beleidigen konnte, allezeit Freude im Wohltun fühlte, und Wehrlose, oder die, welche von meinen Befehlen abhingen, nicht einmal zu strafen, viel weniger zu mißhandeln fähig war, dennoch alle die verachtete, auch wohl gar angriff, welche mit gebieterischem Tone auftraten, oder mir als Vorgesetzte, unumschränkte Gewalt in Herrschergestalt zeigen wollten. Ich hatte folglich allezeit mit Mächtigen zu kämpfen. Aufgebracht gegen alle Eigenmacht, wollte ich mir keine Schranken der Ehrfurcht von solchen Befehlshabern vorschreiben lassen, die ich weit übersah, die ein niederträchtiges Herz besaßen und in meinen Augen nur Verachtung verdienten. Das Amt hatte ich nie gelernt vom Manne unterscheiden. Ich wollte überall Gerechtigkeit, Großmut und Gelehrsamkeit finden. Alles sollte nach meinen Schulbüchern angeordnet sein.

Bei der edelsten und besten Fürsorge für meine Erziehung, um einen glücklichen Mann aus mir zu machen, entstand demnach durch eine Nachsicht oder Versäumung in solchen Grund-

sätzen, die in despotischen Staaten unentbehrlich sind, eben das Gegentheil des Zweckes. Ein republikanischer, nach erhabenen Grundsätzen der edelsten Freiheit und Menschenliebe gebildeter Kopf sollte in Friedrichs Staaten mit großen Talenten zu großen Ehrenstufen gelangen? Welcher Widerspruch, welche verfehlte Grundanlage! Man erzog mich für den Dienst eines durch Eigenmacht beherrschten Vaterlandes, mit den Grundsätzen, mit dem ganzen Enthusiasmus eines freigeborenen Menschen; man lehrte mich die Sklavenpeitsche weder kennen, noch ausweichen, sondern nur verachten. Was Wunder, wenn ich ihr Klatschen niemals um meine Ohren dulden wollte, und dann als Rebell behandelt wurde. Die Herren Reformatoren erhalten ihre Lorbeerkrone erst jenseits des Grabes: hier verschmachten sie meistens in Gefängnissen oder seufzten im Marrenhause. Und die Märtyrerehre hätte ich gewiß nie angestrebt, wenn mir mein Schicksalsbuch wäre aufgedeckt worden. Wunderbar und zugleich lehrreich ist aber mein Lebenslauf gewiß, weil man an mir ein Beispiel findet, wie ein junger Mensch, dessen Herz von der edelsten biegsamsten Art war, dessen Erziehung alle möglichen Vorteile und Anwendungen erhielt, der gar keinem Laster ergeben war, der allein für Wissenschaften, für Ehre und Tugend arbeitete, sich niemals zu bösen Gesellschaften verleiten ließ, in seinem ganzen Leben nie berauscht war, nie das Spiel liebte; keine Stunde dem Müßiggange, noch der tierischen Wollust aufopferte, allen möglichen Fleiß anstrebte, um ein vorzüglich brauchbarer Mann zu werden . . . dennoch in ein solches Schicksalslabyrinth verwickelt wurde, welches sogar für einen Bösewicht, Erztaugenichts und Übeltäter noch zu anhaltend grausam wäre.

Das gewöhnliche Jugend- oder Kinderjahrglück habe ich nie genossen. Der ganze Tag war mit Anstrengung und Lernen beschäftigt; sogar der Schlaf wurde mir deswegen abgebrochen, besonders weil mein Instruktor ein alter Mann

war, welcher, weil er selbst wenig schlief, mir auch wenig Ruhe gestattete.

Die Jünglingsfreuden genoß ich noch weniger, denn im achtzehnten Jahre war ich schon unglücklich und schmachtete ohne Verschulden im Gefängnis zu Glatz. Als Mann hatte ich mit tausend Widerwärtigkeiten zu ringen, erlebte zweimal die Konfiskation meines Vermögens und saß vom siebenundzwanzigsten Lebensjahre bis zum siebenunddreißigsten im Kerker zu Magdeburg, ohne Tageslicht, gefesselt.

Selbst seit meiner wieder erhaltenen Freiheit hatte ich beständig Drangsale und Verfolgungen zu bekämpfen. Nun bin ich ein Greis. Des Alters Schwächen brechen hervor. Die Munterkeit des Geistes verschwindet, das Feuer erlöscht, der Gliederbau sinkt, die Kräfte zum Widerstand sind geschwächt; Krankheiten brechen hervor und fordern eine neue Art von Geduld, die mir bisher unbekannt war . . . Meine Kinder wachsen heran. Ich mache mir Vorwürfe, ihre Rechte durch meine Unbeugsamkeit verkürzt zu sehen. Vorwärts sehe ich nichts als Sorgen, um mich her nichts als gefährliche Feinde und hinter mir erblicke ich zwar die aufgehende Sonne des Nachrufs, deren Strahlen mich aber nicht erquickten, nur meine Grube beleuchten können. Ich empfinde demnach das, was der Weise fühlt, welcher Welt und Menschen kennt. Ich fühle, sag' ich, daß ich genug gelebt habe, und sehne mich nach Ruhe, die für Männer meiner Gattung erst jenseits des Todes zu hoffen ist . . .

In meinem dreizehnten Lebensjahre fand mein Vater schon für notwendig, und meine Lehrer fanden mich für tüchtig, daß ich die Universitätsstudien anfang und wirklich immatrikuliert wurde. Man übergab mich dem berühmten Professor Kowalewski<sup>1)</sup>, welcher dem Vaterlande viele große Männer gebildet

1) Cölestin Kowalewski, deutscher Rechtsgelehrter, Professor in Königsberg, wo Trenck studierte, geb. um 1700, gest. in Königsberg 1791.

hat. Bei ihm war ich nebst vierzehn anderen Edelleuten aus den besten Familien des Reiches in Kost und Wohnung. Der Zwang, die Ordnung, die strenge Applikation in diesem Lehrhause gefiel zwar dem neugebackenen Studenten nicht. Ich war unter mehr als 3500 der jüngste in Jahren und wußte mehr als vierundzwanzigjährige Akademisten. Jedermann bewunderte meine Jugend und Fähigkeit, weil es fast ohne Beispiel ist, daß ein Jüngling von dreizehn Jahren schon auf lutherischen Universitäten Student wird, Collegia juridica und alle erhabenen Lehrstühle zu besuchen imstande ist. Alles dieses erhob meine Wißbegierde, zugleich aber auch meine Selbstschätzung.

Im März 1740<sup>1)</sup> starb mein rechtschaffener Vater, und meine Mutter heiratete in zweiter Ehe den Grafen Kostange, Oberstleutnant des Kiowschen Kürassierregiments, verließ Preußen und folgte ihrem Manne nach Breslau. Meine Schwester heiratete den einzigen Sohn des alten Generals der Kavallerie von Waldow<sup>2)</sup>, welcher quittierte und mit ihr auf seine Güter nach Hammer in das Brandenburgische reiste. Ich verlor also alles, was ich liebte; und mein zweiter Bruder Ludwig trat als Fahnenjunker in das Kiowsche Regiment, den jüngsten hingegen nahm meine Mutter nach Schlesien.

Nun war ich allein und mir selbst überlassen. Mein Vormund war der Hofgerichtspräsident von Derschau, mein Großvater, einer der gelehrtesten Männer im Lande. Dieser liebte mich unbegrenzt: ich mußte ganze Tage bei ihm zubringen: er fand Freude in meiner Belehrung, und viele Kenntnisse habe ich seinem Unterrichte zu danken. Er war stolz auf seinen Enkel, hingegen gestattete er mir alle kleinen Ausschweifungen liebreich und gab mir mehr Geld, als ich bedurfte.

1) Nach Wurzbachs biogr. Lexikon am 14. Mai.

2) Arnold Christoph v. Waldow, preuß. Generalleutnant, Gouverneur von Breslau (1672—1743).

In meinen Studien versäumte ich nichts, hörte die Collegia juridica, physica, mathematica und philosophica zugleich, repetierte sie alle in Privatstunden bei meinem Professor zu Hause und war wegen meines geübten und außerordentlichen Gedächtnisses der Liebling und die Bewunderung aller meiner Lehrer. Auch in der Ingenieurkunst war ich bald einer der geschicktesten im Zeichnen. Und die italienische und französische Sprache hatte ich zu Hause gelernt.

Am Ende des 1740. Jahres geriet ich in Händel mit einem gewissen Herrn von Wallenrodt<sup>1)</sup>, der mit mir in einem Hause studierte. Als ein baumstarker Mann verachtete er meine Jugend und gab mir eine Ohrfeige. Ich forderte ihn als Student auf die Klinge. Er erschien nicht und spottete meiner, deshalb wählte ich meinen Sekundanten und griff ihn auf der Straße mit dem Degen in der Faust an. Wir schlugen uns, und ich hatte das Glück, ihn am Arm und zuletzt an der Hand zu verwunden.

Herr Doktor Kowalewski, mein Hausherr, verklagte mich bei der Universität. Ich wurde mit drei Stunden Arrest bei dem Pedell bestraft. Mein Großvater aber, welchem mein Feuer gefiel und der mein Betragen bei beleidigter Ehre rühmte, nahm mich sogleich aus diesem Hause und übergab mich dem Professor Christiani<sup>2)</sup> von dem Grabenschen Stipendienkollegium. Hier genoß ich nun der vollkommensten Freiheit, und diesem Manne habe ich alle meine physischen Kenntnisse und viele Wissenschaften zu danken. Er liebte mich väterlich, unterhielt sich zuweilen bis Mitternacht mit mir allein in gelehrten Unterredungen und brachte mir den wahren Geschmack für Literatur und Wissenschaft bei. Er gab mir die ersten Grundsätze von

1) Jedenfalls ein Sohn des preussischen geh. Stats- und Kriegsministers Joh. Ernst v. Wallenrodt, der 1766 in Königsberg starb.

2) Karl Andr. Christiani, geb. in Königsberg 1707, ord. Professor der praktischen Philosophie in Königsberg (s. Meusel, gelehrt. Deutschl.)

der Menschenkenntnis, von Physiognomie und Anatomie, und unter seiner Führung hielt ich im Jahre 1742 eine öffentliche Rede und zwei Disputationen im Universitätsoratorium mit allgemeinem Beifalle, denn im sechzehnten Lebensjahre hatte vor mir noch keiner diese Ehre genossen, diese Proben abgelegt.

Drei Tage nach der letzten Dissertation wurde ich von einem sicheren Händelmacher und Renommisten gereizt und fast gezwungen, mich mit ihm zu duellieren. Ich brachte ihm einen Stoß in der Hüfte an und gleich erschien ich mit Stolz auf der Universität mit einem großen Haudegen und Renommistenhandschuhen.

Raum vierzehn Tage nach dieser Geschichte beleidigte ein Leutnant von der Garnison meinen Freund, der ein verzagtes Herz im Busen trug. Ich übernahm seine Sache, suchte Gelegenheit, fand sie; wir schlugen uns unweit dem Schloßplatze, und mein Gegner ging mit zwei Wunden nach Hause.

Hier muß ich zur Aufklärung nur dieses anmerken, daß damals die Universität noch große Privilegien genoß, das Raufen war noch eine Ehre und erlaubt, auch fast nicht zu hindern, weil allein gegen 500 lieb- und kurländische, schwedische, dänische und polnische feurige Edelleute in Königsberg studierten. Seitdem ist alle Unordnung eingeschränkt worden, hingegen die Universität in Verfall geraten, bis endlich gegenwärtig verfeinerte Sitten die studierende Jugend überzeugt haben, daß man auf Universitäten wetteifernd lernen, aber nicht raufen müsse.

Im November 1742 schickte der König seinen Generaladjutanten, den Baron Wyllich von Lottum<sup>1)</sup>, in Geschäften nach Königsberg. Er war ein Verwandter meiner Mutter. Ich aß mit ihm zu Mittag bei meinem Großvater; er ließ sich mit mir in eine Unterredung ein und prüfte mich durch ver-

1) Friedr. Wilh. Reichsgraf v. Wyllich-Lottum (1716—1774), preuß. Generalmajor und Kommandant von Berlin.

schiedene Fragen. Endlich brachte er scherzend vor, ob ich nicht mit ihm nach Berlin reisen und für das Vaterland den Degen, wie alle meine Vorfahren, führen wolle? Bei der Armee sei bessere und würdigere Gelegenheit zum Kaufen als auf der Universität. Soldatenblut rollte in meinen Adern, gleich sagte ich „Ja“ und reiste in wenigen Tagen mit ihm nach Potsdam.

Den Tag nach unserer Ankunft wurde ich dem Könige vorgestellt, welcher mich schon vom Jahr 1740 kannte, da ich von der Universität als einer der geschicktesten Zöglinge vorgestellt wurde. Gnädig, liebeich wurde ich empfangen. Einige richtige Antworten auf Friedrichs erleuchtete Fragen, und mein vorzüglicher Wuchs, mein ganz freies, unerschrockenes Wesen gefiel ihm, und sogleich erhielt ich die Uniform der Garde du Corps als Kadett, mit der Versicherung meines künftigen, meinem Verhalten angemessenen Glücks.

Die Garde du Corps war damals die Pflanz- und Lehrschule der preussischen Kavallerie. Sie bestand nur aus einer Eskadron auserlesener Leute von der ganzen Armee. Die Uniform war die prächtigste in Europa, und die Equipage eines Offiziers kostete zweitausend Reichstaler, weil sogar der Kürass mit massivem Silber überzogen war und mit seinen Beschlägen und Reitzzeug allein siebenhundert Reichstaler betrug.

Die Offiziere dieses Korps sind die ausgesuchtesten Talente im ganzen Staate. Der König selbst bildet sie; dann werden sie gebraucht, um die ganze Kavallerie die Manöver zu lehren und sind entweder in kurzer Zeit glücklich, oder werden durch den mindesten Fehler kassiert, oder unter Garnisonregimenter gesteckt. Sie müssen zugleich alle Mittel von Hause haben und solche Eigenschaften besitzen, daß sie bei Hofe sowohl als in der Armee vorzüglich zu brauchen sind.

Kein Soldat auf Erden ist wohl mehr geplagt, als ein Garde du Corps, denn in Friedenszeiten habe ich oft in acht Tagen nicht

eben so viel Stunden zur Ruhe übrig gehabt, früh um 4 Uhr geht schon das Exerzieren an. Alle Versuche, die der König mit der Kavallerie machen will, geschehen hier: man springt über Gräben von drei, dann vier, dann fünf und sechs Fuß, dann weiter, bis einige beim Probieren die Hälse brechen. Man setzt über Zäune, macht Karriereattacken von einer halben Meile und oft kamen wir vom Exerzieren mit einigen toten und invaliden Menschen, auch Pferden, zurück. In Potsdam wurde zuweilen in einer Nacht zwanzigmal Alarm geblasen. Die Pferde standen in den königlichen Reitställen, und wer nicht binnen acht Minuten gesattelt und bewaffnet vor dem Schlosse erschien, der mußte vierzehn Tage in den Arrest.

Raum war man im Bette zu Hause, so wurde wieder geblasen, um die Wachsamkeit der Jugend zu üben und in einem Jahre habe ich im Frieden drei Pferde verloren, die die Beine brachen oder überritten wurden. Kurz gesagt, die Garde du Corps verlor damals im Friedensjahr mehr Menschen und Pferde, als vor dem Feinde im folgenden in zwei Bataillen.

Wir hatten damals dreierlei Quartiere. Im Winter bei den Hoffesten und Opern in Berlin, im Frühling zur Exerzierzeit in Charlottenburg und den Sommer hindurch in Potsdam oder da, wo der König war. Alle sechs Offiziere hatten die Tafel mit dem Könige; an Galatagen bei der Königin. Folglich kann wohl auf Erden keine bessere Lehrschule für den Soldaten, auch für den Weltmann sein, als diese.

Nun war ich kaum drei Wochen Kadett, als mich der König nach der Kirchenparade auf die Seite rief und mich wohl eine halbe Stunde lang in allen Fächern examinierte. Er befahl mir, folgenden Tages zu ihm zu kommen.

Er setzte mein ihm so wunderbar gerühmtes starkes Gedächtniß auf die Probe. Er legte mir fünfzig Soldatennamen vor, und innerhalb fünf Minuten waren sie memoriert. Er



gab mir Stoff zu zwei Briefen, die ich in französischer und lateinischer Sprache zugleich verfertigte, einen selbst schrieb, den andern in die Feder diktierte. Und in der Geschwindigkeit mußte ich mit dem Bleistift eine Gegend aufnehmen.

Auf der Stelle ernannte er mich zum Kornet der Garde du Corps, und jeder Ausdruck seiner königlichen Beredsamkeit war ein Feuerfunke, der meine ganze Seele für ihn, für seinen Dienst und für das Vaterland in hellen Flammen brennen machte. Er sprach als König, als Vater und zugleich als Kenner und Schätzer großer Talente; er sah und empfand, was von mir zu erwarten war, und von diesem Augenblicke an war er selbst mein Lehrer, mein Freund und mein Monarch.

Mein Kadettenstand hatte also kaum drei Wochen gedauert, und wenige können sich rühmen, in meinem Vaterlande unter des weisen Friedrichs Szepter ein solches Glück erlebt zu haben.

Nun war ich Offizier von der ersten Garde. Der König schenkte mir zwei Pferde aus seinem Stalle, auch tausend Reichstaler zum Beitrag der kostbaren Equipage, und nunmehr war ich ein Hofmann, ein Gelehrter und ein Offizier bei der schönsten, würdigsten und lehrreichsten Soldatenschule in Europa. Meine Anstrengung im Dienst hatte keine Schranken, so daß mich im August 1743 der König schon wählte, um die schlesische Kavallerie die neuen Manöver zu lehren, welche Ehre noch keinem Jünglinge im achtzehnten Jahre vor mir widerfahren war.

Wir hatten im Winter unsere Garnison in Berlin, wo die Offiziere die Tafel bei Hofe genossen. Und da der Ruf meiner außerordentlichen Gedächtnisfähigkeit mich bald beliebt und bekannt machte, so lebte niemand auf Erden angenehmer als ich.

Der Monarch empfahl mich selbst seiner gelehrten Gesell-

schaft. Voltaire, Maupertuis<sup>1)</sup>, Jordan<sup>2)</sup>, la Mettrie<sup>3)</sup>, Pölnitz<sup>4)</sup> wurden meine Freunde. Ich arbeitete bei Tage in der Soldatenschule und in der Nacht an der Erweiterung meiner Wissenschaften. Pölnitz war mein Führer und Busenfreund, und überhaupt war mein Glück beneidenswert.

Im Jahre 1743 war ich bis auf fünf Schuh elf Zoll herangewachsen, die Natur hatte mir keine Vorteile versagt, wodurch man gefallen und die Herzen der Menschen gewinnen kann. Ich lebte ohne Feind, ohne Neider, und meine Wollust bestand in der edelsten Art von Ruhmsucht.

Bis dahin hatte ich noch gar nichts von Liebe, von Zärtlichkeit empfunden. Der fürchterliche Anblick der Spitäler in Potsdam schreckte mich von allen Ausschweifungen zurück.

Im Winter 1743 war aber in Schweden das Beilager der Schwester des Königs<sup>5)</sup>, der gegenwärtig verwitweten Monarchin und Mutter des regierenden Gustav. Ich hatte dabei als Offizier der Garde die Ehrenwache, auch das Glück, die königliche Braut bis nach Stettin zu eskortieren.

Bei diesem Beilager, wo das Gedränge im Saal zum Erstaunen war, und ich die Inspektion hatte, wurde mir selbst als wachthaltendem Offizier der hintere Teil der rotsamtenen

1) P. L. Maupertuis (1698—1759), berühmter Physiker.

2) Karl Stef. Jordan (1700—1745), Gelehrter, Vize-Präsident der Berliner Akademie.

3) J. Offroy de La Mettrie, Philosoph (1709—1751).

4) Karl Ludw. Freih. v. Pölnitz (1692—1775), der bekannte Memoirenschreiber, den Friedrich der Große wegen seines Humors liebgewonnen und zum grand-maitre des cérémonies ernannt hatte. — An dieser Stelle scheint Trenck mit seinen Bekanntschaften aufzuschneiden. Voltaire kam erst 1750, und La Mettrie 1748 nach Berlin.

5) Louise Ulrike, Schwester Friedrichs des Großen, geb. 1720, die 1744 den König Adolf Friedrich von Schweden heiratete. Über die Intrigen, die dieser Heirat vorangingen, vergl. die Einleitung.

Überweste mit der reichen Krepinarbeit von einem Spitzbuben weggeschnitten und zugleich die Uhr gestohlen.

Dieses verursachte ein scherzendes Gespötte mit dem gestuzten, wachthabenden Offizier. Und eine große Dame<sup>1)</sup> sagte mir bei vorteilhafter Gelegenheit, sie würde mich über meinen Verlust beruhigen . . . Der Ausdruck war mit einem Blicke begleitet, den ich gerne verstand, und innerhalb wenig Tagen war ich der glücklichste Mann in Berlin. Es war unsere beiderseitige erste Liebe, und da sie meinerseits mit der tiefsten Ehrfurcht verbunden war . . . so reut mich ewig kein Unglück, welches aus so edler Quelle sich über mein ganzes Schicksal verbreitete.

Das Geheimnis folgt mir sicher bis zum Grabe. Und obgleich dieses Schweigen einen leeren Raum in dem wichtigsten Vorfall meiner Lebensgeschichte verursacht, und einige Haupttrüffel hierdurch dem Leser unauflöslich bleiben, so will ich doch lieber einige Vorwürfe untreuer Erzählung dulden, lieber hin und wieder undeutlich erscheinen als an einer Freundin und Wohltäterin undankbar handeln. Sie lebt noch und denkt für mich noch ebenso wie vor 43 Jahren.

Ihrem Umgange habe ich die Politur meiner sittlichen und persönlichen Eigenschaften zu danken. Auch im Unglück hat sie mich nie verachtet, nie verlassen; und meinen Kindern allein werde ich sagen, wem sie für meine Erhaltung Dank schuldig sind.

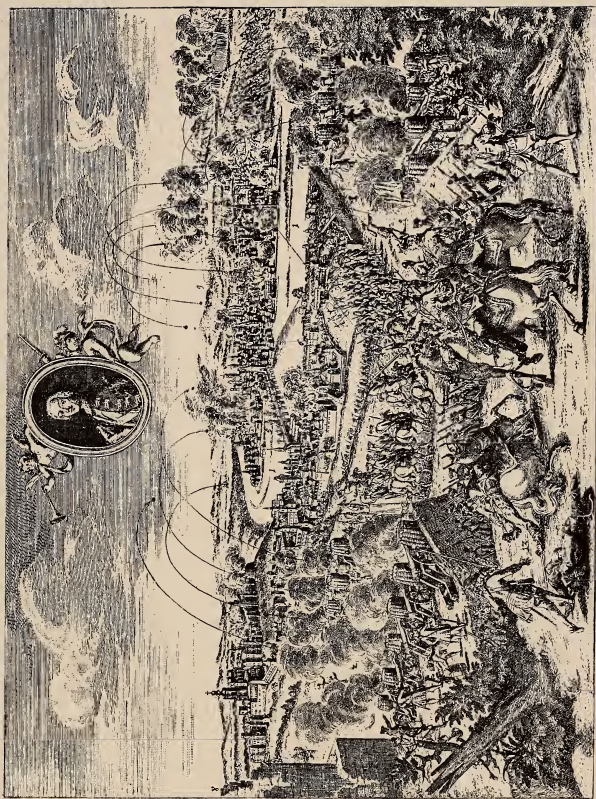
Nun war ich in Berlin auf allen Seiten glücklich. Ich war geachtet, mein König zeigte mir Gnade bei allen Vorfällen, und meine Freundin gab mir mehr Geld als ich brauchte, und bald war meine Equipage die prächtigste bei der Garde. Mein Aufwand fiel in die Augen, denn von meinem Vater hatte ich allein das Stammgut Großscharlach ererbt, welches etwa tausend Taler eintrug.

1) Prinzessin Amalie von Preußen, über sie im Vorwort.

Ich brauchte aber manchen Monat mehr. Man fing an zu raten, zu mutmaßen — wir waren aber beiderseits so vorsichtig, daß sicher niemand etwas entdecken konnte, als der Monarch selbst, der mir, wie ich hernach erfahren, nachspähen ließ, wann ich aus Potsdam oder Charlottenburg heimlich ohne Urlaub nach Berlin sprengte, bei der Wachtparade aber wieder gegenwärtig war. Ein paarmal wurde meine Abwesenheit verraten, mir gebührte Arrest: der König war aber mit der Entschuldigung zufrieden, ich sei auf der Jagd gewesen, und lächelte gnädig bei dem Pardon.

Unangenehmer, glücklicher und wirklich auch nützlicher hat nun wohl kein Mensch in der Welt zugebracht als ich die feurigsten Jugendjahre in Berlin. Ich hätte hier einen ganzen Band von Vorfällen und Nebengeschichten, auch solche, die in das politische Fach einschlagen, zu schreiben. Meine eigene fordert aber zu viel Raum, und vielleicht schreibe ich dereinst noch einen Roman, welcher die dreijährigen Begebenheiten des Ritters Robinson auf der Spreeinsel in Berlin in verkleideter Gestalt erzählen könnte. In diese meine tragische Lebensbeschreibung gehören keine verliebten Abenteuer. Ich will in wahrer Gestalt vor den Augen Europas auftreten. Ich will durch mein Beispiel belehren und Empfindungen verursachen.

Im Anfang des Septembers 1744 brach abermals das Kriegsfeuer zwischen Osterreich und Preußen aus, wir marschirten eilfertigst und ungehindert durch Sachsen nach Prag. Was der große Friedrich uns an eben dem Morgen, da wir sämtlichen Offiziere vor ihm bei dem Abmarsche aus Potsdam erschienen, mit wirklich rührender Behmüt sagte — — dieses darf ich in diese Blätter nicht rücken, die in Wien gedruckt werden. Wer jemals seine und Theresens Biographie redlich, ohne Furcht noch Schmeichelei schreiben darf, der könnte bei mir Anmerkungen finden, die vielleicht nie unter meinem Namen bekannt werden sollen. Jeder Monarch beweist, daß er recht hat,



**Sturzwurf** und abermalige Beschreibung der schon seit einigen Jahren her zu zehn-malen erfolgten Eroberung der Haupt-Stadt Prag in Böhmen, welche nach einer kurzen 5-tägigen Belagerung Anno 1744. den 16. Sept. durch die Königlich-Preussische Kaiserl. Armee erobert worden.



wenn er Lust hat, Krieg zu führen. Und in beiderseitigen Kirchen betet man um den Segen der Waffen und gerechten Sache.

Genug gesagt! — — Diesmal ergriff Friedrich gewiß das Schwert ungern, hiervon war ich Augenzeuge. Die Wiener Drohungen, ihm auf den Leib zu fallen, sobald man die Franzosen zum Frieden gezwungen haben würde, und die grausame Mißhandlung des Kurfürsten in Bayern <sup>1)</sup> hießen ihn das Prävenire spielen. Wenn ich nicht irre, so stand die Armee des Königs schon den 14. September <sup>2)</sup> vor Prag, und die Schwerinsche, welche aus Schlesien kam, traf einen Tag später jenseits der Moldau ein, als wir. Wir hätten auf unsere Schiffsbrücken noch acht Tage warten müssen. Der Herr Gouverneur hatte aber noch die französischen vom vorigen Jahre vor der Stadt gelassen, und diese beschleunigten unsere Belagerungsoperation.

Der Zischkaberger, welcher die Stadt dominiert, war nur mit ungefähr vierzig Kroaten besetzt, folglich wurde er fast sogleich erstickt, und die Batterien am Fuße desselben spielten schon am fünften Tage in die Stadt, steckten auch mit glühenden Kugeln und Bomben die Altstadt an. Der General Harsch <sup>3)</sup> fand für gut zu kapitulieren, und ergab sich nach zwölfstägiger Gegenwehr nebst 18000 Mann als Kriegsgefangenen.

Bis dahin hatte uns niemand gehindert. Die kaiserliche Armee kam unter Prinz Karl <sup>4)</sup> erst vom Rhein zurück, um Böhmen zu retten.

In diesem Feldzuge sahen wir den Feind nur allezeit von weitem. Seine leichten Truppen, welche den unsrigen dreifach an der Zahl überlegen waren, hinderten uns aber alle Joura-

1) Maria Theresias Truppen hatten Bayern 1743 besetzt, den Kurfürsten verjagt, die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben.

2) Richtig am 4. Sept., am 16. Sept. erfolgte die Übergabe.

3) Ferd. Phil. Graf Harsch (1704—1792), später österr. Feldzeugmeister, leitete 1744 die Verteidigung von Prag.

4) Karl Alex. v. Lothringen (1712—1780), österr. Feldherr, der mit wenig Glück focht.

gierung. Der Winter nahte heran, und im Rücken hatten wir das Land zugrunde gerichtet. Mangel an Fourage und Hunger nöthigten uns zum Rückmarsch. Die rauhe Witterung im November machte den Soldaten unwillig, und innerhalb sechs Wochen verloren wir 42 000 Mann durch Krankheit oder meistens durch Desertion. Das Trenck'sche Pandurenkorps saß uns überall auf dem Nacken, verursachte große Unruhe und Schaden, ohne daß es jemals, auch nicht durch Kanonen, zu erreichen war. Endlich ging der Trenck über die Elbe und verbrannte oder vernichtete unsere Magazine in Pardubitz. Die gänzliche Retirade aus Böhmen wurde also beschlossen.

Der König hoffte noch zwischen Beneschau und Konopischt den Prinzen Karl zur Bataille zu zwingen. — Umsonst! Die Sachsen hatten in der Nacht auf dem Damme zwischen zwei Teichen, wo der König zum Angriffe durchbrechen wollte, eine Batterie von 23 Kanonen errichtet. Wir mußten also Böhmen verlassen.

Diesen ganzen Feldzug könnte niemand besser noch auf richtiger schildern als ich, weil ich Adjutantendienste bei dem König verrichtete, zum Lagerabstecken und Rekognoszieren gebraucht wurde, auch über sechs Wochen die Fouragierung für das Hauptquartier zu besorgen hatte; weshalb ich beständig mit berittenen Jägern und Husaren im Lande herumschwärmte, die ich nach Gutbefinden fordern konnte, weil der König mir nur sechs Mann Freiwillige von der Garde mitzunehmen gestattete. Hingegen habe ich im ganzen Feldzuge wenig Nächte im Zelte geschlafen, und mein unermüdlicher Diensteifer brachte mir die vollkommenste Gnade des Monarchen und sein ganzes Zutrauen zuwege. Öffentliches Lob erhitzte mich bis zum Entzuse, wenn ich zufällig das Glück hatte, an solchen Tagen mit 60 und 80 Fouragewagen glücklich im Hauptquartier einzutreffen, wogegen alle unsere anderen Fouragierer versprengt, verlaufen und leer nach Hause kamen, wo Mangel



und Hunger einzureißen anfing und niemand wegen der umherwimmelnden Panduren und Husaren einen Schritt vor die Front wagen durfte.

Sobald wir in Schlessien eingerückt waren, marschierte unsere Garde nach Berlin in die Winterquartiere.

Ich schildere hier nicht den böhmischen Krieg, muß aber, da ich von mir selbst schreibe, alles das anmerken, was Einfluß auf mein Schicksal hatte.

Bei Groß-Beneschau ritt ich mit dreißig Husaren und zwanzig Jägern auf Fouragierung. Kommandierte die Husaren in ein Kloster und rückte selbst mit den Jägern in ein herrschaftliches Schloß, wo wir Wagen zusammentrieben und im Maierhose Heu und Stroh aufzuladen anfingen.

Ein österreichischer Husarenleutnant mit sechsunddreißig Pferden hatte mich und meine Schwäche aus einem verdeckten Gebüsch beobachtet — meine Leute waren alle im Aufladen begriffen; meine unvorsichtige Bedette wurde überrumpelt, und auf einmal war der Feind im Maierhose und alle meine Leute gefangen. Ich selbst aber saß ruhig im Schlosse bei der gnädigen jungen Frau und sah nur mit Schrecken, aber wehrlos aus dem Fenster dem Spektakel zu.

Unentschlossen und schamrot über meine Unvorsichtigkeit, wollte mich aber die gute schöne Frau verstecken, da ich im Hofe auf einmal feuern hörte — kurz gesagt! meine Husaren, die ich in das Kloster detachiert hatte, erhielten von einem Bauern Nachricht, daß ein österreichisches Kommando im Busche lauere. — Sie sahen uns von weitem auf meinen Maierhof zuschleichen, sprengten mit verhängten Zügeln nach und überfielen uns kaum zwei Minuten, nachdem man mich überfallen hatte.

Wie schleunig, wie freudig sprang ich hinunter; etliche Husaren entwischten beim Hintertore hinaus, wir machten aber 22 Gefangene nebst einem Leutnant vom Kalnokischen Regi-

ment, zwei waren erschossen und fünf blessiert. Von meinen Leuten hingegen waren zwei Jäger, die wehrlos im Heustall arbeiteten, niedergehauen.

Sogleich wurde die Fouragierung mit mehr Vorsicht unternommen, die erbeuteten Pferde dienten theils zum Vorspannen, und nachdem ich in dem benachbarten Kloster 150 Dukaten abgeholt und diese unter meine Leute verteilt hatte, um ihnen das Maul zu stopfen, marschierte ich zur Armee, von der ich bei zwei Meilen entfernt war. Auf allen Seiten um mich herum hörte ich schießen, überall wurden Fouragierer angegriffen: ein versprengter Leutnant mit 40 Pferden schloß sich mir an. Dies stärkte meine Bedeckung, hinderte mich aber, in das Lager zu kommen, da ich Nachricht erhielt, daß mehr als 800 Husaren und Panduren vor mir herumschwärmten. Ich zog mich seitwärts, nahm einen Umweg und kam mit meinen Gefangenen und 25 beladenen Wagen glücklich im Hauptquartier an. Der König saß eben bei der Tafel, da ich in das Zelt eintrat. Und weil ich die Nacht ausgeblieben war, hatte jedermann geglaubt, ich sei gefangen worden.

Gleich beim Eintritt fragte der König: „Kommt Er allein?!“ — „Rein, Majestät! ich bringe 25 beladene Wagen und 22 Gefangene mit ihren Pferden und Offizieren.“ — Gleich mußte ich mich neben ihm zu Tische setzen, er wandte sich zu dem neben ihm sitzenden englischen Gesandten<sup>1)</sup> und sagte, indem er mich auf die Schulter schlug: „C'est un matador de ma jeunesse.“

Er machte wenig Fragen, wo ich bei einer jeden zitterte und mich mit großer Müdigkeit entschuldigte. Nach etlichen Minuten stand er vom Tische auf, besah die Gefangenen, hing mir eigenhändig den Orden pour le mérite an den Hals, hieß mich ruhen und ritt davon.

Wie mir dabei zumute war, ist leicht zu erachten. Ich

1) Graf Hyndford, engl. Gesandter von 1741 bis 1744.

hatte wegen grober Unvorsichtigkeit bei dieser Begebenheit die Kassation verdient und wurde belohnt. Der rechtschaffene Unteroffizier, der mich aus dem Labyrinth riß, verdiente eigentlich, was ich erhielt. Indessen war die Furcht, daß die Wahrheit, wobei so viele Zeugen reden konnten, bekannt werden und mich öffentlich beschimpfen würde, eine Folter, die mir alle Ruhe und Freude hinderte.

An Geld fehlte es mir nicht. Ich gab jedem Unteroffizier zwanzig und jedem Gemeinen einen Dukaten aus meinem Beutel, um Verschwiegenheit zu erwirken. Die Leute liebten mich und versprachen alles, indessen nahm ich mir vor, bei der ersten Gelegenheit dem König die Wahrheit zu sagen.

Diese ereignete sich wenige Tage nachher.

Wir marschierten. Der König nahte sich dem Zuge, den ich führte, winkte mir und redete mich an.

„Trenck! jetzt erzähl' Er mir den Vorgang bei der letzten Fouragierung!“ — Ich glaubte mich schon verraten. Der Monarch machte aber bei der Frage eine so gnädige Miene, daß ich frischen Mut faßte und ihm alles trocken vortrug, was wirklich geschehen war. Ich bemerkte Verwunderung in seinen mir bereits bekannten Gesichtszügen, aber auch daß ihm meine Offenherzigkeit gefiel: diesen Augenblick benutzte ich dergestalt durch einen reuerfüllten Vortrag, daß er mir nicht einmal einen Verweis gab.

Er sprach eine halbe Stunde lang nicht als König, sondern als Lehrer und Vater, lobte meine Offenherzigkeit und schloß mit den Worten, die ich ewig nicht vergessen werde — „folg' Er meinem Räte — vertraue Er sich mir ganz — ich will aus Ihm einen Mann machen“.

Wer Gefühl hat, der urtheile, was eine so große königliche Handlung in meiner Seele für Eindruck verursachte. Von diesem Augenblicke an war mein ganzer Wunsch, mein Ziel, die Ehre, für meinen König zu arbeiten, für mein Vaterland

zu bluten. Das ganze Vertrauen dieses scharfsichtigen Monarchen war von diesem Augenblicke an für mich gewonnen, und ich empfand den Winter hindurch tägliche Merkmale desselben in Berlin, wurde meistens mit in seine gelehrten Gesellschaften gezogen, und meine Aussicht in die Zukunft war beneidenswert. Uebrigens erhielt ich in diesem Winter mehr als fünfshundert Dukaten in Geschenken, und der Neid fing zugleich an, seine Tücke an mir auszuüben, weil ich zum Hofmanne eine zu redliche, zu offenherzige Seele besaß.

Noch einen Vorfall muß ich von diesem Feldzuge bekannt machen, welcher in der Geschichte Friedrichs merkwürdig ist.

Bei der Retirade aus Böhmen war der König selbst nebst der Garde zu Pferde, zu Fuße, den Piketts der Kavallerie, mit dem ganzen Hauptquartier und dem zweiten und dritten Bataillon Garde in Kolin; wir hatten nur vier Feldstücke bei uns, unsere Eskadron lag in der Vorstadt. Gegen Abend wurden unsere Vorposten in die Stadt getrieben, die Husaren sprengten einzeln hinein — die ganze Gegend wimmelte von feindlichen leichten Truppen, und mein Kommandeur schickte mich zum König, um Befehl zu holen.

Nach vielem Suchen fand ich den König auf dem Kirchturme, mit dem Perspektiv in der Hand. Nie habe ich ihn aber so unruhig, so unentschieden gesehen als an diesem Tage — der Befehl war: Wir sollten sogleich retirieren, durch die Stadt marschieren und in der anderen Vorstadt gesattelt und gezäumt bereit stehen.

Raum waren wir in derselben, als ein Regen einfiel und die dickste Finsternis heranbrach. Gegen neun Uhr abends erschien der Trenck<sup>1)</sup> mit seinen Panduren und Janitscharen-

1) Es handelt sich um den Pandurenführer Franz Baron von der Trenck, geboren in Reggio 1711, der zuerst bei den Russen gegen die Türken diente, sodann aber zur Zeit der Erbfolgekriege für Maria Theresia Freischaren, zumeist aus Kroaten und Slavoniern bestehend,

musik, zündete etliche Häuser an — man wurde uns gewahr und fing an, aus den Fenstern zu feuern<sup>1)</sup>.

Die Verwirrung wurde allgemein — die Stadt war so voll, daß wir nicht hineinkonnten. Das Thor war gesperrt, und über demselben feuerten unsere kleinen Feldstücke. Der Trenck hatte das Wasser abgraben lassen, und um Mitternacht standen wir mit den Pferden bis am Bauche in der Flut, wirklich wehrlos. Wir verloren sieben Mann, und mein Pferd wurde am Halse blessirt.

Sicher ist es, daß in dieser Nacht der König und wir alle gefangen worden wären, wenn mein Vetter seinen vorgesezten Sturm (wie er mir in der Folge selbst erzählte) hätte ausführen können. Es wurde ihm aber mit einer Kanonenkugel der Fuß zerschmettert. Man trug ihn zurück, und das Pandurenfeuer hatte ein Ende. Tags darauf erschien das nassauische Korps<sup>2)</sup> zu unserm Succurs. Wir verließen Kolin, und während des Marsches sagte mir der König: „Sein sauberer Herr Vetter hätte uns heute nacht einen garstigen Streich versetzen können, er ist aber laut Deserteursnachrichten erschossen worden.“ Er fragte mich, wie nahe ich mit ihm verwandt sei — und hierbei blieb's.

In der Mitte des Dezembers trafen wir in Berlin ein. Hier war ich nun wieder der glücklichste Mensch und wurde mit offenen Armen empfangen. Ich war aber weniger vorsichtig als im vorigen Jahre, vielleicht auch mehr beobachtet. Ein

anführte und mit diesen namentlich in Bayern arg wütete. Seine ungezählten Schandthaten und Insubordinationen brachten ihn schließlich auf den Spielberg — u. a. war ihm vorgeworfen worden, bei Soor Friedrich den Großen gegen Bestechung entwischen lassen zu haben — und in dem Kerker des Spielbergs starb er im Jahre 1749.

1) Der Überfall auf Kolin, wo der Pandur Trenck verwundet wurde, geschah in der Nacht vom 13. auf den 14. November 1744.

2) Dieses deckte den Rückzug. Nassau bekam dafür den Orden des schwarzen Adlers.

Leutnant, der zugleich ein öffentlicher Sannymied war (und gegen den ich ohnedies schon einen natürlichen Haß wie gegen alle Schufte solcher Gattung im Herzen trug), griff mich wegen meiner geheimen Liebe mit Stichelreden an. Ich hieß ihn einen et cetera — wir griffen zum Degen, und ich brachte ihm einen Hieb bei. Bei der Kirchenparade am erstfolgenden Sonntage nach dieser Begebenheit sagte mir der König im Vorbeigehen:

„Herr, der Donner und das Wetter wird Ihm aufs Herz fahren — nehm' Er sich in acht“ — und hierbei blieb's.

Wenige Zeit hernach kam ich einige Augenblicke zu spät auf die Parade. Der König, welcher mich schon beobachtet und vermißt hatte, schickte mich nach Potsdam zur Garde zu Fuß in Arrest, wo ich auf der langen Brücke mein Zimmer erhielt. Nachdem ich vierzehn Tage gefessen, kam der Oberst Graf Wartensleben<sup>1)</sup> zu mir und riet mir, ich sollte bitten — ich war noch unerfahren in Hofrängen, merkte folglich nicht, daß ich mit einem Rundschafter sprach, und stellte mich unwillig über den langen Arrest, für einen Fehler, der gewöhnlich mit drei, höchstens sechs Tagen abgebüßt wird — ich blieb also sitzen. —

Abermals verflossen acht Tage — der König kam nach Potsdam — ich wurde vom General Bork<sup>2)</sup>, dem Generaladjutanten des Königs, ohne den Monarchen zu sehen, mit Briefen nach Dresden geschickt. Bei meiner Zurückkunft meldete ich mich bei dem Monarchen auf der Parade — und da die Eskadron in Berlin stand, fragte ich:

„Befehlen Ew. Majestät, daß ich zur Eskadron nach Ber-

1) Welcher? Leopold Alexander (1710—1775), preuß. Generalleutnant, oder Friedr. Ludw. (1707—1782), Hofmarschall des Königs v. Preußen.

2) Franz. Andr. v. Bork (1682—1766), preuß. Generalleutnant, Kommandant v. Magdeburg, schließlich Amtshauptmann zu Stolpe.



*Jacob Adam fecit Vienna 1782.*

Friedrich der Große.





lin reite?" Die Antwort war: „Wo kommt Er her?" — „Aus Dresden." — „Wo war Er, eh' Er nach Dresden ritt?" — „Im Arrest." — „So gehe Er wieder hin, wo Er gewesen ist."

Und hiermit war ich wieder Arrestant, und blieb es wirklich bis auf drei Tage vor dem Ausmarsche, da wir im Anfang Mai<sup>1)</sup> aufbrachen und nach Schlessien mit schnellen Schritten zum zweiten Feldzuge marschierten.

Nun muß ich einen Hauptvorfall umständlich erzählen, woraus in ebendiesem Winter die eigentliche Quelle aller meiner in der Welt erlittenen Drangsale entsprang.

Franz Freiherr von Trenck<sup>2)</sup>, welcher die Panduren in kaiserlichen Diensten kommandierte und 1743 in Bayern schwer blessiert worden war, hatte meiner Mutter nach Preußen geschrieben und ihr gemeldet, daß er ihren ältesten Sohn zum Universalerben ernannt habe. Diesen Brief schickte mir meine Mutter sogleich nach Potsdam. Ich ließ ihn aber unbeantwortet, weil ich damals mit meinem Zustande, mit meinem Monarchen so zufrieden war, so zufrieden zu sein Ursache hatte, daß ich mein Glück nicht mit Mogolschätzen vertauscht hätte.

Nun war ich den 12. Februar 1744 in Berlin bei meinem Garde du Korps-Kommandanten, dem Rittmeister von Jaschinsky, welcher in der Armee Oberstenrang hatte, nebst dem Leutnant von Studnitz, und meinem damaligen Zeltkameraden, dem Kornett von Wagnitz, in Gesellschaft. Letzterer lebt noch und ist kommandierender General der Hessen-Kasselschen Kavallerie.

Hier fiel nun die Rede auf den österreichischen Trenck, und Jaschinsky fragte mich, ob ich mit ihm verwandt sei.

1) Friedrich ging schon am 13. März 1745 zur Armee, also wohl März statt Mai.

2) Dieses Trenck Vater und mein Vater waren leibliche Brüder. — Der Vater des Panduren hieß Joh. Heinrich, er war österr. Offizier und starb 1743.

Die Antwort war: ja; und zugleich erzählte ich ihm, daß er mich zum Universalerben eingesetzt habe. — Er fragte, was ich ihm geantwortet? — Gar nichts. — Hierauf munterte mich die ganze Gesellschaft auf, ich sollte bei einem so wichtigen Glücke weder gleichgültig, noch undankbar sein, wenigstens danken und die gute Gesinnung für die Zukunft zu erhalten suchen.

Mein Chef setzte hinzu: „Schreiben Sie ihm, er soll Ihnen gute ungarische Pferde zur Equipage schicken! Geben Sie mir den Brief, ich will ihn durch den sächsischen Legationsrat von Boffart bestellen lassen, mit dem Bedingen, daß ich auch ein ungarisches Pferd erhalte. Es ist keine Staats-, sondern eine Privatfamilienkorrespondenz; die Verantwortung nehme ich auf mich — — 2c.“

Sogleich setzte ich mich nieder, schrieb, folgte dem Räte meines Vorgesetzten. Und wäre mir jemals ein Verhör über diesen Vorfall gestattet worden, so hätten die vier gegenwärtigen Zeugen, die den Inhalt des Briefes gelesen, meine reine Unschuld sonnenklar gerechtfertigt.

Jaschinsky übernahm also diesen Brief offen, versiegelte ihn selbst und hat ihn auch wirklich zu meinem Unglücke befördert.

In der Kampagne 1744 wurde unter vielem andern auch mein Reitknecht mit zwei Handpferden von den Trenckischen leichten Truppen gefangen.

Ich sollte an ebendem Tage, da wir in das Lager rückten, mit dem König rekognoszieren reiten. Mein Pferd war müde, ich meldete mein Unglück, und sogleich schenkte er mir einen Engländer.

Einige Tage nachher kam mein gefangener Reitknecht, nebst meinen Pferden und einem feindlichen Trompeter zurück, mit einem Billet, ungefähr dieses Inhalts:

„Der österreichische Trenck hat keinen Krieg mit dem preußischen Trenck, seinem Vetter. Es ist ihm ein Ver-

gnügen, daß er zufällig von seinen Husaren die ihm weggenommenen Pferde zurückerhalten konnte, welche er ihm hiermit überschickt zc. zc."

Da ich mich noch an ebendem Tage bei dem Monarchen meldete, machte er mir eine finstere Miene und sagte: „Da Sein Vetter ihm Seine Pferde zurückgeschickt hat, so braucht Er das meinige nicht.“

An Reidern meines Glücks fehlte es mir damals nicht.

Es gab allerhand Stichelreden, bis ich endlich einen sichern Leutnant P . . . s vor die Klinge nahm, ihn wohlgezeichnet abfertigte und durch mein Betragen erwies, daß ich ein preussisches Herz hatte.

Überhaupt hat aber dieser Vorfall mit den zurückgeschickten Pferden in der Folge viel zur Anfachung des im folgenden Jahre erfolgten Urtgwohns bei dem Monarchen beigetragen und mein Unglück befördert.

Wir marschierten also zum zweiten Feldzuge nach Schlessien, welcher ebenso blutig als siegreich für uns war.

Zu Kloster Ramenz war des Königs Hauptquartier, daselbst standen wir vierzehn Tage ruhig, und die Armee kantonierte; da aber Prinz Karl die Torheit beging, daß er, anstatt uns in Böhmen zu erwarten, in die Ebene von Striegau mit seiner Armee rückte, war er auch sicher geschlagen. Denn wer die preussischen großen Manöver und die wahrhaftige und Schlachten entscheidende Taktik kennt, der kann ohne Brille, ohne Maßgebra berechnen, wer auch mit ganz ungleicher Zahl im offenen Felde geschlagen werden muß.

Eilfertig brach also die kantonierende Armee auf. Binnen vierundzwanzig Stunden stand alles in Ordre de Bataille. Den 4. Juni lagen schon 18000 Tote bei Striegau gestreckt, und die kaiserliche Armee, nebst den alliierten Sachsen, war total geschlagen<sup>1)</sup>.

1) Schlacht bei Hohenfriedberg am 3. Juni.

Wir hatten mit der Garde du Korps den rechten Flügel. Ehe wir attackierten, rief der König der Eskadron selbst zu: „Kinder! zeigt heute, daß ihr meine Garde du Korps seid — und gebt mir keinem Sachsen Pardon!“ Wir hieben dreimal in Kavallerie und zweimal in Infanterie ein, nichts widerstand einer solchen Eskadron, die gewiß in Leuten, Pferden, Mut, Geschicklichkeit und Ehrgeiz die erste auf Erden war. Wir allein hatten sieben Standarten und fünf Fahnen erbeutet, und in weniger als einer Stunde war alles entschieden. Ich bekam einen Pistolenschuß durch die rechte Hand. Mein Pferd war stark blessiert, und bei dem dritten Angriff mußte mir mein Reitknecht ein anderes geben.

Am Tage nach der Bataille erhielten alle Offiziere den Orden Pour le mérite; ich aber blieb vier Wochen unter den Blessierten in Schweidnitz, wo gegen 16000 Menschen auf der Folterbank von Feldscherern gemartert und viele erst am dritten Tage verbunden wurden.

Meine Hand konnte ich zwar in drei Monaten nicht brauchen, dennoch kehrte ich zur Eskadron zurück und tat in allen Vorfällen meine Schuldigkeit, war täglich bei dem Monarchen und bei allen Rekognoszierungen mit ihm gegenwärtig. Seine besondere Gnade und vorzügliche Achtung vermehrte sich täglich, und mein Enthusiasmus für ihn, mein Diensteyfer stieg bis zur Ausschweifung.

Hierher gehört noch eine Begebenheit, welche des großen Friedrichs Charakter und besondere Art, Jünglinge für seinen Dienst zu bilden und sie sich ihm ganz eigen zu machen, schildert.

Ich liebte besonders die Jagd, und ungeachtet sie auf das schärfste verboten war, so wagte ich's dennoch, mich ohne Erlaubnis aus der Armee zu entfernen.

Mit Fasanen beladen kam ich zurück; wie erschrak ich aber, da die Armee indessen aufgebrochen war und ich kaum die Arrieregarde erreichte!

Wie mir dabei zumute war, ist leicht zu erachten. Kurz, ein Husarenoffizier lieh mir ein Pferd, und so kam ich zu meiner Eskadron, welche immer den Vortrab machte, setzte mich auf mein Pferd und ritt zitternd vor meinen Zug, den ich führen mußte. Der König hatte mich aber schon vermißt, oder vielmehr mein, mir seit einiger Zeit feindseliger Kommandant hatte mich bereits gemeldet.

Eben, als wir in das Lager rücken wollten, ritt der König daher, erblickte mich und winkte mich zu sich. Er sah meine Verwirrung und fragte mit lächelnder Miene: „War Er schon wieder auf der Jagd?“ — „Ja, Ew. Majestät! ich bitte —“ — Er ließ mich aber nicht ausreden, sondern sagte: „Diesmal hat Er's noch zu gute, wegen Potsdam — nehm' Er sich aber künftig in acht! und denk' Er besser an seine Schuldigkeit.“

Hiermit war alles vorbei, wo ich Kassation verdient hätte. Ich muß aber den Leser hier erinnern, daß der König eigentlich hiermit sagen wollte, er habe mich den vorigen Winter in Potsdam zu hart für ein kleines Versehen bestraft und sähe mir deswegen jetzt durch die Finger.

Kann ein König größer denken, größer handeln? Ist das nicht die erhabenste Art, Gemüter zu gewinnen, Fehler zu bessern und große Männer zu bilden?

So verfuhr der wirklich große König zuweilen bei großen Fehlern großer Genien; hingegen strafte er mechanische Seelen, die nur zum Kriechen geboren sind, auch nach trockenen Kriegskunststücken, nur mechanisch buchstäblich. Eben deshalb hatte er allein die wahre Pflanzschule für große Generale, woraus er auch Männer fand, die seines Umganges, seiner Wahl, seines unbeschränkten Vertrauens würdig waren. Vielleicht war er deshalb auch nur der einzige Monarch auf Erden, welcher sagen konnte: Ich habe nicht allein Sklaven und Untertanen, ich habe auch Patrioten und echte Freunde.

Nun bemerkte ich seit diesem Vorfalle keine Ungnade, außer

zuweilen bei dem Mittagessen (weil die Offiziere der Garde allezeit die Tafel bei dem Könige haben), und bei guter Laune einen feinen Strich auf die Jagdliebhaber, oder auf die hitzigen Köpfe, die bei jeder Gelegenheit aufwallen und gleich mit dem Degen fertig sind.

Der Feldzug verfloß in beständigen Manövern und Märschen, wobei wir die unruhigsten waren, weil die Garde, die bei dem Zelte des Königs in der Mitte beider Treffen kampiert, im Marsche der Armee aber immer die Avantgarde bildet, auch um zwei Stunden früher aufstehen und marschieren muß, als dieselbe, um den Vortrab zu erreichen, dann bei allen Rekognoszierungen mit dem Könige gegenwärtig sein, zuweilen Lager abstecken, die Pferdetränke suchen und einer bei der Inspektion im Hauptquartier auf Ordonnanz bei dem Könige sein muß — dieses gestattete selten etliche Stunden Ruhe, da wir nur sechs Offiziere in allem für so viele Verrichtungen waren. Überdies trafen uns noch viele Kurierritte, auch öfters wichtige mündliche Befehle an die von der Armee detachierten Corps zu bringen.

Wenn ich nicht irre, so war der 14. September der Tag, an welchem die merkwürdige Bataille bei Soor oder Sorau<sup>1)</sup> vorfiel. Der König hatte so viele Corps nach Sachsen, auch hin und wieder in Schlesien und Böhmen detachiert, daß wirklich nicht mehr als 26000 bei seiner Hauptarmee blieben. Prinz Karl, welcher trotz aller Erfahrung dennoch immer seinen Feind nur materiell nach der Zahl abwog, und den Kern der preussischen Macht nicht kannte, hatte den kleinen Haufen der pommerischen und brandenburgischen Regimenten mit einer Macht von 86000 Mann eingeschlossen, wollte dieses Häuflein überfallen und uns alle gefangen nehmen.

Nun merke man aus meiner treuen Erzählung, wie geheim dieser projektierte Überfall mußte entworfen und ausgeführt

1) Die Schlacht bei Soor fiel am 20. Sept. 1745 vor.

worden sein, denn gegen Mitternacht kam der König persönlich in mein Zelt und weckte auf diese Art alle Offiziere aus dem Schlafe, befahl sogleich in aller Stille zu satteln, alle Bagage zurückzulassen und sich bei dem ersten Wink zur Bataille zu richten. Indessen blieben alle Pferde an ihren Plätzen stehen und die Mannschaft zum aufsitzen fertig in ihren Zelten.

Ich und Leutnant von Pannewitz<sup>1)</sup> mußten mit dem König reiten. Der Monarch selbst brachte seine Befehle durch die ganze Armee, und so erwartete man den Anbruch des Tages mit Sehnsucht.

Gegen das Defilé, wo der König im voraus wußte, daß der feindliche Angriff geschehen sollte, wurden in möglichster Stille acht Feldstücke verborgen. Sogar die Vorposten gegen das Gebirge wurden zurückgezogen, um den Feind in seiner Mutmaßung zu stärken, daß er uns alle im Schlafe fangen würde.

Raum brach der Tag heran, so brach ringsherum das Artilleriefener von allen besetzten Anhöhen los, beschloß das ganze Lager, und die feindliche Kavallerie stürzte durch das Defilé herein. — —

Im Augenblick standen wir in Ordre de bataille und in weniger als zehn Minuten sprengten wir mit unseren wenigen Eskadronen (wir hatten nur fünf Regimenter Kavallerie) in den Feind mit verhängten Zügeln hinein, der sich erst vor dem Defilé ganz gravitatisch zu formieren anfing und keine Gegenwehr, vielweniger einen so überraschenden Angriff vermutet hatte. Wir warfen diese in das verstopfte Defilé zurück, sogleich war der König selbst mit den acht Feldstücken bei der Hand und machte in diesem gedrängten Haufen, wo niemand mehr vorwärts konnte ein Blutbad — — Hiermit war in einer halben Stunde der feindliche Plan vereitelt und die Bataille gewonnen.

1) Wahrscheinlich Sohn des preuß. Generalmajors Wolf Ad. v. Pannewitz; gest. 1750.

Nádasdy<sup>1)</sup>, Trenck und die leichten Truppen, welche uns im Rücken angreifen sollten, hielten sich im Lager mit Plündern auf, niemand konnte die raubsüchtigen Kroaten abhalten: dagegen wir aber unterdessen den Feind schlugen. Merkwürdig ist hierbei folgendes: Man brachte dem König Nachricht, daß der Feind in das Lager gefallen sei und plündere . . . „desto besser“, gab er zur Antwort, „so haben sie was zu tun und hindern mich in der Hauptsache nicht“.

Wir behielten also den vollkommensten Sieg, hatten aber alle unsere Bagage verloren. Das ganze Hauptquartier, welches ohne alle Bedeckung zurückblieb, war gefangen, geplündert, und der Trenck hatte das Königszelt und dessen silbernes Tafelservice davongeführt.

Diese Begebenheit habe ich hier deshalb eingerückt, weil im Jahre 1746, da eben der Trenck, mein Vetter, in Wien der Gewalt seiner ärgsten Feinde überlassen und in einen Kriminalprozeß verwickelt war, einige nichtswürdige Bösewichte ihn beschuldigt hatten, er habe bei der Bataille zu Sorau den König selbst im Bette gefangen genommen und durch Bestechung wieder freigelassen. Noch ärger! Eine mit Geld bestochene öffentliche Hure aus Brünn gab sich für die Tochter<sup>2)</sup> des Feldmarschalls Schwerin aus und zeugte vor dem Wiener Kriegsgerichte, sie hätte eben beim König im Bett geschlafen, als der Trenck in das Zelt eingetreten, den König gefangen, auch sie nebst ihm wieder freigelassen habe.

Was nun das erstere betrifft, so bin ich Augenzeuge, daß der wachsame König nicht überfallen werden konnte, besonders, da er wußte, daß man ihn überfallen wollte. Ich selbst bin von Mitternacht bis gegen 4 Uhr früh mit ihm in dem Lager

1) Franz Graf Nádasdy, österr. Feldmarschall (1708—1787).

2) Nach Trencks Biographie seines Veters (S. Lebensgeschichte III S. 137) wäre es die Maitresse eines österr. Hauptmanns, des Barons Ripperda, gewesen.





S. Tit: Herr Baron von Trenck, Sr. Königl.  
Maj. zu Ungarn u. Böhmen, Obrist Lieutenant  
von einem Corpo Panduren.



herumgaloppiert, und um 5 Uhr sprengten wir schon zum Einhauen heran. Der Trenck konnte folglich den König nicht im Bette fangen. Es war die Bataille bereits entschieden, da er erst mit seinen Panduren in das Lager fiel und des Königs Equipage erbeutete.

Was das andere mit dem feinen Fräulein Schwerin betrifft, dieses kann nur in Lissabon geglaubt und in Wien allein gegen einen ehrlichen Mann ad protocollum genommen werden.

Ich komme gegenwärtig auf die erste Szene meines Trauerspiels, welche den Grund zu allen traurigen Folgen bestimmte und mich bis zum grauen Haare zum wirklichen Märtyrer machte.

Wenige Tage nach der Bataille zu Sorau kam der ordinäre Feldpostbriefträger in mein Zelt und brachte mir einen Brief.

Dieser war von meinem Better, dem Pandurenobersten, Baron Trenck, in Esset datiert, und vier Monate alt. Der Inhalt war kürzlich dieser:

„Aus Dero Schreiben de dato Berlin den 12. Februar ersehe ich, daß Sie gerne ungarische Pferde von mir haben möchten, um sich gegen meine Husaren und Panduren herumzutummeln. Ich habe bereits in voriger Campagne mit Vergnügen erfahren, daß der preußische Trenck auch ein guter Soldat ist. Zu Bezeugung, daß ich Sie schätze, habe ich Ihnen Ihre von meinen Leuten gefangenen Pferde zurückgeschickt. Wollen Sie aber ungarische reiten, so nehmen Sie mir im nächsten Feldzuge die meinigen im offenen Felde ab, oder kommen Sie zu Ihrem Better, der Sie mit offenen Armen empfangen und als seinem Sohn und Freund Ihnen alle Zufriedenheit verursachen wird &c.“

Ich erschrak und lachte bei Durchlesung dieses Briefes.

Kornet von Wagnitz, gegenwärtiger General en Chef der Hessen-Kasselschen Armee, und Leutnant von Grotthausen, die

beide noch leben, waren meine Zeltkameraden. Ich gab ihnen den Brief zu lesen, wir lachten über den Inhalt, und gleich wurde beschlossen, ihn dem Eskadronskommandanten von Jaschinsky bei der Parole zum lesen zu geben.

Dies geschah auch kaum eine Stunde nach dem Empfange.

Der Leser wird sich zu erinnern wissen, wie ich oben erzählt habe, daß eben dieser Oberst Jaschinsky am 12. Februar<sup>1)</sup> mich in Berlin zum Schreiben bewog, und meinen Brief offen empfangen, auch an den Trenck bestellt hatte, worin ich scherzend ungarische Pferde zur Equipage forderte und ihm, Jaschinsky, eines davon versprach, wenn sie ankommen würden.

Kaum hatte er den Brief mit einer gewissen Art von Verwunderung gelesen, so entstand ein Gelächter unter uns allen. Und da das Gerücht eben bei der Armee lief, wir würden nach dieser gewonnenen Bataille mit einem Korps in Ungarn einbrechen, so sagte Jaschinsky: „So wollen wir jetzt die ungarischen Pferde selbst in Ungarn holen.“ Und hiermit ging ich mit ruhigem Gewissen in mein Zelt.

Nun muß ich hierbei folgende merkwürdige Beobachtungen einrücken.

1. Ich hatte das Datum des erhaltenen Briefes nicht beobachtet. Mein Oberst bemerkte es aber sogleich, daß er über vier Monate alt war.

2. Vermutlich war es also eine Falle, die der in seiner Art böse und falsche Mann mir gelegt hatte. Die Zurückschickung meiner Pferde in der vorigen Campagne hatte Aufsehen gemacht. Vielleicht hatte er Befehl vom Könige, mich zu beobachten. Vielleicht überredete er mich zum Schreiben, um mir

1) Trenck behauptet früher, daß er den Brief am 12. Februar 1744 geschrieben hätte, die Schlacht von Sorau fand aber am 20. Sept. 1745 statt, sodaß also 17 Monate verstrichen waren, als er den Brief seines Veters erhielt! Die Sache scheint nicht ganz zu stimmen.

durch eine falsche untergeschobene Antwort eine Fallgrube zu stellen. Denn sicher ist es, daß der Trenck in Wien bis zu seinem Tode standhaft beteuerte, daß er nie einen Brief von mir empfangen, auch niemals einen beantwortet habe. Ich glaube also noch, daß es ein Uriasbrief war.

Jaschinsky<sup>1)</sup> war damals ein Liebling des Monarchen, ein armeekundig falscher, boshafter Mann, ein Rundschafter und heimlicher Zuträger auf Rechnung akkreditirter Verleumdung. Wie er denn auch einige Jahre nach dieser Begebenheit deshalb vom Könige kassirt und aus seinem Lande gejagt wurde.

Er war damals der Liebhaber der schönen sächsischen Residentin von Bossart<sup>2)</sup> in Berlin, und durch sie kann der falsche Trenckische Brief in Sachsen oder Oesterreich auf die Post an meine Adresse befördert worden sein, indessen hatte er alle Tage Gelegenheit, mich bei dem König verdächtig zu schildern und seinen Entwurf gegen meine Unschuld auszuführen.

Hierzu kam noch, daß er mir 400 Dukaten schuldig war, die ich ihm bar geliehen hatte, weil mir niemals Geld fehlte. Dieses Geld war seine Beute, da ich ohne Verhör arretirt und in ein Gefängnis gesperrt wurde, und von meiner Equipage hat er sich auch den größten Theil zugeeignet.

Wir gerieten auch in der ersten Campagne in Händel, da er meinen Packknecht prügelte, und waren bereits mit Pallaschen übereinander her, als der Oberst Winterfeldt<sup>3)</sup> zufällig dazu kam, uns ohne Blut voneinander brachte und Frieden stiftete. Der Litthauer Kopf ist aber immer rachgierig, auch unversöhn-

1) Jakob Jasinski, geb. in Litthauen, später polnischer General, gest. zu Warschau am 10. Okt. 1794 (s. Öttinger, Moniteur).

2) Frau des Diplomaten Armand Werner v. Bossard, der, 1696 geb., in Köln 1762 als k. k. geh. Rat und Gesandter gestorben ist?

3) Wahrscheinlich Hans Karl von Winterfeldt, später preuß. General, einer der Intimen Friedrichs des Großen, der im siebenjährigen Krieg den Schwarzen Adlerorden erhielt und bei Moys 1758 fiel.

lich und hat vielleicht von diesem Tag an mein Unglück geschmiedet.

Gott weiß, was er dem Monarchen bei allen Gelegenheiten für Stoff zum Argwohne gegen mich eingefloßt hat, denn sicher ist es unglaublich, wie derselbe mich bei seiner weltbekannten Gerechtigkeitsliebe ohne alle Untersuchung, ohne Verhör noch Kriegsrecht verdammen konnte. Hier steckt demnach der Knoten, den ich nie auflösen konnte. Der König ist allein von der Art seiner Verwicklung überzeugt. Er weiß positiv gegenwärtig, daß ich unschuldig war. Ich habe aber schon zu viel gelitten, zu grausame Strafen überstanden, um eine angemessene Belohnung zu hoffen.

Überhaupt ist mein ganzes Schicksal von solcher Art, daß, nachdem einmal dieser erste Vorfall geschehen war, der König wirklich nicht anders mit mir verfahren konnte, als in der Folge geschehen ist.

Meinen obbemeldeten unglücklichen Brief betreffend, so ist auch nicht einmal wahrscheinlich, daß ich durch denselben hätte unglücklich werden können. Denn war ich wirklich in verdächtiger Korrespondenz mit einem Verwandten in feindlichen Diensten, so hätte er mir gewiß nicht auf der ordinären Feldkriegspost geschrieben, wo, wie bekannt, alle Briefe geöffnet werden. War es aber nur Privatfamilienkorrespondenz, so konnte ich nie mehr tun, als geschehen ist; denn mein Chef und Kommandant wußte den Inhalt meines Briefes, hatte ihn selbst gelesen, auch selbst befördert, und mit der erhaltenen Antwort habe ich auch keine Minute ein Geheimnis gemacht.

Das mindeste Verhör hätte also meine Unschuld sonnenklar entwickelt; denn die Augenzeugen in beiden Fällen leben noch wirklich. — Das Meisterstück meines Feindes, um mich zu stürzen, bestand demnach allein in der Kunst, die Rolle bei dem Monarchen so zu spielen, daß ich alle Gelegenheit verlor, mich zu rechtfertigen. Und dieses geschah wirklich.

Denn am folgenden Tage, nach Empfang dieses Briefes, wurde ich ohne Verhör, ohne Kriegsrecht, ohne daß mir jemand ein Verbrechen vorhielt, arretiert und mit einer Bedeckung von fünfzig Husaren, als ein wirklicher Delinquent aus der Armee, nach Glatz auf die Festung geführt. Drei Pferde und meine Bedienten durfte ich mit mir nehmen, meine ganze Equipage blieb aber zurück, die ich nicht mehr wiedergesehen habe und eine Beute des Herrn von Jaschinsky wurde. Meine Stelle war sogleich durch den Fahnenjunker Herrn von Schäßel, gegenwärtigen General der Kavallerie, ersetzt, und ich war kassiert, ohne zu wissen warum, ein Arrestant auf der Festung Glatz, ohne Untersuchung noch Recht, sondern durch Nachtspruch des Königs.

Hier saß ich zwar in keinem Kerker, sondern bei dem wachhabenden Offizier im Zimmer, durfte auch in der Festung herumspazierengehen und behielt meine Leute zur Bedienung. Weil es mir an Geld nicht fehlte, und in Glatz auf der Citadelle nur ein Kommando vom Mitschewalschen Garnisonregimente die Dienste verrichtete, wo die Offiziere alle arme Ritter waren, so hatte ich bald Freunde und Freiheit genug; und alle Tage war offene Tafel bei dem reichen Arrestanten.

Was aber mein Herz dabei empfand, kann nur der entscheiden, welcher mich im Jugendfeuer auf der Ehrenbahn gekannt, in Berlin in meinen Glücksumständen gesehen, und jemals empfunden hat, was ein ehrgeiziges Herz in meiner dermaligen Lage empören kann.

Ich schrieb an den König und bat trotzig um Verhör und Kriegsrecht, ohne Nachsicht und Gnade, wenn ich schuldig erkannt würde. Dieser pochende Ton eines beleidigten feurigen Jünglings gefiel dem Monarchen nicht: ich erhielt also keine Antwort. Und dies war genug, mich zu allen Staffeln verzweifelnder Entschließungen zu erheben, nachdem ich mich nunmehr mir selbst überlassen glaubte.

Durch einen Offizier war die Korrespondenz mit dem Gegenstande meines Herzens bald in Ordnung und in Sicherheit gebracht. Dort war man überzeugt, daß ich nie einen untreuen Gedanken gegen mein Vaterland gehegt hatte, noch zu verbergen imstande war. Man tadelte die Übereilung, den falschen Argwohn des Königs, versprach mir sichere Hilfe und schickte mir tausend Dukaten, damit es mir im Arreste nicht an Geld fehle.

Hätte ich in diesen kritischen Umständen einen aufgeklärten und redlichen Freund gefunden, welcher mein auflooderndes Feuer dämpfen konnte, so wäre nichts leichter gewesen, als den Monarchen durch gelassene Demut und begründete Vorstellungen von meiner Unschuld zu überzeugen, auch meiner Feinde Anschlag zu vereiteln. Die Offiziere der damaligen Glazer Garnison gossen aber alle Öl in meine Glut. Sie glaubten, mein Geld, welches ich unter ihnen so freigebig ausstelte, käme alles aus Ungarn von der Pandurenkasse, und jeder munterte mich auf, nicht lange im Arreste zu warten, und mir, dem Könige zum Trotz, meine Freiheit eigenmächtig zu verschaffen.

Nichts war leichter, als dieses auszuführen, auch einem Menschen einzufloßen, welcher noch nie unglücklich war und folglich das erste Übel schon für unübersteiglich hielt. Noch war gar nichts meinerseits entschieden und beschloßen, weil ich mich nicht entschließen konnte, mein Vaterland, besonders Berlin zu verlassen.

Endlich, nachdem ich ungefähr fünf Monate im Arrest zugebracht, der Friede<sup>1)</sup> erfolgte, der König in Berlin und meine Stelle bei der Garde besetzt war, erbot sich ein gewisser Leutnant von Piaschky<sup>2)</sup>, vom Fouquéschen Regimente, und der Fähnrich Reitz, welcher oft bei mir die Wache hatte, sie wollten die Anstalten machen, daß ich aus Glaz entweichen und

1) Friede von Dresden am 26. Dezember 1745.

2) Trenck schreibt auch einmal Piaschky.



sie beide mitnehmen könnte. Alles wurde abgeredet und beschlossen.

Es saß aber eben damals ein gewisser Rittmeister von Manget vom Ratmerischen Husarenregimente, ein geborener Schweizer, neben mir in den Glazer Gefängnissen. Er war kassiert, auf zehn Jahre zum Arrest verurteilt und hatte monatlich nur vier Reichstaler zu verzehren.

Diesem Manne hatte ich viel Gutes getan. Aus Mitleid wollte ich ihn mit mir befreien; es wurde abgeredet, beschlossen und ihm vorgetragen.

Gleich waren wir durch diesen Schurken verraten, welcher hierdurch Gnade und Freiheit erhielt.

Miaschky erhielt beizeiten Wind, daß Reitz bereits Arrestant war, und rettete sich durch Desertion. Ich leugnete, wurde aber mit Manget konfrontiert, und weil ich den Auditeur mit hundert Dukaten gewinnen konnte, kam Reitz mit Kassation und einem Jahr Arrest davon. Ich hingegen wurde nunmehr als ein Verführer der Offiziere des Königs in ein enges Gefängnis eingeschlossen und scharf bewacht.

Hier will ich meine Erzählung etwas unterbrechen und von dem Rittmeister Manget eine Begebenheit anbringen, die sich im Jahre 1749 in Warschau, folglich drei Jahre nach diesem Vorfall, ereignete.

Ich traf ihn unvermutet daselbst in einer Gesellschaft an. Es ist leicht zu urteilen, wie ich ihm als einem Erzbösewicht und Verräter begegnete. Er wurde geprügelt, forderte mich auf ein paar Pistolen, Herr Hauptmann Heycking von der polnischen Krongarde war mein Sekundant. Und ich schoß ihm mit dem ersten Schusse, welcher mit dem seinigen zugleich fiel, die Kugel durch den Hals, daß er auf der Stelle tot blieb. Dieser ist der einzige meiner Feinde, welchen ich mit eigener Faust bestraft habe.

Nunmehr komme ich zur Erzählung im Zusammenhange zu-

rück. Mein Schicksal war nun in Glaz unendlich verschlimmert, und der Monarch, in seinem Argwohn bestärkt, auch äußerst gegen mich aufgebracht, weil ich zu entfliehen gesucht hatte.

Ich war also mir selbst überlassen, betrachtete mein Schicksal nur von den unübersteiglichen Seiten und sann nur auf Mittel zur Flucht oder zu sterben, weil das enge Gefängnis meinem feurigen Temperamente auf die Dauer unerträglich fiel.

Die Garnison hatte ich immer auf meiner Seite, folglich war es unmöglich, mir Freunde und Beistand zu verhindern. Man wußte, daß ich Geld hatte, und bei einem armen preussischen Garnisonregimente, wo ohnedies die Offiziere alle unzufrieden leben und meistens zur Strafe von den Feldregimentern dahin versetzt werden, war mir alles zu unternehmen möglich.

Der erste Anschlag war folgender.

Mein Fenster war an der Lärmschanze etwa fünfzehn Klafter hoch gegen die Stadtseite gelegen. Ich konnte also nicht aus der Zitadelle kommen, und mußte zuvor in der Stadt einen Zufluchtsort suchen.

Dieser wurde zuvor durch einen Offizier bei einem ehrlichen Seifensieder versichert. Dann schnitt ich zuerst mit einem Federmesser, welches scharf gemacht war, drei eiserne Stangen durch, die von ungeheurer Dicke waren. Da aber dieses zu lange aufhielt und acht Stangen durchgearbeitet werden mußten, ehe ich zum Fenster hinaus konnte, so steckte mir ein Offizier eine Feile zu, mit der ich sehr vorsichtig arbeiten mußte, um nicht von den Schildwachen gehört zu werden.

Sobald dieses fertig war, schnitt ich mein ledernes Fell-eisen in Riemen, nähte sie zusammen, wozu ich einen aufgelösten Zwirnstrumpf brauchte, nahm mein Bettlaken zu Hilfe und ließ mich von dieser erstaunlichen Höhe glücklich hinunter.

Es regnete, die Nacht war finster und alles ging glücklich.



HENRI AUGUSTE  
BARON DE MOUTON  
TOUQUE

*Arnaud.*

  
P.D.C.



Ich mußte aber durch die Senkgrube der öffentlichen Kloake durchwatzen, ehe ich die Stadt erreichen konnte, und dieses hatte ich nicht vorgesehen. Ich sank nur bis über die Knie hinein, war aber nicht imstande, mich herauszuarbeiten; alles was möglich war, geschah, ich steckte aber so fest, daß ich zuletzt alle Kräfte verlor und der Schildwache auf der Lärmschanze zurief: Melde dem Kommandanten, daß der Trenck hier im Drecke steckt.

Nun war zur Vergrößerung meines Unglücks damals der General Fouqué<sup>1)</sup> Kommandant in Glas. Dieser war ein weltbekannter Menschenfeind, hatte sich mit meinem Vater als Hauptmann duelliert, war von ihm blessiert, und der österreichische Trenck hatte ihm seine Bagage anno 1744 weggenommen, auch die Grafschaft Glas in Kontribution gesetzt. Er war also ein Hauptfeind des Trenckischen Namens, ließ mich dieses bei allen Gelegenheiten empfinden und bei dieser mich bis gegen Mittag zum öffentlichen Schauspiel der Garnison im Unflat stecken, dann aber erst herausziehen, wieder in mein Gefängnis einsperren und mir den ganzen Tag kein Wasser geben, um mich zu reinigen. Niemand kann sich vorstellen, wie ich aussah: meine langen Haare waren bei der Arbeit gleichfalls in die Pfütze geraten und mein Zustand war wirklich erbarmungswürdig, ehe man mir ein paar Arrestanten gestattete, mich zu reinigen.

Nun wurde mein Arrest auf alle mögliche Art verschärft. Achtzig Louisdors hatte ich aber bei mir im Sacke, die mir bei der schmutzigen neuen Einfahrt in einen anderen Kerker nicht abgenommen wurden, und diese taten mir in der Folge gute Dienste.

1) Heinrich August Baron de la Motte Fouqué, geb. 1698, preuß. General, Gouverneur von Glas, einer der intimsten Freunde Friedrichs des Großen, seit 1749 Ritter des Schwarzen Adlerordens, gestorben 1774.

Nun stürmten auf einmal alle Leidenschaften auf mich ein, und das jugendliche Blut empörte sich gegen alle Vernunftschlüsse. Ich sah schon alle Hoffnung scheitern, betrachtete mich selbst als das unglücklichste Geschöpf der Erde, meinen Monarchen aber als einen unverföhnlichen und nunmehr durch meine eigenmächtigen Unternehmungen beleidigten und in seinem Argwohne bestärkten Richter. — Die Nächte wurden schlaflos und die Tage unerträglich. Ruhmbegierde folterte meine Seele, und das Bewußtsein meiner Unschuld war im wehrlosen Kerker ein reizender Trieb, diesem mich nur quälenden Bewußtsein ein Ende zu machen. Der in Welt- und Schicksalsvorfällen noch unerfahrene Jüngling sieht alles Übel im Vergrößerungsspiegel und verzweifelt bei jeder Widerwärtigkeit, besonders da, wo ein Anschlag, sich herauszureißen, mißlingt. Den Tod selbst hatte ich allezeit nach Grundsätzen meiner Erziehung verachten gelernt — und Mettrie, mein Freund <sup>1)</sup>, der berühmte Verfasser der Schriften: *l'homme machine*, *l'homme plante*, hatte alle meine Begriffe von demselben bestätigt.

Bücher zum Zeitvertreib wurden mir allezeit gestattet. Im Glaser Arreste habe ich demnach sehr viel gelesen und meine Kenntnisse im gelehrten Fache erweitert. Die Zeit wurde mir auch nicht lang; wenn aber der Freiheitstrieb erwachte, wenn mich Liebe und Sehnsucht nach Berlin riefen, und mein Ehrgeiz meinen schimpflichen Zustand mit verächtlichen Farben schilderte; wenn ich betrachtete, daß mich mein geliebtes Vaterland nunmehr wirklich als einen niederträchtigen Verräter der Wahrscheinlichkeit gemäß beurteilen mußte, dann war ich in jeder Minute bereit, mich in tausend Säbel und Bajonette meiner Wächter zu stürzen, die ich nunmehr als meine Feinde betrachtete, weil sie mir den Weg zur Freiheit verriegelten.

1) Es ist unbegreiflich, wie La Mettrie Tremcks Freund sein konnte, nachdem doch La Mettrie erst 1748 nach Berlin kam.

Mit solchen Gedanken schwanger, waren nicht acht Tage seit der letzten fehlgeschlagenen Unternehmung zur Flucht verflossen, da sich schon ein Vorfall ereignete, welcher in den Geschichtsbüchern unwahrscheinlich wäre, wenn ich ihn nicht selbst öffentlich zu einer Zeit schriebe und bekannt machte, wo ich als der Hauptakteur bei dieser Rolle noch wirklich lebe und ganz Glas, die ganze preußische Armee als Augen- und Ohren-, auch Lokalzeugen auffordern kann.

Der Platzmajor D'D<sup>1)</sup> kam in mein Gefängnis, von dem Adjutanten und wachthabenden Offizier begleitet, visitierte in allen Winkeln und ließ sich mit mir in Unterredung ein, wobei er meine Unternehmung zur Flucht doppelte Verbrechen hieß, die des Monarchen Ungnade gegen mich ansachen mußten. Das Wort Verbrechen brachte schon mein Blut in Wallung. Er sprach von Geduld — ich frug, auf wie lange mich der König verurteilt habe? Er antwortete, ein Verräter seines Vaterlandes, der mit dem Feinde korrespondiert, habe keine

1) Dies ist eben der D'D, welcher im siebenjährigen preußischen Kriege in Glas Kommandant war und der vom General Laudon gefangen und überrumpelt wurde, wobei Glas verloren ging. Der König kassierte ihn cum infamia, jagte ihn als einen Schelm aus dem Lande, und er kam Anno 1764 nach Wien, wo ich ihm noch ein Almosen gegeben habe. Er war ein geborener Italiener, ein böser, eigennütziger Mensch, welcher als Platzmajor unter dem Fouquéschen Gouvernement viele Menschen unglücklich machte, eigentlich war er eine Fouquésche Kreatur ohne Geburt, noch Verdienste, aber ein Erzfuchschwänzer und ein schöner Kerl, der ihm die Tochter schwängerte, sie zur Gemahlin erhielt und hierdurch sein Glück, auch endlich sein Unglück fand, weil er gar keine militärischen Eigenschaften besaß. — Zu dieser Note von Trenck ist zu bemerken, daß D'D nach Fr. Chr. J. Fischers Geschichte Friedrichs des Großen, 2. Teil, Seite 133, nach der Übergabe von Glas (26. Juli 1760) zum Tode verurteilt wurde, dagegen hatte Fouqué nur eine Tochter, die an den Oberst Nimschefscky verheiratet war (s. Nähere Beleuchtung der Lebensgeschichte des Trenck. Lausanne 1788, Seite 130).

bestimmte Zeit, als die Gnade des Königs. — In eben dem Augenblicke riß ich ihm den Degen von der Seite, auf den ich schon lange mein Augenmerk gerichtet hatte, sprang zur Thüre hinaus, warf die erschrockene Schildwache die Stiege hinunter — fand am Stockhausthore die Wache unterm Gewehr, die eben zufällig zur Ablösung herausgerufen hatte, lief ihnen mit dem Degen in der Faust auf den Leib — alles erschrak, war überrumpelt, machte Platz, ich hieb rechts und links, blesierte vier Mann, lief mitten hindurch, sprang auf die Brustwehr des Hauptwallcs und geraden Weges von der erstaunlichen Höhe hinunter, ohne allen Schaden, behielt auch sogar den Degen in der Faust. Auch den zweiten niederen Wall sprang ich ebenso glücklich hinunter. Niemand hatte ein geladenes Gewehr, niemand wollte nachspringen, und um mich zu verfolgen, mußte man zuvor durch Umwege in die Stadt, dann aber erst zum Tore hinaus, folglich hatte ich fast eine halbe Stunde voraus, ehe mir jemand folgen konnte.

Bei einer engen Passage an einem Außenwerke lief mir eine Schildwache entgegen und widersetzte sich meiner Flucht. Bald war ihr Gewehr mit dem Bajonette auspariert, und sie erhielt einen Hieb über das Gesicht. Die andere Schildwache vom Außenwerke kam mir von hinten auf den Leib; ich sprang schleunigst über die Palissaden, blieb aber mit dem Fuße zwischen denselben stecken, wurde mit einem Bajonettstöße in die Oberlippe verwundet, dann aber bei dem Fuße festgehalten, bis andere zu Hilfe kamen, die mich mit Kolben zerstoßen und übel zugerichtet in mein Gefängnis trugen, weil ich mich wie ein Verzweifelter verteidigte.

Das Glück allein, welches mir wirklich wunderbarerweise bis an die äußersten Palissaden durchhalf, war mir aber bei der Ausführung des verwegesten Unternehmens nicht günstig; und hiermit hatte alle Hoffnung ein Ende. Mein Arrest wurde verschärft, man gab mir einen Unteroffizier mit zwei Mann



in das Zimmer, die mit mir eingeschlossen und von draußen wieder bewacht wurden. Ich war elend mit Kolbenstößen zugerichtet, mein rechter Fuß war verrenkt, ich spie Blut, und meine Wunde war erst nach vier Wochen geheilt. 1) Nun war ich wieder im Kerker und fand, da ich suchte, auch bald neue Gelegenheit zu einer neuen Unternehmung. Ich lernte die Soldaten kennen, welche mich bewachten; an Geld fehlte es mir nicht, und mit diesem, auch durch erregtes Mitleid, kann man bei dem mißvergnügten preussischen Soldaten alles ausrichten. Bald hatte ich also ein Komplott von zwei- unddreißig Mann auf meiner Seite, die auf meinen Wink bereit waren, alles zu unternehmen. Keiner wußte vom anderen außer zwei und drei, folglich konnten sie alle nie verraten werden. Und der Unteroffizier Nikolai war mein gewählter Anführer.

Die Citadellgarnison bestand damals nur aus 120 Köpfen vom Garnisonregimente, welches in der Grafschaft Glatz verteilt war, und vier Offiziere wechselten die Hauptwache ab, wovon drei in meinem Verständniß waren. Alles war veranstaltet, und die scharfen Patronen lagen bereits mit Pistolen und Degen für mich in meinem Ofenloche an meinem Kerker

1) Nun habe ich in der Folge erst erfahren, daß mich der König nur auf ein Jahr auf die Festung geschickt hatte, um zu probieren, ob sein Argwohn gegründet war. Meine Mutter hatte für mich gebeten und zur Antwort erhalten: Euer Sohn muß sein Jahr als eine Strafe für seine unvorsichtige Korrespondenz aushalten. Dieses wußte ich aber nicht, und in Glatz hieß es, ich sei auf Lebenslang verurteilt. — Ich hatte also nur noch drei Wochen zu warten, um meine Freiheit mit Ehre zu erhalten, als ich diese verzweifelte Unternehmung ausführte. Was mußte der Monarch von mir denken? War er nicht gezwungen, auf diese Art mit mir zu verfahren? Und welcher vernünftige Mensch kann wohl mutmaßen, daß ich wegen drei Wochen Urrest und so kurzer Geduld so viel gewagt und all das Meinige der Konfiskation überlassen haben würde, wo ich mit Ehre meiner nahen Freiheit, folglich meiner Rechtfertigung versichert war?

versteckt. Wir wollten alle Arrestanten befreien und mit klingendem Spiel nach Böhmen marschieren.

Ein österreichischer Deserteur, dem sich Nikolai auch vertraut hatte, verriet aber die ganze Sache, und der Gouverneur schickte seinen Adjutanten auf die Citadelle mit dem Befehl, der wachthabende Offizier sollte sogleich den Unteroffizier Nikolai arretieren und die Kasematte mit seiner Kameradschaft bewahren.

Dieser war eben auf der Hauptwache, und der Leutnant, welcher mein Freund war, auch das Geheimnis wußte, gab ihm ein Zeichen, daß alles verraten sei. Er allein kannte das ganze Komplott, einige davon waren mit ihm auf der Wache. Im Augenblicke war dieses braven Mannes Schluß gefaßt. Er sprang in die Kasematte, rief: Brüder, zum Gewehr! wir sind verraten! Alles folgte ihm nach der Wache des Stockhauses. Der wachthabende Offizier behielt nur acht Mann bei sich, die kein geladenes Gewehr hatten. Meine Anhänger nahmen die scharfen Patronen, drohten alles niederzuschießen, sprengten an meiner eisernen Thüre, die aber zu stark, die Zeit hingegen zu kurz war, um länger zu arbeiten. Er rief mir zu, ich sollte mir heraus helfen — es war unmöglich. Und so marschierte der beherzte Mann nebst neunzehn Köpfen, die ihm folgten, mit geschultertem Gewehr zum Feldtore. Der daselbst mit sechs Mann wachthabende Unteroffizier wurde gezwungen, sich mit ihm zu vereinigen. Und auf diese fast unglaubliche Art kam er glücklich bis nach Braunau in Böhmen. Denn ehe Lärm in der Stadt wurde und starke Kommandos ihn zu verfolgen ausdrücken konnten, hatte er schon sicher den halben Weg gewonnen.

Diesen seltsamen Mann habe ich zwei Jahre nach diesem Vorfalle als Schreiber in Ofen mit unbeschreiblicher Freude entdeckt. Er trat sogleich in meine Dienste, war mein Freund, starb aber nach etlichen Monaten in Ungarn an einer hitzigen

Krankheit, in meinem Quartiere. Ich habe ihn beweint, und sein Andenken ist mir noch so schätzbar als empfindlich.

Nummehr schlugen alle Wetter über meinem Kopf zusammen. Man wollte mir als einem Komploteur und Verführer der königlichen Soldaten und Offiziere den Kriminalprozeß machen. Ich sollte die Zurückgebliebenen nennen, gab aber auf alle Fragen keine Antwort, sondern erklärte standhaft, ich sei ein ohne Verhör nach Kriegsrecht verurteilter unschuldiger Arrestant, ein kassierter Offizier, dem keine Pflichten ferner für das Vaterland abgefordert werden könnten. Das Naturgesetz gebe mir das Recht, meine beleidigte Ehre zu retten und meine Freiheit auf alle mögliche Art zu suchen. Dieses sei der einzige Gegenstand aller meiner verzweifelten Unternehmungen; und ich wolle entweder meinen edlen Zweck erreichen oder in Bearbeitung desselben unerschrocken bei allen möglichen Gefahren und Hindernissen sterben.

Hierbei blieb's; alle möglichen Arrestverschärfungen erfolgten. Nur allein wurden mir keine Eisen angelegt, weil in Preußen ein Kavaliere und Offizier nicht geschlossen werden kann, bis er wegen infamer Verbrechen schon wirklich dem Scharfrichter übergeben ist. Und dieses war nicht mein Fall.

Die Wache wurde mir wieder aus dem Zimmer genommen. Das größte Übel aber blieb, daß mein Geld ausgeteilt war, und mir meine Freundin aus Berlin, mit welcher mir die geheime Korrespondenz nie gehindert werden konnte, schrieb:

„Je pleure avec Vous, Votre mal est sans remède; voici ma dernière; je n'ose plus risquer, — Sauvez Vous, si Vous pouvez, je suis pour Vous la même en tout événement, lorsqu'il est possible de Vous être utile. Adieu, malheureux ami, Vous méritez un autre sort.“

„Ich traure mit Ihnen, Ihr Übel ist aber ohne Hilfe. Dies ist mein letzter Brief; ich darf weiter nichts mehr für

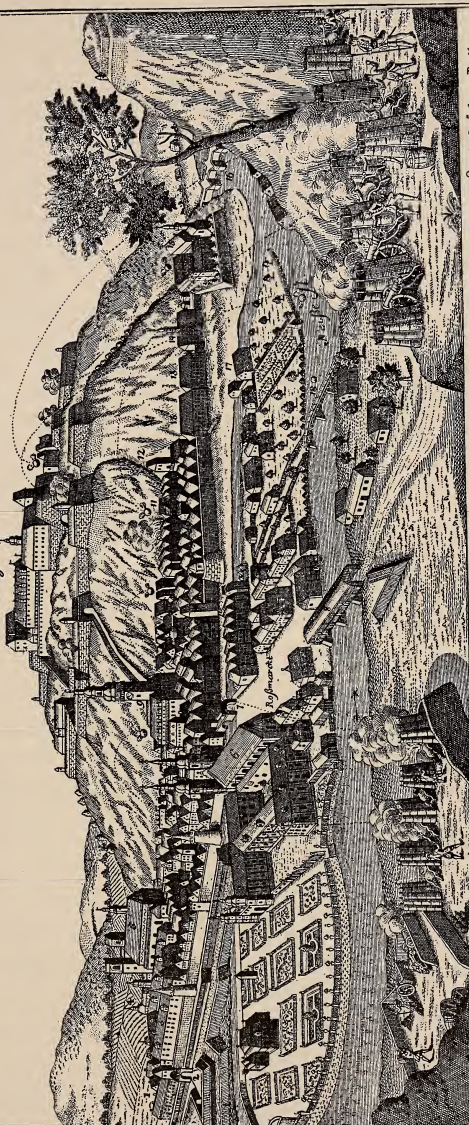
Sie wagen. Retten Sie sich, wo möglich! Ich bin für Sie allezeit und in allen Vorfällen die alte Freundin, wo es nur möglich ist, Ihnen nützlich zu sein. Leben Sie wohl, unglücklicher Freund! Sie verdienen ein ganz anderes Schicksal!"

Dieses war der härteste Schlag, der mich noch treffen konnte. Noch dieses war mein Trost, daß man gar keinen Verdacht auf die Offiziere hatte; und da diese laut ihrer Instruktion täglich etlichemal zu mir gehen mußten, um zu visitieren, ob ich ruhig sei — so verlor ich die Hoffnung nicht, mich selber zu retten.

Da nun alles unmöglich schien, ereignete sich folgender merkwürdiger Zufall, welcher wirklich unter die alten Abenteuer gerechnet werden sollte. Ein gewisser Leutnant von Bach, ein geborener Däne, welcher alle vier Tage die Wache bei mir hatte, war der Schrecken der ganzen Garnison und ein Erzhandelmacher, der mit allen Kameraden raufen mußte und sie alle zeichnete, weshalb er auch bereits von zwei Regimentern verwechselt und endlich in das Garnisonbataillon nach Glas zur Strafe versetzt wurde. Dieser saß bei mir auf dem Bett und erzählte mir, daß er tags zuvor einen sicheren Leutnant von Schell in den Arm gehauen habe. Scherzend gab ich ihm zur Antwort: „Wenn ich frei wäre, würdest du mich doch schwerlich bleffieren, ich verstehe meinen Degen auch.“ — Gleich stieg ihm das Blut in die Höhe, wir spalteten in der Geschwindigkeit ein paar Rappiere von einer alten Thür, die mir zum Tisch diente, und ich stieß ihn auf die Brust. — Hier geriet er in Wut, lief hinaus . . . wie erstaunte ich aber, als er mit zwei Musketiersäbeln unter dem Rocke in mein Gefängnis trat, mir einen davon übergab und zu mir sprach: „Jetzt zeige, was du kannst, Großsprecher!“ — Ich protestierte, wollte ihm seine Gefahr vorstellen, nichts half, er ging mir auf den Leib, und ich verwundete ihn an dem rechten Arm.

Prospekt u. Bombardement der Stadt u. Vestung Glatz, wie solche wiederholt schon öfter, unter ergriffenen Hülfen, Feldzeugmeistern Grafen v. Haydich, Erobert worden. 1726, 1741, 1757, 1760.

Vestung.



1. Casernen, 2. Schulspforte, 3. Jesuiten Collegium, 4. Das böhmische Thor, 5. Stadt-Pfarr-Kirche, 6. minoriten-Closter, 7. Das Brückens Thor, 8. Holzterne gedeckte Brücke, 9. Rathaus u. Thurm, 10. Das Kloster Thor, 11. neu erbauete Garnison Kirche, 12. Franckenauer Thor, 13. Magazins Häuser, 14. Hospital, 15. Franciscaner Kloster, 16. Steinerne Brücke nitlicher mühle, 17. Bergwerkshaus, 18. Rathaushaus, 19. Rathaushaus, 20. Rathaushaus, 21. Rathaushaus, 22. Rathaushaus, 23. Rathaushaus, 24. Rathaushaus, 25. Rathaushaus, 26. Rathaushaus, 27. Rathaushaus, 28. Rathaushaus, 29. Rathaushaus, 30. Rathaushaus, 31. Rathaushaus, 32. Rathaushaus, 33. Rathaushaus, 34. Rathaushaus, 35. Rathaushaus, 36. Rathaushaus, 37. Rathaushaus, 38. Rathaushaus, 39. Rathaushaus, 40. Rathaushaus, 41. Rathaushaus, 42. Rathaushaus, 43. Rathaushaus, 44. Rathaushaus, 45. Rathaushaus, 46. Rathaushaus, 47. Rathaushaus, 48. Rathaushaus, 49. Rathaushaus, 50. Rathaushaus, 51. Rathaushaus, 52. Rathaushaus, 53. Rathaushaus, 54. Rathaushaus, 55. Rathaushaus, 56. Rathaushaus, 57. Rathaushaus, 58. Rathaushaus, 59. Rathaushaus, 60. Rathaushaus, 61. Rathaushaus, 62. Rathaushaus, 63. Rathaushaus, 64. Rathaushaus, 65. Rathaushaus, 66. Rathaushaus, 67. Rathaushaus, 68. Rathaushaus, 69. Rathaushaus, 70. Rathaushaus, 71. Rathaushaus, 72. Rathaushaus, 73. Rathaushaus, 74. Rathaushaus, 75. Rathaushaus, 76. Rathaushaus, 77. Rathaushaus, 78. Rathaushaus, 79. Rathaushaus, 80. Rathaushaus, 81. Rathaushaus, 82. Rathaushaus, 83. Rathaushaus, 84. Rathaushaus, 85. Rathaushaus, 86. Rathaushaus, 87. Rathaushaus, 88. Rathaushaus, 89. Rathaushaus, 90. Rathaushaus, 91. Rathaushaus, 92. Rathaushaus, 93. Rathaushaus, 94. Rathaushaus, 95. Rathaushaus, 96. Rathaushaus, 97. Rathaushaus, 98. Rathaushaus, 99. Rathaushaus, 100. Rathaushaus.

Ansicht von Glatz mit der Festung, in der Trend gefangen saß.



Gleich warf er den Säbel weg, fiel mir um den Hals, küßte mich und blieb weinend an mir hangen. Endlich sagte er: „Freund, du bist mein Meister! und du sollst, du mußt durch mich deine Freiheit erhalten, so wahr ich Bach heiße. Wir verbanden den Hieb im Arme, der ziemlich tief war, er schlich hinaus, ließ heimlich einen Feldscherer holen, der ihn ordentlich verband, und abends war er wieder bei mir.

Hier machte er mir nun den Vortrag, es sei kein anderes Mittel in der Welt, mich zu retten, als wenn der wachthabende Offizier mit mir ginge. Er selbst wolle gern sein Leben für mich aufopfern, aber einen Schelmstreich könnte er für mich nicht vollziehen und von der Wache desertieren. Inzwischen gab er mir sein Ehrenwort, mir meinen Mann in wenigen Tagen zu verschaffen, auch zu allem behülflich zu sein.

Abends kam er schon wieder zu mir und brachte den Leutnant von Schell mit sich. Das erste Wort war: „Hier ist dein Mann!“

Schell umarmte mich, gab mir sein Wort: Der Handel war also geschlossen. Schell war soeben erst aus der Garnison von Habelschwerdt nach Glas gekommen und sollte in ein paar Tagen die erste Wache in dieser Festung bei mir auf der Zitadelle verrichten. Bis dahin wurde alles verschoben. Weil ich aber kein Geld mehr von meiner Freundin erhielt, und meine heimliche Kassa nur noch in etwa sechs Pistolen bestand, so wurde beschloffen, daß Bach nach Schweidnitz fahren und mir daselbst von einem sicheren Freunde etwas bringen sollte. Schell war ein Mensch von ganz außerordentlichen Talenten, sprach und schrieb sechs Sprachen und besaß den Kern aller schönen Wissenschaften. Er hatte bei dem Fouquéschen Regimente gestanden. Sein Oberst, ein Pommer, hatte ihn schikaniert. Fouqué konnte keinen gelehrten Offizier leiden und hatte ihn zum Garnisonregimente promoviert. Er forderte zweimal den Abschied, und der König drohte ihm mit Festungs-

arrest. Deshalb allein entschloß er sich, zu desertieren und sich zu rächen, wenn er mich dem Fouqué zu Troge aus dem Gefängnisse befreite.

Nun war inzwischen wegen des einen und anderen Verdachts, daß die Offiziere zu vertraulich mit mir umgingen, ein Befehl ergangen, laut welchem meine Thüre allezeit verschlossen blieb und mir das Essen durch ein Fenster in der Mitte derselben hereingereicht wurde. Den Schlüssel hatte der Major, und bei Kassation war verboten, mit mir zu essen.

Die Offiziere hatten aber einen Nachschlüssel machen lassen und saßen den halben Tag und Nächte bei mir.

Mir gegenüber war das Gefängniß eines gewissen Kapitans von Damnitz. Dieser war mit Kompagniegeldern aus preußischen Diensten desertiert, wurde Hauptmann bei seines Veters Regiment<sup>1)</sup> in Osterreich, und da er sich im Feldzuge 1744 als Spion von ihm brauchen ließ, mitten in der preußischen Armee im Bauernkittel gefangen, erkannt und zum wohlverdienten Galgen verurteilt. — Durch Vorbitte der schwedischen Volontärs, die damals bei der Armee waren, erhielt er Pardon und saß in Glaz auf Zeitlebens cum infamia. Dieser schlechte Mensch, welcher dennoch durch Protektion nach zweijährigem Arrest nicht nur die Freiheit erhielt, sondern sogar bei seines Veters Regiment Oberstleutnant wurde, war nun damals der vom Platzmajor aufgestellte heimliche Rundschafter über die Arrestanten und hatte berichtet, daß ungeachtet des scharfen Verbotes die wachthabenden Offiziere die meiste Zeit bei mir zubrachten.

Nun zog Schell den 24. Dezember auf die Wache, kam gleich zu mir herein, blieb lange bei mir, und alles sollte an diesem

1) Wolf Siegmund, Freih. v. Damnitz, war k. k. Generalfeldmarschall und starb 1755 zu St. Pölten, wahrscheinlich der Vetter des obigen und Regimentsinhaber (siehe Cornova, Die Helden Osterreichs, S. 174 ff.)



Tage verabredet werden, wie wir bei seiner nächsten Wache entfliehen wollten.

Der Leutnant von Schröder war an ebendiesem Tage bei dem Kommandanten zum Essen eingeladen und hörte zufällig vom Adjutanten desselben, er habe Order, den Leutnant Schell von der Wache ablösen zu lassen und sogleich zu arretieren.

Schröder, der von unserem Geheimnis wußte, glaubte nicht anders, als daß wir verraten wären. Er läuft mit vollem Schrecken auf die Zitadelle zum Schell und sagt: „Freund! rette dich, alles ist verraten, du wirst sogleich arretiert werden.“

Schell hätte sich allein ohne Gefahr in Sicherheit bringen können, denn Schröder trug ihm an, sogleich mit ihm Pferde zu nehmen und nach Böhmen zu reiten.

Was tut aber der rechtschaffene Mann in diesem Falle für seinen Freund?

Auf einmal tritt er in mein Gefängnis, zieht einen Unteroffizierssäbel unter dem Rocke hervor und sagt: „Freund! wir sind verraten. Folge mir und laß mich nur nicht lebendig in die Hände meiner Feinde fallen.“

Ich wollte mit ihm sprechen — er nahm mich eilfertig bei der Hand und sagte: „Folg'! es ist keine Minute zu verlieren!“ Gleich warf ich meinen Rock über die Schulter, zog die Stiefel an und hatte nicht einmal die Zeit, mein noch wenigstens verborgenes Geld mitzunehmen.

Wir gingen heraus, und er sagte der Schildwache: dein Arrestant geht mit mir in die Offiziersstube, bleib' hier stehen.

Wir gingen auch wirklich hinein, gleich aber seitwärts hinaus, und mein Freund war willens, mit mir unter dem Zeughaufe vorbei bis an die äußersten Außenwerke zu gehen, dann über die Palissaden zu steigen und uns weiter zu retten, wie wir könnten.

Raum hatten wir hundert Schritte gemacht, als uns der Major Quadt<sup>1)</sup> nebst dem Adjutanten begegnete.

Schell erschrak, stieg auf die Brustwehr und sprang vom Walle hinunter, der daselbst eben nicht so sehr hoch ist. Ich folgte, sprang nach und kam glücklich hinunter, außer daß ich mir die Schulter an der Abdachung abgeschunden hatte. Mein Freund hatte aber das Unglück, den Fuß am Knöchel aus dem Gelenke zu fallen. Sogleich zog er seinen Degen und bat mich, ich sollte ihn durchbohren und mir helfen, wie ich könnte. Er war ein kleiner schwacher Mensch, ich nahm ihn bei dem Leibe, half ihm über die Palissaden, dann auf meinen Rücken und lief geradezu mit ihm davon, ohne zu wissen wohin.

Die Sonne war eben untergegangen, als wir entflohen, dabei war die Luft neblig und Glatteis. Niemand wollte nachspringen — der Lärm hinter uns her war gewaltig — jedermann kannte uns — ehe aber jemand aus der Zitadelle die Stadt und von da das Thor erreichen und uns verfolgen konnte, hatten wir eine gute halbe Stunde voraus.

Die Alarmkanonen wurden, wie bei Desertion gewöhnlich, schon abgefeuert, ehe wir hundert Schritte entfernt waren. Dieses schreckte meinen Freund noch mehr, weil er wußte, daß von Glaz fast kein Gemeiner glücklich durchgekommen war, der nicht wenigstens zwei Stunden voraus hatte, ehe die Kanonen brummten, weil die sogleich alle möglichen Passagen besetzenden Bauern und Husaren viel zu geübt, auch zu wachsam waren.

Wir waren noch nicht fünfhundert Schritte von den Wällen entfernt, als schon alles in Bewegung hinter uns vorwärts stürmte. Wir entsprangen am hellen Tage und kamen dennoch glücklich und wunderbar davon, welches ich theils meiner Gei-

1) Joh. Christ. Kuhlemann, Freih. v. Quadt, preuß. Generalmajor der Infanterie, geboren 1699, gefallen bei Lomowiß 1756. Durch die Wylisch-Lottum mit Trenck verwandt.

stesgegenwart, teils dem bereits erworbenen Rufe zu danken hatte, daß mich weder zwei noch drei Nachsetzer so leicht aufhalten würden.

Überdies vermutete jedermann, daß wir gewiß nicht ohne hinlängliche Verteidigungsgewehre eine so wichtige Unternehmung auf so desperate Art gewagt hätten; niemand wußte, daß wir uns übereilt entschlossen, Schell auch nichts als seinen Degen, ich aber einen elenden Unteroffizierssäbel zur Nothwehr hatten.

Unter den zum Nachsetzen kommandierten Offizieren war der Leutnant Bart<sup>1)</sup>, mein Freund, und dem Hauptmann von Zerbst<sup>2)</sup> vom Fouquéschen Regimente, der mich allezeit brüderlich liebte, begegneten wir unweit der böhmischen Grenze, wo er mir zurief: „Bruder, mach', daß du besser links gegen das dort liegende einzelne Haus kommst, dort ist die Grenze; die Husaren sind soeben rechts geritten.“ Er ritt seitwärts, als ob er uns nicht gesehen hätte. Von den Offizieren hatten wir demnach nichts zu besorgen, ein jeder half gewiß durch, wie er konnte.

Ich hatte meinen Freund kaum dreihundert Schritte getragen, so setzte ich ihn auf die Erde, sah mich um und konnte Stadt und Zitadelle nicht mehr sehen, die Luft war zu trübe, folglich konnten wir auch nicht mehr gesehen werden.

Meine Geistesgegenwart verließ mich keinen Augenblick. Tod oder Freiheit war entscheidend beschlossen? Ich fragte also meinen Freund: „Wo sind wir, Schell? Wo liegt Böhmen? Wo fließt die Neiße?“ Der gute Mann konnte sich nicht fassen, wußte sich nicht zu besinnen und verzweifelte an aller möglichen Rettung. Er bat nur, ich sollte ihn nicht lebendig zurücklassen — zur Flucht sei keine Möglichkeit.

1) Sic, Trenck meint aber wohl Bach.

2) Hauptmann Herr von Zerbst wird im Wiener Diarium 1749, Nr. 60, als Entdecker eines Bergwerkes in Glas angeführt.

Nachdem ich ihm heiligst versprach, ihn vom schimpflichen Tode am Galgen zu retten — falls kein Mittel übrig wäre — und ihn durch meinen Mut aufmunterte, sah er sich um und erkannte an einigen Bäumen, daß wir unweit dem Feldtore waren. — Nun fragte ich: „Wo ist die Reize?“ Er wies seitwärts. „Freund,“ sagte ich, „alles hat uns gesehen gegen das böhmische Gebirge laufen, dort ist es unmöglich durchzukommen. Dort ist der Kordon besetzt, und alles folgt uns von Husaren und nachsetzenden Feinden dorthin.“ Ich nahm ihn hiermit auf den Rücken und trug ihn rückwärts an die Reize; hier hörten wir nun schon in allen Dörfern Sturm läuten, auch die Bauern, welche den Desertionskordon besetzen, auf allen Seiten laufen und Alarm machen.

Ich kam also an die Reize, diese war nur wenig zugefrozen. Ich nahm meinen Freund, trug ihn durch, so weit, als ich waten konnte. — Bei der Tiefe, die eben nicht drei Klafter breit war, mußte er sich an meinem Haarzopfe festhalten, und so kamen wir glücklich an das andere Ufer.

Man urteile, wie sanft es tat, den 24. Dezember zu schwimmen und dann noch achtzehn Stunden unter freiem Himmel zu bleiben. Nebel und Glatteis hörten gegen sieben Uhr abends auf, dann folgte Mondlicht und Frost. Ich hatte an meinem Freunde zu tragen und wurde warm, aber müde. Er hingegen litt alles, was ein Mensch leiden kann: Kälte, Schmerzen am verrenkten Fuße, an dem ich viel vergebens arbeitete, um ihn in die Junktur zu bringen, und dabei Gefahr und Tod bei jedem Schritte vor Augen hatte.

Sobald wir das andere Ufer der Reize erreichten, waren wir außer Gefahr der Verfolgung, weil uns niemand auf dem Wege nach Schlesien suchte. Ich ging also eine gute halbe Stunde neben dem Ufer fort; sobald ich aber die ersten Dörfer im Rücken hatte, wo der Alarmkordon gezogen ist, den Schell aus Erfahrung genau kannte, fanden wir zufällig

einen Fischerkahn am Ufer, sprengten das Schloß los, fuhren hinüber und gewannen in kurzer Zeit das Gebirge.

Hier setzten wir uns auf den Schnee. Der Mut wuchs, wir hielten Rat, was weiter zu tun wäre, schnitten einen Stock ab, womit Schell zuweilen, um mich rasten zu lassen, sich auf einem Fuße vorwärts half, welches aber der tiefe Schnee im Gebirge mit seiner harten einbrechenden Rinde desto beschwerlicher machte.

So verfloß die Nacht, wo wir im Schnee bis an den Bauch herumwühlten, ohne viel vorwärts zu kommen. Das untwegsame Gebirge war mir hin und wieder unübersteiglich. Der Tag brach heran, wir glaubten schon nahe an der Grenze zu sein, die vier Meilen von Glatz entfernt ist, und hörten mit größtem Schreck noch die Glazer Uhr schlagen.

Müdigkeit und Kälte waren bei mir, und bei meinem Freunde die Schmerzen unausstehlich. Den Tag hindurch war es nicht möglich, auszuhalten; der Hunger quälte mich zugleich schon gewaltig. Nach gemachter Überlegung und etwa einem halbstündigen Vorwärtsarbeiten kamen wir an ein Dorf, welches am Fuße des Berges lag. Etwa dreihundert Schritte diesseits des Dorfes sahen wir aber zwei abgesonderte Häuser. Wir nahmen folgende Abrede und führten sie auch glücklich aus.

Die Hüte hatten wir beide im Wallspringen zu Glatz verloren. Schell hatte aber seine Schärpe und seinen Ringkragen als wachthabender Offizier am Leibe, welches ihm bei Bauern noch Ansehen geben konnte.

Nun schnitt ich mich in den Finger, bestrich Gesicht, Hemd und Rock mit Blut, wie ein Schwerverwundeter, und verband mir den Kopf.

So trug ich den Schell bis an das Ende des Gesträuches unweit den Häusern. Hier band er mir die Hände auf den Rücken, aber so, daß ich sie gleich freimachen konnte, tat sich

Gewalt an, hüpfte mit seinem Stock hinter mir her und schrie um Hilfe.

Zwei alte Bauern kamen herausgelaufen.

Gleich rief Schell, in das Dorf laufend: „Der Richter soll im Augenblick einen Wagen anspannen — ich habe den Spitzbuben eingeholt — er hat mir das Pferd erstochen, wodurch ich ein Bein verrenkte; ich habe ihn dennoch zusammengehauen und gefangen — geschwinde einen Wagen, damit er noch gehenkt werde, ehe er krepirt.“

So ließ ich mich halbtot in das Zimmer schleppen. Ein Bauer lief in das Dorf; ein altes Mütterchen und ein hübsches Mädchen hatten großes Mitleid mit mir, gaben uns Milch und Brot. Wie erstaunten wir aber, als der alte Bauer den Schell beim Namen nannte, auch versicherte, daß er wüßte, wir wären selbst die Deserteure, weil schon abends vorher ein nachsetzender Offizier im Wirtshaus gewesen, uns genannt, unsere Kleidung beschrieben, auch die ganze Geschichte der Flucht erzählt hätte. Dieser Bauer kannte den Schell, weil sein Sohn unter der Kompagnie diente und er öfters mit ihm in Habelschwerdt, wo er im Quartier lag, gesprochen hatte.

Hier war also nichts anderes übrig als schleuniger Entschluß und Geistesgegenwart. Gleich sprang ich hinaus, lief in den Stall, und Schell hielt den alten Bauer im Zimmer zurück, der aber ein ehrlicher Mann war und ihm inzwischen sogar den Weg sagte, den wir zu nehmen hatten, um Böhmen zu erreichen. Wir waren nur ein und eine halbe Meile von Glatz weg und hatten vielleicht sechs Meilen hinterwärts und vorwärts im Gebirge herumgeirrt. Das Mädchen folgte mir: ich fand drei Pferde im Stalle, aber keinen Zaum. Ich bat sie beweglich, mir zu helfen; sie war gerührt und wäre mir vielleicht auf der Stelle gefolgt. Gleich gab sie mir zwei Zäume, ich führte die Pferde hinaus und rief den Schell; er erschien

mit seinem lahmen Fuße, ich half ihm hinauf. Der alte Bauer weinte und bat um seine Pferde, hatte aber zum Glück keinen Mut, vielleicht auch keinen Willen, uns zu hindern, denn mit einer Mistgabel hätte er uns, die wir fast wehrlos waren, wenigstens so lange aufhalten können, bis das Dorf herzugeeilt wäre.

So ritten wir ohne Sattel und ohne Hut auf dem Kopfe davon. Schell in Uniform mit Schärpe und Ringtragen, ich aber in meinem roten Garde du Corps-Rocke. Beinahe war alle Hoffnung vereitelt, da mein Pferd nicht von der Stelle gehen wollte.

Als ein guter Reiter fand ich aber Mittel: Schell ritt vor, und kaum waren wir etliche hundert Schritte entfernt, so sahen wir die Bauern schon aus dem Dorfe herbeieilen.

Unser Glück war der Feiertag — alles war in der Kirche, und der von uns abgeschickte Bauer hatte sie daselbst erst rufen müssen. Es war etwa neun Uhr früh, denn wenn die Leute zu Hause gewesen wären, so waren wir ohne Rettung verloren. Ich war müde und Schell lahm, wir hätten also auch nicht davonlaufen können.

Unser Weg ging gerade nach Wünschelburg. Hier war kein Mittel, als durch die Stadt zu reiten. Schell hatte noch vier Wochen vorher daselbst im Quartier gelegen, jedermann kannte ihn, unsere Equipage stellte ohne Sattel noch Hut nichts anderes als Deserteure vor. Die Pferde liefen aber ziemlich gut, und wir kamen glücklich durch, obgleich in der Stadt achtzig Mann Infanterie und zwölf Husaren zum Verfolgen der Deserteure in Garnison lagen. Schell kannte aber daselbst alles, folglich ritten wir um die Stadt herum durch die Vorstadt, und da er von da den Weg nach Bummern kannte, so kamen wir daselbst gegen elf Uhr vormittag glücklich an, nachdem wir vorher dem Kapitän Zerbst begegnet waren. Welche

Wonne unsere Seele an diesem Tage empfand, kann nur der denken, aber nicht schildern, der sie wirklich empfunden hat. Ein ehrlicher Mann, welcher im unverdienten Kerker leidet und durch Eigenmacht die Sklavenkette zersprengt; der wirklich sich die verlorene Freiheit, trotz aller Fürsten- und Menschenmacht, wiederzugeben wußte — fühlt bei einem solchen Vorfalle so viel Abscheu gegen alle Eigenmacht, daß ich selbst noch nicht begreifen kann, wie ich mich jemals wieder entschließen konnte, in einem despotischen Staate zu leben, wo Freiheit, Ehre, Glück, Zufriedenheit und Güter von der Willkür eines Gebieters abhängen, welcher auch mit dem besten Willen das Ganze eines ausgedehnten Staates nicht übersehen kann.

Niemals bin ich auch wohl bei aller meiner in der Welt unternommenen Arbeit so rühmlich, noch mit solcher Herzensfreude und reiner Wollust müde geworden, als da ich den Freund, welcher für meine Freiheit einen so schändlichen Tod wagte, wenigstens zwölf Stunden auf meinen Schultern getragen und ihn mit mir gerettet habe. Lebendig hätte uns gewiß niemand nach Glas zurückgebracht. Ich war also, weil diese unmöglich geglaubte Flucht so glücklich gelang, von der Vorsehung bestimmt, noch weit traurigere Rollen in der Welt zu spielen als die erste, aus welcher alle übrigen hervorzubringen.

Wäre damals mein künftiges grausames Schicksal, wäre eine vierzigjährige Kette trauriger Zukunft vor meinen Augen aufgedeckt gewesen, ich hätte die Flucht aus Glas gewiß nicht als ein Glück angesehen. Ein Jahr Geduld würde den aufgeführten König besänftigt haben; und wenn ich alles mit gegenwärtig aufgeklärter Einsicht betrachte, so wäre es besser für mich, auch für den ehrlichen Schell gewesen, wenn wir uns nie gekannt hätten, denn er geriet hierdurch in ein Labyrinth von Widerwärtigkeiten, die er allein durch seinen Tod



enden konnte<sup>1)</sup>. Was mir aber seitdem noch widerfahren ist, wird man in dieser Geschichte mit Mitleid und Erstaunen lesen.

Ich war also nunmehr in Freiheit, in Braunau auf der böhmischen Grenze, und schickte sogleich die zwei Pferde nebst dem mitgenommenen Unteroffizierssäbel dem General Fouqué nach Glaz zurück. Mein Brief dabei war ihm so empfindlich, daß er alle Schildwachen, die vor meiner Türe unter dem Gewehr, auch an den Wällen, wo wir vorbeiging, gestanden hatten, Spießruten laufen ließ, weil er am Tage vor meiner Flucht noch versichert hatte, daß es nunmehr unmöglich sei, etwas zu unternehmen — und sich dennoch betrogen fand. So rächt sich der Niederträchtige an den Wehrlosen, und der Tyrann an der Unschuld! Nun sah ich zum erstenmal mein Vaterland mit dem Rücken an — ich flüchtete wie ein Joseph aus seiner Mördergrube, den seine Brüder verstoßen und verkauft hatten, und alles, was ich damals verlor, schien mir im ersten Augenblicke der Betäubung noch Gewinn für mich zu sein.

Mein von meinen Voreltern mit Blut und Ehre erworbenes Vermögen wurde mir sogleich konfisziert, und einer der edelsten, brauchbarsten und eifrigsten Jünglinge für die Ehre seines Vaterlandes und Königs wurde wie der größte Missethäter, Überläufer und Verräter auf Befehl des in seiner Gerechtigkeitssiebe hintergangenen Landesvaters mißhandelt.

Ich schrieb an den König, trug ihm den eigentlichen Verlauf der ganzen Sache vor, bewies ihm meine Unschuld ohne Widerspruch und bat um Gerechtigkeit, erhielt aber keine Antwort.

Der Monarch, welcher mich wirklich liebte, hatte mich im Anfange nicht ganz verstoßen. Ich erfuhr aber leider zu spät,

1) Schell, dessen Lebensabriß Trenck in einem Anhang zur „Lebensgeschichte“ gibt, ging in die Dienste Piemonts und vergiftete sich schließlich wegen Krankheit.

daß mein Arrest nur auf ein Jahr bestimmt war, um meine Treue zu prüfen. Dieses wurde mir aber nicht gesagt, auch dieses ist ein Räthsel, welches ich in der Folge erst aufgelöst habe. Nämlich der Platzmajor D'D war ein Liebling des Generals Fouqué. Ein gewinnsüchtiger Mann; er wußte, daß ich Geld hatte, und wollte den Protektor machen. Mir sagte er allezeit, ich sei auf Lebenszeit verurtheilt, und lenkte die Unterredung auf den großen Kredit seines Generals bei dem König, auch des seinigen bei dem General. Für ein Geschenk eines Pferdes, worauf ich nach Glaz geritten war, erhielt ich die Erlaubnis, in der Festung spazieren zu gehen und für ein anderes von hundert Dukaten rettete ich den Fähnrich Reitz, welcher mit mir entfliehen wollte und verraten wurde. Man versicherte mir, er sei an ebendem Tage, da ich ihm den Degen von der Seite riß und von allen Glazer Wällen wie ein Verzweifelter heruntersprang, wirklich in meinen Kerker gekommen, um nach vielen drohenden Vorbereitungen mir erst die freudige Nachricht zu bringen, daß ich durch seine Bemühungen und des Generals Vorbitte nur ein Jahr im Arrest zu bleiben, folglich binnen etlichen Wochen meine Freiheit zu erhoffen hätte. — Welche verfluchte Schandtath eines eigennütigen Menschen, um Geld zu erschnappen! Nachdem ich nun die erste ganz rasende Art zur Flucht wählte, wurde gewiß dem König die Intrige des Platzmajors nicht gemeldet. Man schrieb ihm nur, ich hätte etliche Tage vor Abwartung der mir zum Arrest bestimmten Zeit eine so verzweifelte Art erwählt, um zu fliehen und zum Feinde überzugehen. Welcher vernünftige Mensch kann aber glauben, daß ich, wenn ich gewußt hätte, daß mein Arrest nur auf ein Jahr bestimmt sei, nicht drei Wochen lang gewartet haben würde, um meine Freiheit mit Ehre zu erhalten, mein Vermögen von der Konfiskation zu retten, und meine Freundin in Berlin, an welcher mein ganzes Herz hing, wieder zu sehen? Mein Verhängnis hatte es also beschlossen, daß alle

mögliche Wahrscheinlichkeit zusammentreffen mußte, um mich aus meinem Vaterland zu verdrängen.

Ich war nun einmal in Böhmen als ein Fremdling, ohne Geld, ohne Schutz noch Freund, und meiner eigenen Führung schon im zwanzigsten Lebensjahre überlassen.

Anno 1744 hatte ich in Braunau bei einem Leinweber im Quartier gelegen und diesem Manne selbst Ratschläge gegeben, auch mitgeholfen, seine beste Habseligkeit zu vergraben und vor der Plünderung zu retten.

Dankbar und freudig empfing uns der ehrliche Mann in seinem Hause. Zwei Jahre vorher war ich in demselben unumschränkter Gebieter, mit neun Pferden und fünf Bedienten, voller Hoffnung und mit der günstigsten Aussicht in die Zukunft. Jetzt hingegen erschien ich bei ihm als ein Flüchtling, der Schutz sucht, der alles auf einmal verloren hatte, was ein junger Mensch auf Erden verlieren kann.

Ich hatte nur einen Louisdor im Sacke und Vermögen. Mein Freund Schell hatte vierzig Kreuzer, und jetzt sollte er zuerst seinen ausgedrehten Fuß heilen lassen, dann aber in der Fremde Schutz, Brot und Ehre verdienen.

Meine Lage war nicht besser. Zum Trenck nach Wien wollte ich absolut nicht gehen und lieber in Ostindien mein Glück suchen, um nicht in meinem Vaterlande den Argwohn zu bestärken, als ob ich wirklich untreue Gedanken gehegt hätte. Hierzu war mein Ehrgeiz zu neu, zu erhaben, und eben hierdurch mein Zustand hilfloser. Ich schrieb nach Berlin an meine Freundin, erhielt aber keine Antwort, vermutlich, weil ich keinen sicheren Weg, um dieselbe zu erhalten, anzeigen konnte. Meine Mutter war vom allgemeinen Rufe eingenommen und hätte mir keine Hilfe geschickt, meine Brüder standen aber noch unter der Vormundschaft, und mein Freund in Schweidnitz konnte mir nicht antworten, weil er eben nach Königsberg gereist war.

Innerhalb drei Wochen, die wir in Braunau zubrachten,

war der Fuß meines Freundes geheilt, hingegen meine Uhr, seine Schärpe und sein Ringkragen verkauft, und unsere ganze Kasse bestand in weniger als vier Gulden.

Die Zeitung meldete damals, daß der berühmte Pandurenkommandant Trenck in Wien in einen schweren Kriminalprozeß verwickelt und scharf bewacht sei. Man urtheile, wie einem Menschen meiner Gattung damals zumute war.

Ich entschloß mich also, den Weg bis nach Preußen zu meiner Mutter zu Fuß zu unternehmen, um von ihr Hilfe zu erhalten, dann aber russische Dienste zu suchen. Schell, dessen Schicksal von dem meinigen abhing, wollte mich nicht verlassen. Wir nahmen demnach Pässe als gemeine preussische Deserteure mit umgekehrten Namen. Ich hieß Knert, und Schell hieß Lesch. So gingen wir den 21. Januar abends, ohne gesehen zu werden, aus Braunau und richteten den Weg auf Bielitz nach Polen. Ein Freund aus Neurode gab uns ein paar Sackpistolen, mir eine Flinte und drei Dukaten, die noch in Braunau zurückblieben.

Die umständliche Beschreibung dieser Reise könnte mit allen ihren Begebenheiten einen ganzen Band anfüllen, ich werde aber nur einige davon erzählen, zugleich aber unser Reisejournal hier einrücken, welches mein Freund Schell noch aufbewahrt und mir nach dreißigjähriger Trennung, da er mich im Jahre 1776 in Aachen besuchte, im Original hinterlassen hat.

### Journal

meiner Reise zu Fuß von Braunau in Böhmen über Bielitz durch Polen nach Meseritz und von da über Thorn nach Elbing: 169 Meilen ohne zu betteln, noch zu stehlen.

Den 18. Januar 1747 gingen wir von Braunau über Politz bis Nachod, drei Meilen. Die Kasse bestand in 3 fl. 45 Kr.

Den 19. nach Neustädtl. Hier vertauschte Schell seine Uniform gegen einen grauen Handwerksburschenrock und erhielt

von einem Juden noch 2 fl. und 15 Kr. heraus. Von da kamen wir nach Reichenau, in allem drei Meilen.

Den 20. auf Leitomischl, fünf Meilen, wo ich ein warmes Brot begierig aß und beinahe vor Magenkrampf gestorben wäre. Wir mußten hier einen Tag liegen bleiben; und der Wirt ließ uns wenig Geld durch eine gottlose Rechnung im Beutel übrig.

Den 22. über Trübau nach Zwittau in Mähren, vier Meilen.

Den 23. bis Sternberg, sechs Meilen. — Dieser Marsch war dem armen Schell, wegen seines noch schwachen Fußes zu stark — und dennoch mußte er den folgenden Tag, den 24. bis nach Leipnik, vier Meilen im tiefen Schnee und mit leerem Magen aushalten. Hier verkaufte ich meine Halschnalle um 4 fl.

Den 25. bis nach Freiberg über Weiskirch nach Drahotusch, fünf Meilen. Auf diesem Weg fanden wir frühmorgens eine Violine im Futteral, die jemand verloren hatte. Der Wirt in Weiskirch gab uns zwei Gulden dafür und versprach, sie dem, der sich melden würde, zurückzugeben, weil sie wohl 20 fl. wert war.

Den 26. nach Friedeck in Oberschlesien, zwei Meilen.

Den 27. auf ein hannakisches Dorf, zwei und eine halbe Meile, und den 28. über Skotschau nach Bielitz, drei Meilen.

Da dieses die Grenzstadt zwischen Polen und den österreichischen Staaten ist, so forderte uns der daselbst in Garnison liegende Hauptmann Cappi <sup>1)</sup> vom Marschallischen Regiment den Paß ab. Wir hatten in demselben anderen Namen und waren gemeine preußische Deserteurs. Ein aus Glatz desertierter Tambour kannte uns aber und sagte es dem Hauptmann.

Dieser Dummkopf und grobe Menschenfeind ließ uns sogleich

1) Marquis Albert Cappi, seit 1745 Hauptmann im Regiment Marschall, gest. 1756 (siehe Treuenfest, Geschichte des Infanterieregiments Nr. 18, S. 693).

arretieren, mit despotischer Verweigerung alles Gehörs nach Teschen zurück und noch dazu mit Verachtung zu Fuße führen. Dieses betrug vier Meilen.

Dort kamen wir zum Oberstleutnant Baron Schwarzer<sup>1)</sup>, der ein rechtschaffener Mann war, uns bedauerte und das grobe Verfahren des Hauptmanns Cappi tadelte. Ich erzählte ihm mein ganzes Schicksal offenherzig. Er tat alles, um mich von der polnischen Reise abzuhalten, und riet mir den Weg nach Wien an. Umsonst, mein guter Genius hielt mich damals noch von Wien zurück und wollte Gott, daß ich mich ewig davon entfernt hätte!

Ich kehrte also nach Bielitz zurück, abermals vier Meilen. Schwarzer gab uns bis dahin seine eigenen Pferde und vier Dukaten auf den Weg, die ich ihm dankbar in der Folge bezahlt habe. Indessen war mein ganzes Blut gegen den Cappi empört. Wir gingen sogleich durch Bielitz nach Biala zur polnischen Grenze. Von da schickte ich ihm ein Kartel und forderte ihn auf Degen oder Pistolen, erhielt aber keine Antwort. Er erschien nicht und bleibt in meinen Augen ein Schurke in Ewigkeit.

Den 1. Februar gingen wir von Biala vier Meilen nach Oswiecim, weil ich beschlossen hatte, Zuflucht bei meiner Schwester zu suchen, welche den Herrn von Waldow geheiratet hatte und zu Hammer im Brandenburgischen zwischen Ladeburg an der Warte und Meseritz an der polnischen Grenze auf ihren Gütern im Wohlstand lebte. Deshalb ging unser Weg neben der schlesischen Grenze auf Meseritz zu.

Den 2. nach Bobraf und Olkusch fünf Meilen. Auf diesem Wege, wo wir viel vom tiefen Schnee in leichter Kleidung

1) Baron Rud. Christ. Schwarzer, seit 1746 Oberstleutnant, seit 1752 Oberst im Regiment Marschall (heute Nr. 18). Tatsächlich lag das Regiment um diese Zeit in Schlessien in Garnison (siehe Treuenfest, a. a. D., S. 167, 716).

auszustehen hatten, verlor Schell aus Nachlässigkeit unsere noch in neun Gulden bestehende Kasse. Mir aber blieben noch neunzehn Groschen.

Den 3. nach Kromolow drei und den 4. nach Wlodowice-Janow abermals drei Meilen. Von da den 5. nach Czenstochow, wo das berühmte reiche Kloster prangt. Wir kehrten am Fuße des Klosterberges im Wirtshause bei einem wahren Bieder- manne namens Lazar ein. Dieser hatte als Leutnant in kai- serlichen Diensten gestanden, viele Schicksale erlitten und war endlich ein armer Gastwirt in Polen. Wir hatten keinen Kreuzer in der Kasse, forderten trockenes Brot, der recht- schaffene Mann ließ uns aber an seinem Tische essen. Ich vertraute ihm die reine Wahrheit unserer Umstände, auch die Absicht dieser Reise an. Kaum hatten wir gegessen, so kehrte ein Wagen ein, und drei Herren, die Kaufleuten ähnlich sahen, kamen in das Zimmer. Sie hatten eigene Pferde, einen Be- dienten und einen Kutscher.

Diesen Wagen hatten wir schon in Dlkusch angetroffen. Einer der Herren hatte den Schell befragt, wohin unsere Reise ginge, der ihm Czenstochow genannt; wir waren aber ohne allen Argwohn bei einem Vorfall, der uns doch mit allem möglichen Unglück drohte.

Die Herren blieben über Nacht in unserem Wirtshause, sahen uns ganz gleichgültig an und sprachen wenig. Wir gingen schlafen, in der Nacht weckte uns aber der rechtschaffene Wirt und erzählte mit Erstaunen, diese Herren wären verklei- dete, uns nachgeschickte Preußen und hätten gegen ein ihm angetragenes Geschenk von fünfzig, dann gar von hundert Dukaten von ihm die Einwilligung verlangt, uns in seinem Hause zu überfallen, zu binden und nach Schlesien zu füh- ren. Er hatte es aber standhaft und großmütig verweigert, ob ihm gleich noch überdies eine große Belohnung ver- sprochen wurde, dann aber heilige Verschwiegenheit gegen

uns versprechen müssen, wofür man ihm sechs Dukaten in die Hand drückte.

Hieraus sahen wir deutlich, daß es Offiziere und Unteroffiziere waren, welche uns der General Fouqué auf dem Fuße nachgeschickt hatte. Wir dachten zurück, wer das Geheimnis unserer Reise könnte verraten haben, und fanden, daß es kein anderer als ein sicherer Leutnant von Mollinie gewesen sein konnte, welcher uns in Braunau als ein Freund des Schell aus der Garnison zu Habelschwerdt besuchte, zwei Tage bei uns blieb und besonders nach dem Weg forschte, auf welchem wir Zuflucht suchten. Er allein wußte es, folglich war er der Rundschafter des Fouqué und hat eigentlich diese Szene verursacht, welche für uns so glücklich ausschlug.

In der ersten Empfindung einer solchen wider uns entworfenen Schandtath wollte ich sogleich mit dem Gewehr in der Faust in das Zimmer der Verräter einbrechen, Lazar und Schell hielten mich aber zurück, und der erstere trug mir sogar an, so lange bei ihm zu bleiben, bis ich Geld von meiner Mutter erhalten könnte, um weniger Gefahr und Ungemach zu erdulden.

Nichts half, ich hatte einmal beschlossen, sie selbst zu sprechen. Überdies war ich nicht gewiß, was mein Brief allein für Wirkung verursachen würde. Lazar versicherte mir, wir würden durch diese Herren gewiß angegriffen werden und sollte es auch auf der Straße geschehen.

„Desto besser,“ sagte ich, „so habe ich Gelegenheit, sie in die andere Welt zu schicken und Straßenräuber zu strafen.“ Früh mit Anbruch des Tages fuhren diese feinen Herren fort und nahmen den Weg nach Warschau.

Wir wollten auch gehen — Lazar hielt uns zwei Tage fast mit Gewalt auf und gab uns die von den Preußen erhaltenen sechs Dukaten. Wir kauften uns ein jeder ein Hemd, auch ein paar Sackpistolen, Strümpfe und Leibesnotdurft und gingen



nach redlichster Umarmung des redlichen Wirtes, der uns die besten Lehren zur Vorsicht auf den Weg gab.

Den 6. Februar von Ezenstochow nach Dankow zwei Meilen. Unsere Abrede war für alle mögliche Fälle eines Angriffs auf der Straße genommen. Wir wußten durch den Lazar, daß unsere Verfolger nur eine Flinte im Wagen hatten. Ich hatte auch eine Flinte, einen guten Säbel und jeder von uns ein paar Pistolen unter dem Rocke. Dieses verborgene Gewehr war ihnen unbekannt und bei dem erfolgten Angriff sicher die Ursache ihrer Bestürzung.

Den 7. gingen wir den Weg nach Parschimiechy. Kaum waren wir aber eine Stunde vorwärts, so sahen wir von weitem einen Wagen auf der Straße. Wir kamen näher und erkannten den Wagen unserer Verfolger, der im Schnee zu stecken schien, und die Herren alle herum. Sobald wir uns näherten, riefen sie uns zu Hilfe. Der Anschlag muß gewesen sein, uns heranzulocken. Schell war ein schwacher Mensch, mir hingegen wäre man in die Arme gefallen und hätte uns leicht in den Wagen geworfen, denn der Zweck war, uns lebendig zu fangen. Sogleich traten wir aus der Straße und gingen etwa dreißig Schritte seitwärts vorbei mit der Antwort: „Wir haben keine Zeit, euch zu helfen, meine Herren!“ Gleich rissen sie alle vier Pistolen heraus und liefen uns auf den Leib, mit dem Geschrei: „Halt, steht Spitzbuben!“ — Wir singen abgeredetermaßen an zu laufen, auf einmal wandte ich mich kurz und schoß den ersten, welcher mir ganz nahe kam, mit der Flinte auf das Herz. Er fiel; Schell gab Pistolenfeuer, ein paar Schüsse fielen zurück, wodurch Schell eine Streifkugel am Halse bekam. — Ich griff den anderen an, schoß mit beiden Pistolen, er lief davon. Ich verfolgte ihn in der Wut bei 300 Schritte, holte ihn ein, und als er sich mit dem Degen in der Faust wandte, sah ich, daß er voll Blut war, fand wenig Gegengewehr und hieb ihn nieder. — Gleich wandte ich mich zurück und sah den Schell in der

Gewalt der andern beiden, dem Wagen zuschleppen. Rasend stürzte ich auf sie los. Kaum erblickten sie mich, als sie beide in das Feld liefen. Der Kutscher sah das Scharmügel, schwang sich auf den Wagen und fuhr davon<sup>1)</sup>. —

Schell war also gerettet, hatte aber einen Streifschuß am Halse und einen Hieb in der rechten Hand, wodurch er den Degen verlor, mir aber versicherte, daß einer seiner Gegner einen Stoß in den Leib davongetragen habe. —

Was war nunmehr zu tun? Der erste, welcher auf der Walstatt lag, hatte eine silberne Uhr im Sacke, diese riß ich heraus, ich wollte Geld suchen, Schell rief mir aber zu und zeigte mir einen Wagen, der mit 6 Pferden von der Höhe herunterkam. Sollten wir ihn abwarten und vielleicht gar als Straßenräuber arretiert werden? In der Geschwindigkeit zum Entschlusse blieb uns die eilfertige Flucht zur Sicherheit. Ich erhaschte noch die Flinte des ersten Toten und seinen Hut, hiermit eilten wir dem nahen Gesträuche zu und kamen abends nach Parshimiech.

Schell hatte sich sehr verblutet, ich verband ihn, so gut ich konnte. In polnischen Dörfern ist kein Feldscheer, es wurde ihm also sehr hart, dieses Städtchen zu erreichen. In der Folge habe ich erfahren, daß von denen, die uns angriffen, nur einer nebst dem Kutscher lebendig nach Glas zurückgekommen ist. Der Offizier, welcher sich zu solcher Schandtat brauchen ließ, hieß Gersdorft und soll 150 Dukaten bei sich getragen haben, da man ihn tot wegtrug. Die erbeutete Uhr verkauften wir einem Juden um vier Dukaten, den Hut um zwölf und die Flinte,

1) Die „Nähere Beleuchtung der Lebensgeschichte des . . . Trenck. Lausanne 1788, Seite 77“, erklärt diesen Überfall als eine Erdichtung Trenck's. Und Trenck muß in seiner „Vertheidigung d. Lebensgesch. 1788, Seite 48“ zugeben, daß dieser Überfall nicht auf Anstiften Fouqué's geschah, sondern „es wären Werber aus einer schlesischen Garnison gewesen“.

weil der Schell keine tragen konnte, um einen Dukaten. Das meiste Geld blieb in Parschimiechy. Der Chirurg, ein Jude, gab uns teure Pflaster auf den Weg mit, und wir gingen den 15. Februar von Parschimiechy über Weljun nach Biala vier Meilen, den 16. über Weruschow auf Mikorzyn vier und eine halbe Meile, den 17. auf Ostrowo und Schwarzwald drei Meilen, den 18. nach Zduny vier und den 19. zwei Meilen nach Kobylin.

Hier hatten wir kein Geld, kein Brot, ich verkaufte einem Juden meinen Rock und erhielt einen grauen Kittel dafür nebst vier Gulden. Da wir uns dem vorgesezten Ziele, meiner Schwester, näherten, achtete ich meinen Rock nicht, in der Hoffnung, bald equipirt zu sein. Schell wurde aber täglich elender. Seine Wunden heilten langsam und kosteten überall Geld. Die Kälte war ihm auch schädlich, und weil er ohnedies kein Liebhaber der Reinlichkeit war, so blieb sein Leib eine wirklich fruchtbare Pflanzschule aller möglichen Gattungen polnischer Läuse. Oft kamen wir naß und müde in die Rauchstuben, mußten die ganze Reise hindurch in denselben Kleidern auf dem Stroh, öfters auch auf der Bank liegen, man kann sich folglich kaum denken, was für Ungemach und Elend wir überstehen mußten.

Meine Flinte verschaffte uns dann und wann einen Braten, auch einigemal zahme Gänse und Hühner, wo etwas zu erhaschen war, sonst haben wir nichts gestohlen. Hin und wieder fanden wir sächsische, auch preußische Werber, alles lief mir nach, weil ich sechs Fuß groß und in blühender Jugend war; dieses verursachte mir manchen Zeitvertreib, wenn mir ein Werber das Glück vorstellte, ich könne dereinst noch ein Korporal werden, oder wenn sie alles taten, um mich zu berauschen, und mit Met, Bier und Branntwein hervorkamen. Indessen hatten wir hierdurch manche Gefahr auf der Straße zu besorgen, auch manche gute Mahlzeit umsonst. Den 21. gingen wir von

Kobylin drei und eine halbe Meile nach Punitz, den 22. vier Meilen durch Storchnest nach Schmiegel.

Hier traf mich ein wunderbares Los. Die Bauern tanzten bei einer elenden Violine, ich nahm sie dem Fiedler aus der Hand und geigte ihnen einen Tanz vor — dies gefiel; als ich aber aufhören wollte, wurde ich gewaltsam und zuletzt gar mit Drohungen gezwungen, ihnen die ganze Nacht bis zum hellen Tage vorzugeigen, so daß ich vor Müdigkeit fast ohnmächtig wurde. Endlich kam es unter ihnen zu Schlägereien. Schell schloß auf der Bank, sie fielen ihm auf die blessierte Hand — er fuhr rasend auf — ich griff im Zorn zum Gewehr, schlug tapfer drein — und da alles durcheinander lag, eilten wir beide zur Thür hinaus und kamen ohne Schläge davon.

Was hatte ich in dieser Nacht für Gelegenheit, Betrachtungen über mein Schicksal anzustellen! Noch vor zwei Jahren tanzte ich in Berlin mit den Prinzessinnen und Schwestern meines Monarchen, und jetzt saß ich in einer polnischen Hütte als Musikant für nackte und noch dazu für polnisch nackte Bauern, mit denen ich mich noch zuletzt herumschlagen mußte!

War ich nicht selbst schuld an diesem Auftritte? Warum wollte ich den Bauern zeigen, daß ich etwas von der Musik verstand? Ohne diesen Ehrgeiz hätte ich ruhig schlafen können: Und wenn ich überhaupt in meinem ganzen Lebenslaufe nicht hätte zeigen wollen, daß ich mehr als viele andere Menschen gelernt habe, würde ich wohl ein Opfer des Neides und der Verleumdung geworden sein? Oder wäre ich in einem unbedeutenden oder mangelhaften Körper geboren, man hätte mich weniger beobachtet, weniger hervorgesucht, folglich würden mir weniger Abenteuer, weniger Gelegenheiten zu Weltvorfällen begegnet sein.

Nun ging den 23. Februar die Reise von Schmiegel weiter, den 24. Februar kamen wir über Bentschen nach Lettel in vier Meilen, wo wir uns einen Tag aufhielten, um uns in das

Brandenburgische zu meiner Schwester zu wagen. Wir fanden ein preußisches Soldatenweib, die in Lettel wohnte und eine Untertanin aus dem Dorfe Költchen war. Dieser vertraute ich mich in der Not an, und sie führte uns den 26. Februar auf Chorzemin und Falkenwalde, den 27. aber durch einen unwegsamen Wald nach Hammer zu meiner geliebten Schwester, wo wir abends um 9 Uhr an der Thür anklopfen.

Ein Mädchen machte auf, und just war dieses eine Bekannte, die Maria hieß und in unserem Hause aufgewachsen war. Sie erschrak, einen baumstarken Kerl in Bettlerkleidung vor sich zu sehen. Ich redete sie aber gleich an: „Mitsche, kennst du mich nicht?“ Sie sagte: „Nein!“ Ich entdeckte mich, fragte, ob mein Schwager zu Hause sei. „Ja, aber er ist krank im Bette.“ — „Sage meiner Schwester heimlich, daß ich hier bin.“ Sie führte mich in ein Seitenzimmer, und gleich war meine Schwester bei uns.

Sie erschrak über meinen Aufzug und wußte noch nicht einmal, daß ich aus Glatz entflohen war, eilte zu ihrem Manne und kam nicht zurück.

Nach einer Viertelstunde kam die ehrliche Marie zu uns, weinte und sagte, der gnädige Herr ließe uns sagen, wir sollten sogleich sein Haus verlassen, sonst wäre er gezwungen, uns zu arretieren und auszuliefern. — Meine Schwester sah ich aber nicht wieder, ihr Mann hielt sie mit Gewalt zurück.

Nun urteile man, was ich in diesem Augenblicke empfand. Ich war zu stolz, zu aufgebracht, um Geldhilfe zu fordern, und eilte wie ein rasender Mensch unter tausend Drohungen aus dem Hause. Das gute mitleidige Mädchen drückte mir weinend drei Dukaten in die Hand — und so waren wir hungrig, müde, matt und verzweifelt wieder in dem Walde, welcher nicht hundert Schritte vom Schlosse entfernt war, durften in kein Haus gehen, weil wir im Brandenburgischen waren, und mußten in dunkler Nacht in demselben bei Regen und Schnee

herumsteigen, bis uns unsere Führerin gegen Anbruch des Tages erst wieder nach Lettel brachte.

Raum waren wir aber vor dem Schlosse meiner Schwester im elendesten Zustande im Walde, so sagte ich im ersten Eifer zum Schell: „Bruder! verdient eine solche Schwester nicht, daß ich ihr das Haus über dem Kopfe anstecke?“ Die Mäßigung, die edle Seele, die wahre Gelassenheit war bei diesem Menschen eine wirklich bis zum Wunderbaren gestiegene Tugend.

In allen Fällen war er mein Mentor, mein treuer Führer, wo mein feuriges Temperament in Ausschweifungen losbrechen wollte. Ich verehere deshalb seine Asche, er verdiente ein besseres Schicksal als das, welches ihn bis zum Grabe begleitet hat.

Bei dieser Gelegenheit sagte er mir: „Freund, deine Schwester kann unschuldig sein, ihr Mann wird sie zurückgehalten haben. Denke nach, wenn der König erführe, daß wir in seinem Hause gewesen wären, und daß er uns durchgeholfen hätte, so wäre ja deine Schwester ebenso unglücklich wie du. Fasse dich! denke größer! Und handeln sie unrecht, vielleicht kommt noch eine Zeit, daß ihre Kinder deiner Hilfe bedürfen und du ihnen Böses mit Gutem vergelten kannst.“ — Welche Freude fühlt hierbei nicht eine gutartige Seele!

Ewig denke ich an diesen treuen Rat. Es war eine wirkliche Weissagung. Mein reicher Schwager starb bald darauf. Im russischen Kriege wurden alle ihre Güter in einen Steinhaufen verwandelt, und nach meiner Befreiung aus Magdeburg, also neunzehn Jahre nach dieser Begebenheit, ereignete sich wirklich der Fall, daß ich den Kindern ebendieser Schwester Dienste leisten konnte. So wechselt das Schicksal auf Erden, und so werden unwahrscheinliche Dinge möglich. Meine rechtschaffene Schwester hat sich bei mir gerechtfertigt, und wirklich hatte Schell die Wahrheit erraten. — Zehn Jahre

nach diesem Vorfalle zeigte sie in meinem Magdeburger Gefängnisse, daß sie meine echte Schwester war; sie wurde durch den kaiserlichen Gesandtschaftssekretär Weingarten<sup>1)</sup> in Berlin schändlich verraten, verlor hierdurch einen Teil ihres Vermögens und endlich auch das Leben als ein unschuldiges Schlachtopfer für ihren redlichen Bruder.

Ich mußte nunmehr meinen Plan ändern, weil ich keine Hilfe am ersten Zufluchtsorte fand, und mich entschließen, zu meiner Mutter nach Preußen zu fliehen, die neun Meilen hinter Königsberg auf ihrem Gute lebte.

Den 28. blieben wir bestürzt in Lettel und kamen im Laufe der nächsten Tage bis Rogosen, hatten aber keinen Heller mehr, um das Nachtquartier zu bezahlen. Der Jude trieb uns hinaus, und wir gingen die Nacht durch mit wütendem Hunger irrend herum, so daß wir bei Tagesanbruch nur zwei Meilen gemacht hatten.

Wir gingen in ein Bauernhaus, wo ein altes Weib eben Brot aus dem Ofen zog, bezahlen konnten wir keines, und in eben diesem Augenblick empfand ich wirklich, daß es möglich sei, eine Mordtat um ein Stück Brot zu begehen. Bei diesem Gedanken, wovor ich zurückschauderte, gingen wir eilfertig zur Thür hinaus und noch zwei Stunden weit bis nach Wongroszje.

Hier verkaufte ich in der äußersten Not meine Flinte, die uns manchen Braten verschafft hatte, um einen Dukaten. Wir aßen uns satt; nachdem wir in vierzig Stunden keinen Bissen genossen, auch ohne Schlaf gegen zehn Meilen in Not und Schnee herumgestiegen waren, rasteten wir den 6. daselbst und kamen den 7. durch Gerin auf ein Dorf vier Meilen im Walde.

Hier gerieten wir unter eine Bande von Zigeunern, die bei

1) Es handelt sich um Baron Leopold Weingarten, der 1751 bis 1756 österreichischer Legationssekretär in Berlin war und die Geheimnisse Österreichs an Preußen verriet. Nach dem Siebenjährigen Kriege sollte er ausgeliefert werden, Friedrich verweigerte es indessen.

vierhundert Mann stark war und mich absolut mit in ihr Lager schleppte; die meisten waren preussische, aber auch französische Deserteure, man sah mich für ihresgleichen an, ich sollte Dienste nehmen. Nachdem ich aber mit ihrem Anführer aufrichtig gesprochen hatte, schenkte er mir noch einen Laubtaler, gab uns Fleisch und Brotprovision und ließ uns in Frieden weitergehen, nachdem wir bei vierundzwanzig Stunden in ihrer Gesellschaft zugebracht hatten. Am 10. kamen wir nach Thorn.

Es war eben Jahrmarkt in Thorn, da wir durch die Stadt gingen. Man stelle sich einen jungen, baumstarken Menschen von meiner Größe vor, in einer elenden Kleidung, mit einem großen Pallasch an der Seite, mit einem Paar Pistolen im Gürtel und von einem Kameraden begleitet, welcher Hals und Hand verbunden hat und mehr einem Gespenst als einem lebenden Menschen ähnlich sieht, gleichfalls mit Pistolen im Gürtel.

Wir gingen in ein Wirtshaus, wo man uns nicht einmal aufnehmen wollte. Ich erkundigte mich um das Jesuitenkollegium, ging hinein und verlangte den Pater Rektor zu sprechen. Anfangs sah man mich für einen Dieb an, welcher Freistatt sucht. Nach langem Warten und ernsthaftem Sollicitieren erschien ich endlich vor seiner Jesuitenmajestät, die mich wie ein Mogul seinen Sklaven empfing. Mein Vortrag war gewiß rührend, ich erzählte ihm mein ganzes Schicksal, auch die Absicht dieser Reise und bat, er möchte meinen Erretter, den Schell, welcher nicht mehr weitergehen konnte und dessen Wunden bei solchem Elende nicht heilen wollten, indessen versorgen und in Thorn behalten, bis ich den Weg zu meiner Mutter vollendet, Hilfe geholt hätte und ihn mit dankbarer Zahlung aller Unkosten wieder in Thorn abholen könnte.

Ewig denke ich mit Verachtung an diesen hochmütigen und unempfindlichen Pfaffen. Er wollte nicht einmal den Vortrag mit Geduld anhören, hieß mich Er und sagte mir öfters:



„Mache Er's nur kurz, ich habe notwendigere Geschäfte!“ — Kurz gesagt, ich wurde gänzlich trocken ohne alle Hilfe abgewiesen und habe die Großmut der gepriesenen Jesuiten durch Erfahrung kennen gelernt. Gott tröste den ehrlichen Mann, welcher im Unglück ihres Beistandes bedarf.

Ich ging traurig und aufgebracht aus diesem Jesuiten-kloster in mein Gasthaus, daselbst fand ich einen preussischen Werbeoffizier, der auf mich wartete und mit allen möglichen Künsten mich gern zum Rekruten haben wollte. Er trug mir sogar 500 Taler Handgeld und den Korporalsstock an, falls ich schreiben gelernt hätte. Ich gab mich für einen geborenen Lievländer aus, welcher aus österreichischen Diensten desertiert sei, um nach Hause zu gehen, eine Erbschaft anzutreten. Nach langen Überredungen brachte er endlich als ein Geheimniß vor, ich sei ja ein Dieb, würde in wenig Augenblicken vom Magistrat arretiert werden, sobald ich aber sein Rekrut wäre, könnte mich niemand mehr strafen.

Diese Sprache verstand ich gar nicht, im selben Augenblick war ich Trenck, gab ihm eine Ohrfeige und zog den Säbel. Anstatt der Gegenwehr lief er aber zur Thür hinaus und befahl dem Wirt, mich nicht herauszulassen. Weil ich nun wußte, daß die Stadt Thorn Kartel hatte und dem König in Preußen Deserteure heimlich auslieferte, wurde mir bange. Ich stellte mich an das Fenster und sah gleich darauf zwei preussische Unteroffiziere in das Haus treten. Im Augenblick war Pistole und Säbel in der Hand. Schell folgte und wir begegneten den Preußen an der Zimmertür. Ich rief mit gespannter Pistole: Platz! — Die Preußen erschrafen, zogen die Säbel und sprangen zurück. Vor der Thür rückte just der preussische Leutnant, von Stadtwache begleitet, heran, ich fand Raum überall, die Pistole in der einen und der Säbel in der anderen Faust schreckte jeden zurück. Alles schrie: Dieb! Dieb! halt auf! — Der Pöbel lief nach, ich kam aber glücklich in das Jesuitenkloster.

Mein Freund Schell wurde aber übermannt, gefangen und als ein Dieb und Räuber in das Stadtgefängniß geschleppt.

Ich war fast außer Fassung, weil ich ihn nicht retten konnte und bildete mir schon ein, man würde ihn ausliefern. Im Jesuitenkloster wurde ich jetzt weit besser empfangen als das erstemal, weil man mich wirklich für einen Räuber hielt, der Schutz suchte. Ich sprach sogleich mit einem Pater, welcher ein freundlicher Mann war, sagte ihm in Kürze alles, was mich rechtfertigte und bat, mir nur die Ursache dieser Arretierung zu entdecken. Er ging fort, kam nach einer Stunde zurück und brachte mir die Antwort, daß uns niemand kenne, wer wir wären, es wäre aber tags vorher ein großer Diebstahl durch gewaltsamen Einbruch in die Kaufmannsladen auf dem Jahrmarkt geschehen. Man arretiere alle verdächtigen Leute. Wir wären in der Stadt in solcher Gestalt mit Pistolen im Gürtel gesehen worden. Der Wirt, wo wir eingekehrt, sei ein preußischer Werber und habe uns als verdächtige Leute denunziert, der preußische Leutnant sei mit Klagen dazugekommen, deshalb allein sei unsere Arretierung beschlossen worden.

Wer war froher als ich? Unseren mährischen Paß, auch unser Reisediarium hatte ich in der Tasche, welches uns in diesem Verdachte rechtfertigte. Ich sagte, man solle nach den Orten schicken, wo wir tags vorher auf unserer Reise durchgewandert waren und geschlafen hatten. — Kurz, ich überzeugte den Jesuiten, daß ich die Wahrheit sagte, er ging fort, kam wieder und brachte einen Stadtsyndikus mit, mit diesem sprach ich gründlich. Er examinierte den Schell im Arrest, fand alles einstimmig. Unsere Schriften, deren man sich im Wirtshause bemächtigt hatte, erwiesen, wer wir waren. — Ich blieb die Nacht hindurch im Kloster, schloß kein Auge bei immerwährenden Betrachtungen, wie tief mich das Schicksal fallen lassen hatte. Schell bekümmerte mich noch mehr, denn er wußte nicht, wo ich geblieben war und hatte sich fest vorgestellt, wir würden

beide nach Berlin geliefert werden, war auch schon gefaßt, sich in diesem Falle zu erdroffeln.

Früh um 10 Uhr war meine Freude und Bestürzung aber ohne Schranken, da mein braver Jesuit zu mir eintrat, mir den Schell mitbrachte und meldete, wir wären im Verdacht unschuldig gefunden worden und könnten frei hingehen, wohin wir wollten, sollten uns aber vor den preussischen Werbemännern hüten, die uns nachstellten. Ihr Leutnant hätte gehofft, durch meine Arretierung als Räuber würde ich als Rekrut in seine Hände geraten, dies sei der Schlüssel der gestrigen Begebenheit.

Ich umarmte den Schell, welcher bei der Arretierung erstaunliche Stöße gelitten, weil er sich mit seiner linken Hand auch verteidigen und mir folgen wollte. Der Pöbel warf ihn mit Kot und im Arrest hieß ihn jeder einen Spitzbuben, der wegen Einbruch an den Galgen gehörte. Kurz gesagt, der arme Mensch war außerstande, weiterzugehen, seine Wunde am Halse war benarbt, aber die Hand noch gar nicht. Der Pater Rektor schickte uns einen Dukaten, ließ sich aber nicht sehen, und der regierende Bürgermeister gab uns für die unschuldige Arretierung einen jedem einen Laubtaler; hiermit waren wir expediert, gingen in unser Wirtshaus, nahmen unser Paket und wollten aus Thorn eilen.

Mir fiel aber ein, daß wir, um nach Elbing zu kommen, preussische Dörfer auf dem Wege hatten. Wir erkundigten uns also bei einem Laden, wo Landkarten zu finden wären. Ein altes buckliges Mütterchen stand gegenüber an der Thür, der Ladendiener wies uns an sie und sagte, sie hätte Landkarten genug, weil ihr Sohn studiere und könne sie uns sehen lassen. Wir redeten sie an, mein Vortrag gefiel, da ich sagte, wir wären unglückliche Reisende, die auf der Landkarte den Weg nach Rußland suchen wollten.

Sie führte uns in das Zimmer, trug einen Atlas auf den Tisch, stellte sich vor mich, da ich nachsuchte und meine

schmutzigen Manschetten an den Händen vor ihrem forschenden Auge verbergen wollte. Sie betrachtete mich mit durchdringender Aufmerksamkeit und hub endlich mit weinender Stimme an: „Ach Gott, wer weiß, wie es meinem lieben einzigen Sohn in der Welt geht! Ich sehe dem Herrn wohl an, daß er auch von guten Eltern ist. Mein Sohn ging mir auch in die Fremde, nun habe ich in acht Jahren keine Nachricht, er soll bei den Oesterreichern Reiter geworden sein.“ — Ich frug, bei welchem Regimente. — „Bei Hohenems, er sieht dem Herrn natürlich gleich.“ — Ich frug: „Ist er nicht beinahe von meiner Größe?“ — „Jawohl, ebenso groß.“ — „Hat er nicht blonde Haare?“ — „Ja, ebenso wie der Herr!“ — „Wie heißt er denn?“ — „Will.“ — „Oh liebes Mütterlein!“ rief ich aus, „Will ist nicht tot, er lebt und ist mein bester Kamerad bei dem Regiment gewesen.“ — Nun erstaunte mein Mütterchen, fiel mir um den Hals, hieß mich einen Engel Gottes, welcher ihr gute Nachricht brächte, machte tausend Fragen, die ich ihr leicht beantworten konnte, weil ihre voreilige Freude sie mir immer in den Mund legte. Ich war also diesmal ein Betrüger in der Not und zwar durch besonderen Zufall.

Mein Vorteil war dieser: ich sagte, ich sei gleichfalls Soldat bei Hohenems und reise nur mit Urlaub nach dem Ermländischen zu meiner Mutter, würde aber binnen vier Wochen zurückkommen, dann ihre Briefe mitnehmen und ihr den lieben Sohn nach Hause befördern, falls sie ihn loskaufen wollte.

Nun erzählte sie, der Stiefvater habe ihn vom Hause verdrängt und wünsche ihm nur den Tod, um ihrem kleinen Sohn, den er mit ihr gezeugt, alles Vermögen zuzuwenden. Er sei gerade nach Marienburg verreist usw. usw.

Hier ergriff ich nun den Vorteil und bat sie beweglichst, sie möchte meinen Kranken, unterwegs von preussischen Werbem verwundeten Kameraden, der nicht weiter gehen könnte, indessen bei sich behalten und versorgen, bis ich ihm sogleich Geld zum

Nachfolgen schicken oder ihn selbst mit Dankbarkeit auslösen könnte. Das Jawort erfolgte freudig, sie besorgte sogleich, daß Schell bei einem Bürger und Freunde in der Nachbarschaft gepflegt wurde, damit ihr Mann nichts davon erführe. Wir mußten bei ihr essen, sie gab mir ein neues Hemd, Strümpfe, Provision auf drei Tage, auch sechs Lüneburger Gulden mit auf den Weg, segnete, küßte mich — und so schied ich abends von ihr und meinem lieben Schell, der nunmehr versorgt war und sich in allem auf meine Hilfe ruhig verlassen konnte. Wir schieden mit Wehmut und Bruderliebe, ich ging also den 13. noch zwei Meilen bis nach Birglau.

Niemals kann ich aber die Unruhe, die Empfindungen, den sinkenden Mut lebhaft genug schildern, die ich fühlte, die meine ganze Seele aus ihrer Fassung brachten, als ich ganz allein, ohne Freund, vorwärts wanderte; diese waren gewiß unter die bittersten Stunden zu rechnen, welche von meinen Lebenstagen zurückgeblieben sind. Ich war sogar schon auf dem Wege zurückzukehren und ihn mit mir zu schleppen; die Vernunft wurde aber Meister im Kampfe der Leidenschaft, ich war schon nahe am Ziele und die Hoffnung trieb mich vorwärts.

Den 14. ging ich bis Schwetz, den 15. bis Neuenburg und Mewe, folglich in zwei Tagen dreizehn Meilen. In Mewe lag ich auf dem Stroh unter vielen Fuhrleuten; da ich aber aufstand, waren meine Pistolen, auch all mein Geld bis auf den letzten Heller aus dem Sacke gestohlen, die Herren Schlafkameraden waren aber schon alle auf der Reise.

Was war zu tun? Vielleicht hatte mich auch der Wirt beraubt, ich hatte für achtzehn polnische Groschen verzehrt und mußte bezahlen. Der Wirt war noch grob und stellte sich, als ob er glaube, ich habe gar kein Geld in sein Haus gebracht. Ich mußte ihm also mein vorräthiges Hemd und ein halbseidenes Tuch geben, welches mir die alte Frau in Thorn geschenkt hatte, und ohne einen Heller weiter gehen.

Den 16. kam ich nach Marienburg.

Auf dem Weg dahin war es aber unmöglich, sicher nach Marienburg zu kommen, ohne in preussische Hände zu fallen, wenn ich nicht die Weichsel passierte.

Ich hatte kein Geld, die Überfuhr zu bezahlen, welche nur zwei polnische Schillinge kostete. Betrübt nachdenkend, wie ich's machen sollte, um hinüber zu kommen, erblickte ich zwei Fischer in einem Rahne. Ich trat hinzu, zog den Säbel und zwang sie, mich umsonst hinüber zu fahren. Am anderen Ufer nahm ich diesen furchtsamen Leuten die Ruder weg, stieg hinaus, stieß den Rachen in das Wasser zurück und ließ sie schwimmen.

In Marienburg fand ich sächsische und preussische Werber, hatte kein Geld, aß und trank mit ihnen, hörte ihre Vorträge an, machte Hoffnung auf morgen, und ehe der Tag anbrach, war ich zur Tür hinaus und ging den 17. März vier Meilen nach Elbing.

Hier fand ich meinen gewesenen lieben Instruktor Brodowsky als Hauptmann und Auditeur bei der polnischen Kronarmee, unter dem Golzischen Regimente, der mir eben, als ich in die Stadt ging, entgegenkam. Im Triumph folgte ich ihm in sein Quartier, und hier hatte meine gefahrvolle mühselige Reise ein Ende. Dieser ehrliche Mann behielt mich bei sich, verschaffte mir sogleich alle Nothdurft und schrieb nebst mir meiner Mutter in solchem Tone, daß sie nach ungefähr acht Tagen schon wirklich selbst bei mir in Elbing eintraf und mir als eine echte Mutter Trost und Hilfe mitbrachte.

Man kann sich die Empfindungen bei einer solchen Zusammenkunft denken; sie besaß einen durchdringenden Verstand, ich aber eine gefühlvolle, dankbare Seele. Sie verschaffte mir auch sogleich einen Kanal zur sichereren Korrespondenz mit meiner Freundin in Berlin. Diese schickte mir einen Wechsel auf Danzig von vierhundert Dukaten, und meine Mutter gab mir

tausend Reichstaler und ein diamantenes Halskreuz für den Notfall, von etwa fünfhundert Talern an Wert. Sie blieb vierzehn Tage bei mir und zwang mich, aller Vorstellungen ungeachtet, daß ich nach Wien reisen mußte, um dort mein Glück zu suchen. Ich wollte absolut nach Petersburg, und alle meine Ahnungen waren gegen die Wiener Reise, welche wirklich all' mein folgendes Unglück verursacht hat. Meine Mutter riet anders, die mir nur in diesem Falle Unterstützung versprach; ich mußte gehorchen. Sie verließ mich, reiste nach Hause und seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen. Sie starb im Jahre 1751 und ihr Andenken erregt meine ganze Ehrfurcht. Glück für eine so wahrhafte Mutter, daß sie mein großes Unglück im Jahre 1754 nicht erlebte!

In Elbing widerfuhr mir beinahe die Geschichte des heuschischen Joseph in Agypten. Meines redlichen Brodowsky und Hauswirts Frau, ein anbetungswürdiges Weibchen, verliebte sich in mich. Undankbar wollte ich an meinem Wohltäter nicht handeln — der Reiz war zu groß; sie trug mir sogar an, mir heimlich nach Wien zu folgen. Ich fühlte, daß ich nicht widerstehen konnte. Madame Potyphar muß nicht so schön gewesen sein, als Madame Brodowsky war, sonst wäre der Joseph unfehlbar bei seinem Mantel geblieben. — Mich aber hielt eine wahre Ehrfurcht für diese Frau zurück, die mich ihrem alten garstigen Manne ganz natürlich vorzog, die aber nach wenigen Tagen Genuß eine lange Neue desto bitterer, ebenso wie ich, empfunden hätte, weil wir uns doch trennen mußten.

Nachdem ich mich equipiert und meinen Wirt beschenkt hatte, reiste ich eifertig nach Thorn.

Wie entzückend war meine Zusammenkunft mit dem ehrlichen Schell! Das alte Mütterchen hatte ihn mütterlich versorgt. Wie erschrak die gute Frau, da ich bei ihr als Offizier und von zwei Bedienten begleitet eintrat. Ich küßte ihr in wärmstem Danke die Hand, bezahlte alles reichlich, was der

Schell genossen, welcher sich indessen wie ein Kind im Hause bei ihr eingeschmeichelt hatte, erzählte ihr, wer ich eigentlich war, sagte ihr aufrichtig, wie ich sie in der Geschichte ihres Sohnes, namens Will, hintergangen hätte, und versprach sogleich bei meiner Ankunft in Wien, ihr positive Nachricht von diesem verlorenen Sohne zu geben <sup>1)</sup>. Der Vater war ein Goldarbeiter. Binnen drei Tagen war der Schell equipirt, und so reisten wir von Thorn ab und kamen nach Warschau, und von da über Krakau nach Wien. In Bielitz suchte ich den Hauptmann Cappi, welcher uns so grob mißhandelt und damals meine Aufforderung ausgeschlagen hatte. Er war aber nicht mehr da, und erst nach etlichen Jahren begegnete ich ihm, wo der feige Italiener mir die demüthigste Entschuldigung machte.

### Die erste Ankunft in Wien, im Jahr 1747, im Monat April.

**N**ach Abzug der Reisekosten und Equipierung für mich und meinen Freund Schell blieben mir noch ungefähr dreihundert Dukaten im Beutel: ich theilte dieselben mit ihm redlich. Er blieb nur vier Wochen in Wien und reiste nach Italien, wo er bei dem Pallavicinischen Regimente als Oberstleutnant <sup>2)</sup> angestellt wurde.

1) Bei meiner Ankunft in Wien gab ich mir gleich alle Mühe, diesen Will zu erfragen, erfuhr aber durch die Kommissariatsliste, daß er im Jahre 1744 vom Regimente desertirt, wieder gefangen und wirklich aufgehängt war. Ich erhielt durch etliche Dukaten das Attestatum eines natürlichen Todes. Dieses schickte ich der guten Mutter, mit einem Dank- und Trostbriefe begleitet. Vielleicht hat der gute Mensch, der zu Hause zwanzigtausend Gulden zu erben hatte, den Abschied nicht erhalten können, desertirte — und wurde wie ein Übeltäter gehenkt.

2) Dies scheint nicht richtig zu sein, die Offizierlisten dieses Regiments (heute Nr. 15) weisen keinen Schell um diese Zeit auf.



Ich fand meinen Better, den berühmten Pandurenoberst Franz Freiherrn von der Trenck, in Wien im Arsenalarrest und eben im schwersten Prozeß verwickelt.

Dieser Trenck war meines Vaters Bruders Sohn. Sein Vater war Oberst und Kommandant in Leitschau, besaß auch in Slavonien die Herrschaften Pleternica, Prestowacz und Pakrac, hatte seit der Belagerung Wiens<sup>1)</sup> die brandenburgischen Dienste verlassen und dem Hause Oesterreich sechzig Jahre gedient.

Die Ehre meines Familiennamens fordert mich auf, auch von ihm etwas zu sagen; und was ich sagen werde, ist so wahr, daß mir gewiß niemand auf Erden das Schweigen gebieten soll, besonders da diejenigen schon im Grabe liegen, welche den besten Patrioten ihren Privatabsichten aufgeopfert haben.

Mein Better war eben im Revisionsprozesse begriffen.

Kaum war ich in Wien angelangt, so führte mich sein Agent Herr von Leber nach Hofe zu Seiner Majestät dem Kaiser<sup>2)</sup> und dem Prinzen Karl<sup>3)</sup>. Beide kannten seine Verdienste, auch die boshaft gespielten Ränke seiner niederträchtigen Feinde, und sogleich erhielt ich die offene Erlaubnis, ihn im Arreste zu besuchen, auch alle Aufmunterung, ihm auf alle mögliche Art beizustehen. Bei der zweiten Audienz sprach der Monarch mit mir auf eine Art, die mich ganz in das Interesse meines bedrängten Blutsfreundes verwebte, und befahl mir, bei allen Vorfällen Zuflucht bei ihm zu suchen. Er selbst hieß seinen Kriegsrechtsrichter einen boshaften Mann: dieses war der Graf Löwenwald<sup>4)</sup> der ärgste Feind des Trenck, welchen

1) 1683 durch die Türken.

2) Franz I. (1708—1765), Kaiser von Deutschland.

3) Karl von Lothringen s. früh.

4) Friedrich Casimir Graf Löwenwalde, General der Kavallerie, geb. 1691, gest. 6. März 1769 in Wien. (s. Wien. Diar. 1769 und Thürheim, Graf Traun zc. p. 335.

man wohl als seinen Beisitzer gewählt hatte, um als Männer ohne Verdienst den besten Patrioten zu mißhandeln. Gleich gewann die Sache eine andere Gestalt: die hintergangene beste Monarchin wurde aufgeklärt, Trenck's Unschuld erschien im Revisionsprozesse im vollen Lichte. Man erwies, daß sein angeordnetes Kriegsrecht, welches 27000 Gulden gekostet, partiisch und ungerecht verfahren, und daß sechzehn Offiziere, die er meistens wegen schlechter Handlungen von seinem Regimente kassiert, falsche Juramente abgelegt hatten. Merkwürdig ist dieses, daß man in der Wiener Zeitung ankündigte, „alle diejenigen, welche wider den Trenck etwas zu klagen hätten, sollten sich melden und täglich einen Dukaten Diäten empfangen“. Diese Diäten haben 17000 fl. gekostet.

Nun fing ich eben an, mit dem Doktor Gerhauer im Revisionsprozesse zu arbeiten: die Sache gewann bald ein anderes Aussehen. Da sie aber so weit kam, daß man das ganze Kriegsrecht, nebst dem damals allgewaltigen Hofkriegsrat von Weber<sup>1)</sup> hätte kassieren müssen, mischte sich leider die Staatsklugheit in den Prozeß.

Die Monarchin ließ dem Trenck antragen, er solle um Gnade bitten, in diesem Falle sollte alles abgeschnitten sein, und er sogleich seine Freiheit erhalten. Prinz Karl, der Wien kannte, riet mir, ich sollte meinen Vetter zu diesem Schritte bewegen. — Umsonst! Er fühlte seinen Wert und seine Unschuld zu gut und forderte trockenweg Recht. Eben dieses erzwang sein Unglück.

Bald wurde ich gewahr, daß mein Vetter das Opfer sein würde. Er war reich, seine Feinde hatten bereits über 80000 Gulden ausgeteilt; das ganze Vermögen war durch Sequestration in ihren Händen, man hatte ihn bereits zu grob

1) Aug. Thomas v. Weber, Hofrat und schließlich Präsident des Hofkriegsrates, seit 1753 Freiherr (siehe Beiträge zur nied.-österr. Statthalterei, S. 354).



Joseph Lotharius  
des H. R. R. Graf von Koenigsek,  
Konigl. Ungarischer und Böhmer General-  
Feld Marschall .



mißhandelt und kannte ihn zu gut, um nicht alles von seiner Rache zu fürchten, sobald er seine Freiheit erhalten würde.

Mein Herz war über sein Schicksal gerührt, und da er bereits, seinem feurigen Temperamente gemäß, bei herannahendem Siege öffentliche Drohungen merken ließ, seine Gegner hingegen den Hofbeichtvater auf ihrer Seite hatten, Hoffränke zu spielen wußten, auch alles für sich fürchten mußten, so machte ich ihm bei guter Laune den brüderlich gemeinten Vorschlag, er solle aus dem Arrest entfliehen und dann in der Freiheit sein Recht der Monarchin beweisen. Ich machte ihm den ganzen Plan dazu, welcher mir leicht auszuführen möglich war, und er schien vollkommen entschlossen.

Etliche Tage nach dieser Unterredung wurde ich zu dem Feldmarschall Grafen Königsegg<sup>1)</sup>, Gouverneur in Wien, gerufen. Dieser ehrwürdige Greis, dessen Asche ich noch verehere, sprach und handelte in diesem Vorfalle als Vater und Menschenfreund. Er riet mir, meinen Better zu verlassen, und gab mir deutlich genug zu verstehen, daß mein eigener Better mich selbst verraten, den ganzen Anschlag gemeldet und mich seinem Ehrgeize opfern wollte, um hierdurch sein reines Gewissen zu rechtfertigen und zu zeigen, daß er nicht entweichen, sondern sein Recht und Schicksal abwarten wollte.

Bestürzt über die unedelste Handlung eines Blutsverwandten, für den ich mein Leben freudigst gewagt hätte, und den ich mit dem redlichsten Herzen von seinem Untergange zu retten suchte, entschloß ich mich, ihn zu verlassen. Glücklicherweise war ich noch, daß der rechtschaffene Feldmarschall die Sache mit einer väterlichen Vermahnung unterdrückte.

Ich erzählte diesen schwarzen Undank Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Karl von Lothringen, der mich aber bewog, neuer-

1) Lothar Joh. Dom. Graf Königsegg und Rothenfels, geb. 1673, gest. in Wien am 8. Dez. 1751, verdienter österr. Feldmarschall, Diplomat und Staatsmann.

dings zu meinem Vetter zu gehen, mir nichts merken zu lassen und mich seiner Sache nach Möglichkeit anzunehmen.

Hier muß ich nun meinen Lesern eine kurze Schilderung vom eigentlichen Charakter dieses Trencks beibringen.

Er war ein Mann von außerordentlichen Talenten, seine Ruhmsucht war unbegrenzt, sein Dienstleister für die Monarchin sogar fanatisch; seine Kühnheit im Unternehmen unnachahmlich, sein Verstand arglistig, sein Herz böse, rachsüchtig und unempfindlich. Sein Geiz aber bis zum höchsten Gipfel glaubbarer Möglichkeit schon im 38sten Lebensjahre, da er starb, herangewachsen.

Nun wußte er, daß ich ihm werktätige Dienste geleistet hatte, seinen Prozeß glaubte er bereits gewonnen, weil er mit den Revisionsrichtern einen Kontrakt für 30000 fl. geschlossen, wozu ich die vom Baron Lopresti<sup>1)</sup>, seinem Freunde, empfangenen Gelder hingetragen hatte. Ich kannte alle seine Geheimnisse, folglich war in seinem mißtrauisch bösen Herzen mein Untergang beschlossen. Kaum vierzehn Tage nach diesem mir gespielten Verräterstreiche geschah folgende merkwürdige Begebenheit.

Ich ging abends von ihm aus dem Arsenal nach Hause und trug einen Stoß Prozeßakten unter dem Rocke, die ich für ihn ausgearbeitet hatte. Gegen 25 Offiziere, die gegen ihn klagten, waren damals in Wien, die mich alle als ihren ärgsten Feind ansahen, weil ich ihn verteidigte, folglich mußte ich in allen Winkeln auf meiner Hut sein. Man hatte ohnedies in ganz Wien ausgesprengt, ich sei heimlich vom König in Preußen geschickt, um meinen Vetter aus seinem Arrest zu befreien. Er hingegen hat bis zu seinem Tod standhaft behauptet, daß er niemals in seinem Leben an mich nach Berlin ge-

1) Rocco Baron Lopresti, österr. Oberst, geb. zu Palermo 1703, gest. in Wien 1784, er ist auch als Entrepreneur der kaiserl. Hofoper bekannt (s. Wurzbach, Biogr. Lexikon).

schrieben habe, folglich war der Brief, welcher mich daselbst unglücklich machte, unfehlbar unterschoben und von meinem Feinde Jaschinsky geschmiedet worden.

Nun ging ich aus dem Arsenal über den Hof spazieren, bald folgten mir zwei Leute in grauen Kapotröcken auf dem Fuße nach, sie traten mir vorsätzlich auf den Fuß, sprachen laut und schimpflich von dem hergelaufenen preussischen Trenck, und ich merkte deutlich genug, daß sie Händel suchten, wozu ich damals leicht zu bewegen war. Ich sah sie beide für trenckische kassirte Offiziere und von der Zahl seiner Kläger an, suchte aber dennoch auszuweichen und ging auf den Judenplatz zu.

Kaum war ich in der Straße, so folgten sie mir mit starken Schritten nach, ich wandte mich um und in eben diesem Augenblick empfang ich einen Degenstoß auf die linke Brust, wo die Prozeßakten, die ich unter dem Rocke trug, mir allein das Leben retteten, der Stich ging durch das Papier und hatte nur etwas mehr als die Haut durchstochen. Gleich sprang ich zurück, zog den Degen, die beiden Herren liefen aber davon. Ich folgte, einer strauchelte und fiel, ich packte ihn bei dem Kragen, die Wache kam herbei, und er sagte, daß er Offizier vom Kollowratischen Regimente sei, wies die Uniform, ich hingegen mußte in Arrest.

Der Platzmajor kam tags darauf zu mir und hielt mir vor, ich habe mutwillig Händel mit zwei Offizieren, dem Leutnant v. F . . g und dem Leutnant R . . . n gesucht. Freilich hatten die feinen Herren nicht gesagt, daß sie mich meuchelmörderisch in die andere Welt schicken wollten.

Ich war allein, hatte keine Zeugen gegen zwei, mußte also Unrecht haben und blieb sechs Tage im Arrest. Kaum war ich zu Hause, so ließen sich zwei Offiziere bei mir melden und forderten Satisfaktion für die ihnen zugefügte Beleidigung. Sogleich war ich bereit und versprach binnen einer Stunde vor

dem Schottentor zu erscheinen. Da man mir nur die Namen nannte, erkannte ich zwei starke Fechter, die oft zum Trenck in das Arsenal kamen, wo fast täglich mit Rapieren gefochten wurde. Ich ging also zu meinem Vetter um Hilfe zu suchen, erzählte ihm den Vorgang, und weil ich meine Gegner kannte und folglich ernsthaftere Auftritte erwartete, so bat ich ihn mir 100 Dukaten zu geben, damit ich allenfalls entfliehen könnte, falls einer auf dem Platze bliebe.

Bis dahin hatte ich mein eigenes Geld für ihn verwendet und noch keinen Groschen von ihm verzehrt noch erhalten. Wie erstaunte ich aber, als der böse Mann mir mit höhnisch-lächelndem Tone gleichgültig zur Antwort gab: „Haben Sie Handel ohne mich angefangen, mein lieber Vetter, so führen Sie sie auch ohne mich aus.“

Im Hinausgehen rief er mir noch nach: „Den Rasendrucker will ich noch für Sie bezahlen“, weil er sicher glaubte, ich würde vom Platze nicht zurückkommen.

Nun lief ich halb verzweifelt zum Baron Lopresti, dieser gab mir 50 Dukaten und ein paar Pistolen, hiermit eilte ich fröhlich zum bestimmten Kampfplatz.

Ich traf daselbst ein halbes Duzend Offiziere von der Garnison an. Weil ich wenig Bekanntschaft in Wien hatte, folgte mir ein achtzigjähriger Spanier, ein Invalidenhauptmann Namens Pereira als Sekundant mit, dem ich bei dem eilfertigen Hinauslaufen zufällig begegnete, auf Befragen die Ursache sagte und der nicht von meiner Seite gehen wollte. Der Leutnant K . . . n war der erste und wurde in wenigen Augenblicken stark am rechten Arme verwundet. Hierauf bat ich die Augenzeugen, weitere Folgen zu verhüten, ich hätte Satisfaktion genug. Herr Leutnant F . . . g trat aber mit Drohungen hervor und wurde mit einem Stoß in den Unterleib expediert. Hierauf wurde der Sekundant des ersten, der Leutnant M . . . f erbittert und sagte: „Ich würde Sie an-



ders empfangen, wenn Sie mit mir zu tun hätten!" — Gleich sprang mein achtzigjähriger Sekundant mit spanischen Augenbrauen, die ihm bis über die halbe Nase hingen, mit braunem Rock und Strümpfen, mit bebendem Kopf und Händen hervor und rief mit drohender Stimme: „Halt! Der Trenck hat gezeigt, daß er ein braver Kerl ist. Wer ihn ferner angreift, der hat mit mir zu tun.“ — Alles lachte über den drohenden Ohnmächtigen, der kaum den Degen in der erstorbenen Hand eines zum Grabe taumelnden Greises halten konnte. — Ich sagte: „Freund, noch bin ich gesund und kann mich selbst verteidigen. Bin ich dazu hier unfähig gemacht, dann vertritt erst meine Stelle. So lange ich den Degen führen kann, werde ich mit Vergnügen alle diese Herren einen nach dem andern nach Möglichkeit bedienen.“ — Ich wollte einige Augenblicke rasten, der stolze und durch die Niederlage seines Freundes erbitterte M . . . griff mich aber an und ging mir so wütend auf den Leib, nachdem er bereits an der Hand verwundet war, daß ich ihm noch einen Stoß im Unterleibe anbrachte, und da er mir einlief, um mit mir zu sterben, schlug ich ihm die Klinge nieder und warf ihn mit der Hand auf die Erde.

Nun hatte niemand mehr Lust zu raufen. Meine drei Feinde fuhren blutig in die Stadt, und da M . . . tödlich verwundet schien und mir die Jesuiten und Kapuziner die Freistatt versagten, flüchtete ich mich auf den Kahlenberg in das Kloster.

Hier schrieb ich sogleich an den Oberst Baron Kopressi. Dieser kam zu mir, ich erzählte ihm den Vorgang und durch seine Vermittlung durfte ich binnen acht Tagen frei in Wien erscheinen. Der Leutnant F . . . g hatte venerisches Blut im Leibe, seine eben nicht gefährliche Wunde wurde hierdurch bedenklich und er ließ mich bitten, ihn zu besuchen. — Er bat mich um Verzeihung und gab mir deutlich genug zu verstehen, ich sollte mich künftig vor meinem Vetter hüten. In der Folge habe ich erfahren, daß dieser böse Mann ihm eine Kompagnie

und 1000 Dukaten versprochen hatte, wenn er mit mir Händel suchte und mich in die Ewigkeit schicken wollte. Der Mensch steckte in Schulden, suchte sich einen Gehilfen an dem Leutnant R. . . n, und wenn mich nicht zufällig die trenckischen Prozeßakten schützten, die ich unter dem Rocke trug, so hätte mich der erste Verräterstoß in die Ewigkeit geschickt. Freilich hatten also diese beiden seinen Herren Ursache, die Schandtat zu leugnen und vorzuschützen, ich hätte sie auf der Straße angegriffen, um nach fehlgeschlagenem Meuchelmord mich erst auf die Klinge zu fordern.

Ich konnte mich nun nicht mehr entschließen, meinen undankbaren und gefährlichen Better wiederzusehen, welcher meinen Tod beschlossen hatte, da ich alle seine Geheimnisse wußte, weil er sich schon im Triumphe seines Prozesses, den ich geführt, frei glaubte und mir keine Verbindlichkeit schuldig sein wollte. Dieses war eigentlich bei allen seinen großen Eigenschaften sein Gemütscharakter, alles seinen Privatabsichten, besonders seinem Geize aufzuopfern, der bereits in seinem 33. Lebensjahre, da er starb, so hoch gestiegen war, daß er bei einem Vermögen von einer und einer halben Million täglich nur 30 Kreuzer verzehrte.

Raum wurde nun in der Stadt bekannt, daß ich ihn verlassen hatte, so suchte der General Graf Löwenwald, sein ärgster Feind und Präsident seines ersten Inquisitionskriegsrechtes, mich zu sprechen. Er versprach mir alles Glück und alle Protektion, wenn ich ihm die Geheimnisse entdecken wollte, welche im Revisionsprozesse vorgefallen waren. Kurz gesagt, er wollte mich sogar mit viertausend Gulden bestechen, um mich zum Prozesse gegen ihn zu bewegen. Hier lernte ich nun den akkreditierten Bösewicht und schändlichen Blutrichter in Wien kennen, fertigte ihn mit Verachtung ab, entdeckte Verrätereien und Spitzbubenstreiche böshafter Richter und böser Menschen in diesem so arglistig verwickelten Prozesse und entschloß mich, lieber

in Indien Brot zu suchen, als in einem Lande zu bleiben, wo unter dem Szepter der besten Monarchin die rechtschaffensten Männer, die besten Soldaten und Patrioten von eigennützigem oder mißgünstigen Bösewichten unglücklich gemacht werden konnten.

Ich war also entschlossen, Wien auf ewig zu fliehen. Alle Freunde meines Veters mißtrauten und verließen ihn wegen des mir bezugten Undanks. Se. kgl. Hoheit der Prinz Karl wollte mich zur Ausöhnung überreden; er gab mir ein Empfehlungsschreiben an den General Brown <sup>1)</sup>, welcher damals die Armee bei Genua kommandierte. Ich wollte aber in Indien mein Glück suchen und reiste im August 1748 von Wien nach Holland. In Wien wollte ich niemand Verbindlichkeit schuldig sein. Nun hatten inzwischen die Feinde meines Veters keinen Widerstand zum Siege; er wurde folglich verurteilt und auf den Spielberg gebracht, wo er zu spät bereute, daß er den treuen Rat eines scharfsichtigen Freundes verachtet und ver-raten hatte. Ich habe ihn bedauert; sicher ist es auch, daß vielmehr seine Richter und Feinde ein so verächtliches Schicksal verdient hätten. Er selbst hat aber auch noch in der letzten Todesstunde mir einen ewigen Haß gezeigt und noch jenseits seines Grabes durch sein Testament mein Unglück zu gründen, auch listig zu befördern gesucht, welches die Folge meiner Begebenheiten aufdecken wird.

Ich floh Wien, und wollte Gott, ich hätte es auf ewig geflohen! Mein Schicksal führte mich aber durch Umwege wieder dahin, wo ich schon von der Vorsehung zum Gefäß des Zornes, der Ungerechtigkeit und der Verfolgung bestimmt war. Meine Rolle sollte in Europa und nicht in Asien gespielt werden. Deshalb traf ich auf meiner Reise in Nürnberg das

1) Graf Max. Ulrichs Brown, österr. Feldmarschall, geb. 1705, gefallen in der Schlacht von Prag 1757. Er kommandierte 1746 bis 1749 in Italien und verlor Genua.

russische Korps an, welches damals nach Holland marschieren und auf deutschem Boden Frieden machen sollte. General Lieven, ein Verwandter meiner Mutter, war der kommandierende General. Major Butschkow, den ich in Wien als russischen Residenten kennen gelernt, überredete mich, ihm meine Aufwartung zu machen, und präsentierte mich. Mein Vortrag gewann sein Herz: von diesem Augenblicke an war er mein Freund und Vater; er überredete mich, in russische Dienste zu gehen, und ernannte mich zum Hauptmann im Tobolskischen Dragonerregimente. Ich mußte aber bei ihm bleiben, in seiner Kanzlei arbeiten, und sein Vertrauen, seine Achtung für mich war unbegrenzt.

Der Friede erfolgte<sup>1)</sup>. Wir marschierten ohne Schwertstreich nach Rußland zurück und blieben mit dem Hauptquartier zu Prosnitz in Mähren. Hier begegnete mir ein Zufall, den ich mir selbst zuzog und den ich allein deshalb erzähle, weil er mir zur Warnung für meine ganze Lebenszeit gedient hat.

In Prosnitz, wo wir Winterquartier hielten, war am Krönungstage der Kaiserin Elisabeth ein Fest bei dem kommandierenden General Lieven, wo der Medikus der Armee am Pharaotische eine Bank hielt.

Mein ganzes Vermögen bestand damals in zweiundzwanzig Dukaten. Gewinnsucht, oder die Gesellschaft, oder vielleicht die Begierde, meinen Zustand zu bessern, lockten mich herbei, und mein Vorsatz war, nur zwei Dukaten zu wagen. Ich verlor sie, wollte sie wieder zurückgewinnen, und in kurzer Zeit hatte ich keinen mehr im Beutel. Schamrot und bestürzt über meine Torheit ging ich nach Hause; es blieben mir noch ein paar schöne Pistolen übrig, für die mir der General Woyekow<sup>2)</sup>

1) Der Friede zu Uachen am 18. Oktober 1748.

2) Feodor v. Woyekow, später Gouverneur von Riga, welcher am 8. Juli 1762 das Königreich Preußen wieder an den rechten Landesherrn gewiesen.

zwanzig Dukaten geboten hatte. Auf den Verkauf derselben stützte ich meinen Ersatz des Verlustes, nahm sie von der Wand, und da alles in der Stadt, wo Russen lagen, aus den Fenstern Freudenschüsse machte, feuerte ich gleichfalls tapfer mit. Nach etlichen Schüssen zersprang mir eine dergestalt in Stücken, daß ich beinahe die Hand hätte verlieren können, und ein Stück vom Schlosse verwundete meinen treuen Bedienten an der Backe. Im Augenblicke entstand in mir eine Kleinmut, die ich noch nie empfunden hatte; und es fehlte nicht viel, daß ich die andere im ersten Feuer des verdienten inneren Vorwurfs auf meinen Kopf losgedrückt hätte. Ich dachte nach, faßte mich wieder, und fragte meinen Bedienten, wieviel er Geld habe? Dieser gab mir drei Dukaten, und hiermit ging ich mit dem wirklich gefühlten Leichtsinne eines verzweifelten Spielers über den Markt abermals auf den Ball des Generals Lieven, fing wieder an zu spielen und verlor fast keine Karte mehr. Sobald ich mein Geld zurückhatte, versteckte ich's in dem Beutel, spielte mit dem Gewinne fort und debankierte wirklich den Herrn Doktor. — Es wurde eine neue Bank gemacht, auch diese geriet meistens in meine Hände, so daß ich gegen sechshundert Dukaten Gewinnst nach Hause trug. Wie mir hierbei zumute war, kann nur der denken, welcher einen solchen Fall wirklich erlebt hat.

Von diesem Augenblicke an faßte ich nach reifer Überlegung den ernsthaften Entschluß, ewig kein Hasardspiel zu wagen, und habe mein Gelübde auch, da ich in der Folge reich wurde, wirklich bis zum grauen Haare heilig gehalten.

In Krakau schickte mich der kommandierende General Lieven, mein besonderer Protektor, mit hundertundvierzig Kranken auf der Weichsel nach Danzig, von wo wir mit russischen Schiffen nach Riga transportiert wurden.

Ich bat ihn um diese Gnade, weil ich gerne mit meiner Mutter und Geschwistern in Preußen sprechen wollte. Bei

unserer Ankunft in Elbing übergab ich mein Kommando dem Leutnant von Platen und ritt nebst einem Bedienten in das Bistum Ermland, wo ich in einem Grenzdorfe die Zusammenkunft bestimmt hatte.

Hier widerfuhr mir aber eine Begebenheit, welche mir bald das Leben gekostet hätte. Die Preußen hatten einige Tage zuvor einen Bauernsohn aus diesem Dorfe als Rekruten fortgeschleppt. Alles war in Gärung, ich trug lederne Hosen und den blauen russischen Dragonerrock. Man hielt mich für einen Preußen, die Bauernburschen tanzten, ich ging vor die Türe hinaus, im Augenblicke fielen aber etliche mit allerhand Mordprügeln über mich her. — Ein zufällig daselbst eingekehrter vazierender Jäger und der Wirt kamen mir zu Hilfe. Mein eigener Bedienter im Zimmer kroch aber mit den Pistolen in der Faust in den Backofen. Zwei hielt ich bei den Köpfen fest und zerstiess sie auf dem Steinpflaster unter dem Tore; endlich halfen mir die zwei Schutzengel aus dem Gedränge. Ich erhaschte ein Stück Holz, und wir wurden Meister vom Schlachtfelde. Indessen hatte ich etliche Mordschläge auf den Nacken, einen auf den linken Arm und einen anderen über die Nase erlitten, in welcher das Bein zerschlagen war. In dieser betrübten Lage rief mir der Wirt zu, ich solle eiligst fliehen, ehe das ganze Dorf zusammenkäme und mich unfehlbar erschlüge. Mein tapferer Bedienter kroch aus dem Ofenloche heraus, wir warfen uns auf die Pferde und ritten davon.

Im nächsten Dorfe ließ ich mich verbinden, der Kopf und die Augen waren geschwollen; ich mußte also zwei Meilen weit in diesem Zustande bis in das Städtchen Kessel reiten, dort fand ich einen geschickten Chirurgus, der mich binnen acht Tagen so weit herstellte, daß ich nach Danzig zurückkehren konnte. Inzwischen kam mein Bruder in Kessel zu mir, meine rechtschaffene Mutter hingegen hatte das Unglück, auf der Reise zu mir, nicht weit von ihrem Gute, umgeworfen zu

werden; sie brach den Arm, kehrte mit meiner Schwester zurück, und ich habe sie in der Welt nicht mehr wiedergesehen.

Nun war ich in Danzig bei meinem Krankentransporte. Hier nun ereignete sich eine Begebenheit, die eine der merkwürdigsten meines Lebens ist und mir noch Freude macht, so oft ich an diese Szene denke.

Ich machte daselbst Bekanntschaft mit einem preussischen Offizier, der ein geborener Preuße war, dessen Namen ich aber hier seiner Familie wegen, die ich verehere, nicht nennen will. Dieser besuchte mich täglich, und wir ritten bei schönem Wetter oft in die Vorstädte spazieren.

Mein treuer Bedienter hatte Freundschaft mit dem seinigen geschlossen. — Wie erstaunte ich aber, da derselbe mir eines Tages mit Freude und Verwirrung sagte: „Herr, hüten Sie sich vor der Falle, die Ihnen gelegt wird. Der Leutnant R\*\*\* will Sie vor das Thor locken, sodann fangen, in einen Wagen werfen und in preussische Hände liefern.“ Ich fragte, woher er das wisse. Er gab zur Antwort, der Bediente des Offiziers habe ihn davon benachrichtigt, weil er mich lieb habe und mich vor Unglück warnen wolle.

Nun kam ich bald hinter das Geheimnis, und ein Geschenk von ein paar Dukaten entdeckte mir den ganzen Anschlag, wozu bereits Tag und Stunde bestimmt waren. Nämlich, der preussische Resident Reimer hatte den Leutnant überredet, das größte Schelmstück an mir, seinem Freunde und Wohltäter, auszuüben.

Er sollte mich nämlich in die Vorstadt, Langfuhr genannt, hinauslocken; daselbst liegt an der Straße ein Wirtshaus auf preussischem Grunde und Jurisdiktion, hier sollten acht Werbeunteroffiziere im Hofe auf mich lauern. Sobald ich in das Haus treten würde, sollte ich überfallen, in einen Wagen geworfen und nach Lauenburg in Pommern geführt werden. Zwei Unteroffiziere waren beritten, um den Wagen bis an die

Grenze zu begleiten — und die anderen hätten mich geknebelt, damit ich im Danziger Territorium nicht um Hilfe rufen könne.

Durch meinen treuen Bedienten erfuhr ich nun alle gemachten Vorkehrungen genau. Ich wußte auch, daß meine Feinde, nur mit ihren Säbeln bewaffnet, ohne Schießgewehr mich hinter dem Tore des bezeichneten Wirtshauses erwarten würden, um mir sogleich in die Arme zu fallen und alle Gegenwehr zu hindern. Die zwei berittenen Unteroffiziere sollten sich aber meines Bedienten bemächtigern, falls er mit den Pferden davonsprengen und Lärm machen wollte.

Nun hätte ich alle diese Anstalten leicht zernichten können und durfte nur den Spaziergang abschlagen, wenn er mir angetragen wurde. Mein Ehrgeiz reizte mich aber zu tun, was wirklich geschah, um mir zugleich selbst an den Verrätern eine entzückende Genugthuung zu verschaffen.

Gegen Mittag erschien nun Herr Leutnant N\*\*\*, speiste bei mir wie gewöhnlich und war nachdenklich, auch ernsthafter als sonst, ging gegen vier Uhr weg, nachdem ich ihm vorher versprechen mußte, am folgenden Tage früh nach Langfuhr zu reiten. Meine positive Zusage machte seine Gesichtszüge fröhlich, weil ich den Verräter genau beobachtete, dessen Schicksal schon in meinem Herzen beschlossen war. Kaum war er fort, so ging ich sogleich zum russischen Residenten Herrn von Scheerer, einem redlichen Schweizer, meldete ihm, was vorging, und fragte an, ob ich zu meiner persönlichen Verteidigung sechs Mann von meinem Kommando brauchen dürfe, entdeckte ihm auch zugleich meinen ganzen Plan. Er widerriet ihm; da ich aber nicht abzuwenden war, sagte er: „Tue, was du willst — ich weiß aber nichts davon und will nichts verantworten.“

Gleich eilte ich zu meinen Leuten, wählte sechs Mann und führte sie im Dunkeln dem preussischen Wirtshause gegenüber, wo sie sich im Korn versteckten und Befehl hatten, auf den ersten Schuß mir mit gespanntem Gewehr zu Hilfe zu eilen;



(diese Gewehre führte ich ihnen heimlich im Wagen hinaus), dann sollten sie alles fangen, was sie könnten, bei Gegenwehr aber Feuer geben.

Indessen war ich in allem auf meiner Hut, um nicht etwa durch falsche Nachricht in das Garn gelockt zu werden. Durch ausgestellte Kundschafter erfuhr ich früh um vier Uhr schon alles, auch daß der preussische Resident Reimer mit Postpferden hinausgefahren sei.

Ich selbst hatte meine und meines Bedienten Pistolen sicher geladen, meine Zerzerolen im Sacke und meinen türkischen Säbel bereit. Dem Bedienten des Leutnants hatte ich aus Dankbarkeit in meine Livree aufzunehmen versprochen und ich war seiner Redlichkeit versichert.

Gegen sechs Uhr früh trat nun der Herr Leutnant mit fröhlichen Blicken in mein Zimmer, lobte das schöne Wetter und versicherte mir viel Vergnügen bei einer schönen Wirtin in Langfuhr.

Ich war gleich fertig, wir setzten uns zu Pferde und ritten jeder mit seinem Bedienten zum Tore hinaus.

Wir waren noch etwa dreihundert Schritte von dem Wirtshause entfernt, wo man auf mich lauerte, als mein edler Freund mich aufmunterte, bei so schönem Wetter zu Fuße zu gehen und die Pferde führen zu lassen. Vermutlich, damit ich sicherer zu fangen wäre. Gleich war ich bereit, stieg vom Pferde und sah des Verräters Auge bei gesicherter Beute vor Freude funkeln.

So gingen wir vorwärts. Im Wirtshause lag der Herr Resident von Reimer am Fenster und rief mir zu: „Guten Morgen, Herr Hauptmann! Herein, herein da! — Soeben ist das Frühstück fertig!“

Ich lachte ihn höhnisch an — antwortete: „Ich habe keine Zeit!“ und ging vorwärts. Mein Führer wollte mich nötigen und nahm mich bei dem Arm, um mich hineinzuführen. Nun

verließ mich die Geduld, und ich gab ihm eine Ohrfeige, daß er fast zur Erde sank, sprang hierauf gegen meine Pferde zurück und wollte aufsitzen.

Gleich prellten die Preußen aus dem Tore heraus und liefen mit Geschrei auf mich los. Ich schoß aber den ersten, der sich mir näherte, auf die Haut. In ebendem Augenblicke brachen meine Russen hervor und schrien mit gespanntem Gewehr: „Stuy stuy Jebionnamat!“ Der Schrecken der wehrlosen Preußen, die unerwartet überfallen wurden, ist leicht zu begreifen. Alles lief davon. Ich bemeisterte mich in der ersten Bestürzung des Anführers und sprang in das Haus, um den Residenten zu fangen; dieser wischte aber zur Hintertür hinaus und ließ mir seine weiße Perücke zurück. Meine Russen hatten indessen vier Gefangene gemacht. Gleich ließ ich meine Mannschaft die Straße besetzen und einem jeden fünfzig Prügel geben. Ein Fahnenjunker, namens Cassenburg, gab sich zu erkennen, sagte, daß er mit meinem Bruder studiert habe, und bat um Gnade, weil er zu diesem Straßenraub beordert war. Sein Vortrag rührte mich, und ich ließ ihn gehen. Hierauf zog ich den Degen und rief dem Leutnant zu, er solle sein Leben verteidigen. Der Mensch war aber so bestürzt, daß er den Degen zog, aber nur um Verzeihung bat, alles auf den Residenten schob und sich gar nicht verteidigen konnte. Zweimal warf ich ihm den Degen aus der Faust, endlich nahm ich den russischen Korporalsstock und prügelte ihn, so lange ich konnte, ohne daß er an Gegenwehr dachte. So ist der Verräter allezeit zaghaft, wenn sein Anschlag fehlgeht. Übel zugerichtet verließ ich ihn zu meinen Füßen auf der Erde kniend und rief ihm zuletzt zu: „Schurke, jetzt erzähle deinen Kameraden, wie der Trenck Straßenräuber zu züchtigen wisse.“ Das Volk war inzwischen zusammengelaufen; ich sagte ihnen kurz den Vorfall, denn der Angriff war wirklich auf Danziger Gebiet geschehen. Die elenden Menschen wären beinahe vom Pöbel gesteinigt worden. Ich

hingegen marschierte mit meinen Russen siegreich vom Schlachtfelde, aber gleich in den Hafen. Wir gingen zu Schiffe, die bereits unserer warteten, und drei oder vier Tage hernach mit meinem ganzen Kommando unter Segel nach Riga.

Zu verwundern ist es, daß dieser so wichtige Vorfall sowohl von den Danzigern als Preußen verschwiegen gehalten wurde. Keine Zeitung sprach davon, keine Satisfaktion ist gefordert worden, und vermutlich war man schamrot über einen so schimpflich ausgeschlagenen Angriff.

Unter der Hand habe ich erfahren, daß der große Friedrich durch den unfehlbar falschen Bericht des Residenten Keimer gewaltig gegen mich aufgebracht war, und die Folge hat gezeigt, daß sein Zorn mich in allen Winkeln der Erde suchte, bis ich endlich drei Jahre nach dieser Begebenheit dennoch in Danzig in seine Gewalt geriet und mit allen möglichen Martern bestraft wurde, die eine gerechte Nothwehr gewiß nie verdiente.

Es hat zwar damals gleich der preussische Minister Herr von Goltz<sup>1)</sup> bei dem Kanzler Graf Bestuscheff<sup>2)</sup> Klage über dieses Danziger Scharmügel geführt, aber keine Satisfaktion erhalten, weil mein Verfahren in Rußland gebilligt wurde, da ich mich als russischer Hauptmann gegen Räuber verteidigte.

Den Bedienten meines Verräters nahm ich in meine Dienste, er war ein rechtschaffener Mensch; ich verschaffte ihm im Jahre 1753 eine gute Heirat in Wien, fand ihn nach meinem zehnjährigen Magdeburger Gefängnisse im Elende und nahm ihn

1) Freiherr Balth. Ludw. v. d. Goltz, preussischer Legationsrat und Gesandter in Petersburg, gest. am 14. Aug. 1750 zu Berlin.

2) Alexis Petrowitsch Bestuscheff-Rumin, Graf, russischer Großkanzler, früher russischer Gesandter in Hamburg und Kopenhagen, geb. zu Moskau am 1. Juni 1693, vermählt seit 1733 mit der Freiin Anna Katharina von Bötticher, Witwer seit 15. Dez. 1761, gest. zu St. Petersburg am 21. April 1766.

wieder zu mir. Er ist im Jahre 1779 bei mir in Zwerbach gestorben.

Nun war ich in offener See auf der Reise nach Riga, hatte viel gegessen, ehe ich zu Schiffe ging. Wir waren kaum von der Danziger Reede abgesegelt, so stieg ein Wetter auf, es stürmte gewaltig. Ich arbeitete die halbe Nacht mit, wurde seekrank und legte mich in mein Lager, war aber kaum eingeschlummert, als mich der Schiffer weckte und die vergnügte Botschaft brachte, daß wir sogleich in den Hafen von Pillau einlaufen würden. Wie erschrak ich über diese Nachricht! Ich lief auf das Verdeck, sah die Festung vor mir und die Lotsen bereits nahe an unserem Schiffe. Hier war nun kein anderes Mittel, als im Sturm mit Gefahr See halten oder in preussische Hände geraten, weil mich die ganze Garnison Pillau persönlich kannte.

Ich redete dem Schiffer zu, er sollte das Schiff in die hohe See wenden und nicht einlaufen. Er wollte absolut nicht. Ich eilte in das Schiffszimmer, ergriff meine Pistolen, trat an das Steuerruder und zwang ihn mit Bedrohung des Todes, die See zu halten.

Meine Russen fingen an zu murren, keiner wollte im Sturm der Gefahr entgegengehen, aber keiner wagte mich anzugreifen; die Pistolen schreckten, und meine beiden Bedienten standen mir redlich bei.

Kaum hatten wir eine halbe Stunde mit dem Sturme gekämpft, so legte sich derselbe, und wir liefen am folgenden Tage glücklich in den Hafen zu Riga ein.

Der Schiffer war aber unversöhnlich und verklagte mich bei dem damaligen Gouverneur, dem alten ehrwürdigen Feldmarschall Laschy<sup>1)</sup>. Ich mußte erscheinen und verantwortete

1) Graf Peter Laschy, geb. 1678, der in den verschiedensten Heeren diente, schließlich in die Dienste Rußlands trat, sich bei Pultawa auszeichnete und 1751 als russischer General starb.

mich mit der trockenen Wahrheit, worauf der Gouverneur erwiderte, ich hätte aber durch meine Tollkühnheit Ursache sein können, daß hundertundsechzig Russen ertrunken wären. Lächelnd antwortete ich darauf: „Ew. Excellenz, ich habe sie alle lebendig hierher gebracht, und für mich war es ratsamer, in die Hände Gottes, als in die Gewalt meiner Feinde zu geraten; überdies dachte ich in ebendem Augenblicke, da ich mich für meine Selbsterhaltung entschloß, gar nicht an die Gesellschaft, die bei mir war, und ich wußte auch, daß sie alle Soldaten sind, die den Tod so wenig fürchten als ich.“

Die Antwort gefiel, ich war absolviert, und der edle Greis gab mir selbst eine Rekommandation nach Moskau an den Kanzler mit.

General Lieven war indessen bereits mit der Armee in Rußland eingerückt und eben in Riga. Ich ging zu ihm, er empfing mich liebevoll und nahm mich mit sich auf sein Gut vier Meilen von Riga, Annaburg genannt. Ich blieb einige Tage bei ihm, er gab mir Ratschläge und alle möglichen Vorschriften, um in Moskau, woselbst damals der Hof war, mein Glück zu befördern. Ich sollte nämlich suchen, eine Kompagnie bei einem Kürassierregimente zu erhalten; die Rittmeister derselben hatten damals Majorbrang in der Armee. Niemals riet er mir aber, bei dem sibirisch-tobolskischen Dragonerregimente zu bleiben, wo er mich indessen angestellt hatte.

Gott lohne diesen wackeren Mann vollwichtig! Sein Name, sein Andenken wird mir allezeit verehrungswürdig und seine Asche heilig sein. Er ruhe in Frieden, unter den Geistern der ehrlichen Männer und meiner Wohltäter!

Ich reiste nun nach Riga, und von da in Gesellschaft des Ingenieur-Oberstleutnants von Öttinger und des Leutnants von Weismann nach Moskau. Ebendieser ist der Weismann, welcher im letzten Türkenkriege als General so rechtschaffene Dienste geleistet hat.

Bei meiner Ankunft in der Residenz wurde ich nach Be-  
händigung meiner Empfehlungsschreiben vom Kanzler Grafen  
Bestuscheff auf das beste empfangen. Ottinger war sein Haus-  
freund, dessen Freundschaft ich auf der Reise gewonnen hatte.  
Dieser trug das Seinige bei, und ich bemerkte gleich, daß ich  
Achtung und Beifall gefunden hatte.

Kaum war ich etliche Tage in Moskau, so begegnete ich  
dem Grafen Hamilton<sup>1)</sup>, der als Rittmeister von Bernes<sup>2)</sup> in  
Wien mein Freund war, und dessen General damals als kai-  
serlicher Botschafter am russischen Hofe akkreditiert war.

Ebendieser Graf Bernes<sup>3)</sup> war im Jahre 1743 kaiserlicher  
Gesandter in Berlin, als ich bei dem großen Friedrich in höch-  
ster Gnade stand, und hatte mich daselbst schon bei Hofe per-  
sönlich gekannt. Hamilton präsentierte mich diesem echten und  
aufgeklärten Menschenfreunde, welcher nach einigen Unter-  
redungen mich so lieb gewann, daß er mich von russischen  
Diensten abreden, mit bester Empfehlung nach Wien schicken  
und mir eine Kompagnie bei seinem Regimente geben wollte.  
Meines Vetter's Schicksal hatte mich aber bereits abgeschreckt,  
und ich wäre damals lieber nach Indien, als nach Oesterreich  
gereist.

Der Gesandte lud mich zum Essen ein, und sein Busen-  
freund, der englische Gesandte Lord Hyndford<sup>4)</sup> war gleich-  
falls bei der Tafel.

1) Graf Anton Hamilton (1722—1776), später österreichischer  
Feldmarschalleutnant.

2) Er meint im „Regiment Bernes“.

3) Graf Josef Bernes, österreichischer General, war 1746—1747  
österreichischer Gesandter in Berlin und nicht 1743; 1749—1750 war  
er Gesandter in Rußland und 1738—1751 Inhaber des österreichischen  
Dragonerregimentes Nr. 7 und starb 1751 (siehe Thürheim, Graf  
Traun, S. 202, und Arneht, Maria Theresia, 4. Band S. 300, 302).

4) Graf John II. Carmichael Hyndford, ein Schotte, welcher  
den Breslauer Frieden schloß, war von 1741 bis 1744 englischer

Welch ein Glück für mich! Dieser erhabene Staatsmann kannte mich genau von Berlin aus und war gegenwärtig, als mich der König mit dem Ausdruck beehrte: „C'est un matador de ma jeunesse.“ Er wußte, wozu ich taugte und fähig war, und da er Menschen kannte, auch zu suchen und zu prüfen wußte, so war er auch mein Freund, mein Vater und Lehrer. Er nahm mich gleich auf die Seite und fragte mich: „Was machen Sie in diesem Lande, Trenck?“ — „Ich suche Brot und Ehre,“ war meine Antwort, „weil ich in meinem Vaterlande beides verlor, ohne ein Verbrechen begangen zu haben.“ — Er fragte weiter: „Haben Sie Geld?“ — „Nein; mein ganzes Vermögen, welches ich gegenwärtig besitze, besteht in ungefähr dreißig Dukaten.“

Nun sagte er: „Folgen Sie meinem Rate, Sie besitzen alle Eigenschaften, um in Rußland ein großes Glück zu machen. Man verachtet aber hier den Armen und sieht nur auf den äußeren Glanz, ohne Verdienste, Talente und Fähigkeit zu achten. Sie müssen reich scheinen; ich werde Sie nebst Verneß in die hiesigen großen Gesellschaften einführen und in allem unterstützen, was Sie brauchen. Schöne Livree, Handpferde, Brillanten auf den Fingern, in Gesellschaften groß mitspielen, stolz, trotzig mit den Ministern sprechen, bei den Damen frei sein und sich Ihrer natürlichen Gaben bedienen, um gefällig zu werden. Dieses sind die Mittel für einen Fremden, um hier alles zu erhalten, was man will. Für alles übrige lassen Sie mich sorgen.“ — Die Unterredung und Instruktion dauerte lange. Verneß kam dazu, und kurz gesagt, beide wirklich großen Männer beschloßen, mich glücklich zu machen.

Nun wurde ich sogleich in allen Gesellschaften, nicht als fremder Dienstbettler oder Tobolskischer Hauptmann, sondern

Gesandter in Berlin, später in Moskau. Sein Tod erfolgte 1767 (siehe Behse, Geschichte des preussischen Hofes. Stuttgart. I., S. 484).

als der künftige Millionenerbe des reichen Trenck in Ungarn, als ein ehemaliger Liebling des Königs von Preußen, zugleich auch als ein würdiges Mitglied der ersten Gelehrten präsentiert.

Ich verfertigte ein Gedicht auf den Krönungstag der Kaiserin Elisabeth<sup>1)</sup>. Hyndford wußte es anzubringen, präsentierte mich sodann selbst nebst dem Kanzler bei der Monarchin, die mir alle Gnade versicherte, mich selbst dem Kanzler empfahl und mit einem goldenen Degen, der tausend Rubel wert war, beschenkte.

Gleich wurde die Achtung für mich allgemein in allen Häusern von der Bestuscheffschen Partei.

Damals waren die Sitten noch so roh in Rußland, daß jeder fremde Gesandte, welcher Ball oder Tafel gab, zum Kanzler Bestuscheff schicken mußte, der die Gesellschaft aufschrieb, welche er einladen durfte. Alles entschied sich nach Familienfaktionen, und wo Bestuscheff war, durfte kein Woronzofscher Freund sich sehen lassen. Ich war Hausfreund bei dem österreichischen und englischen Gesandten, folglich in allen Gesellschaften gesucht, auch geschätzt. Bald wurde ich der Liebling der Kanzlerin, wie ich besser unten erzählen werde, es fehlte mir also nichts mehr, um alles zu erhalten, was ich suchte.

Da ich zugleich in der Ingenieurkunst sehr fein zeichnete und freien Zutritt in des Kanzlers Hause, auch bald im Kabinette mit dem vollkommensten Vertrauen hatte, arbeitete ich mit dem Oberstleutnant Öttinger, welcher damals der erste Architekt in Rußland war. Ich zeichnete den eben neu zu erbauenden Bestuscheffschen Palast in Moskau im verschobenen Perspektiv so schön, daß ich mir allgemeine Ehre erwarb, und war noch nicht einen Monat in Rußland, als ich bereits mehr Ehre, mehr Achtung genoß, mehr Nationalkenntnisse besaß,

1) Elisabeth Petrowna, geb. 1710, regierte von 1741—1762.





*S. Tit. Herr Joseph Graf von Bernes.*



mehr Bekanntschaften hatte als viele, die jahrelang in Hauptstädten Kapitalien verschwendeten.

Lord Hyndford war mein Vater, mein treuester Führer. Ihm brachte ich an jedem Tage redliche Nachricht von meinen Handlungen und Beschäftigungen. Er gab sich die Mühe, mich zu unterrichten, und da er in Staatsgeschäften grau wurde und in mir den Keim zur Erweiterung dieser Kenntnisse entdeckte, so habe ich ihm allein das Licht zu verdanken, wozu er in mir die ersten Funken anzündete. Er kannte die Ränke aller europäischen Höfe — alle Familien- und Partekabalen, die Schwächen der Monarchen und die Triebfeder aller Regierungsformen; von ihm lernte ich Rußland im Grunde kennen. Des großen Peters Entwürfe für die Zukunft waren ihm bekannt, den schlesischen Frieden im Jahre 1742 hatte er gemacht. Er war Friedrichs vertrauter Freund und kannte sein Herz und alle Quellen seiner Größe genau; sein Verstand war durchdringend, seine Seele erhaben, britisch groß, ohne Nationalstolz; und seine praktische Welterfahrung wußte das Gegenwärtige mit der Zukunft so zu verbinden, daß ich als sein aufmerksamer Schüler seit sechsunddreißig Jahren fast alle Hauptrevolutionen im europäischen Staatskörper habe vorherzusagen können. Und wenn ein Minister an irgendeinem Hofe fiel, so konnte ich bestimmen, wer seine Stelle ersteigen werde. Hyndford bildete überhaupt mein Herz ganz republikanisch; lehrte mich den Wert erhabener Seelen schätzen, Tyrannen verachten, allen Schicksalen trotzen, um wahre Seelengröße streben, großen Gefahren mutig entgegenzugehen und nur solche Männer verehren, die Mut genug haben, sich dem Strome der Eigenmacht, des Fanatismus oder der Unwissenheit stolz entgegenzustellen.

Graf Bernes war ein Philosoph mit piemontesischer Scharfsicht, mehr zurückhaltend, aber nicht weniger ein ehrlicher Mann als Hyndford; auch er liebte mich unbegrenzt, und

keine Minute wurde versäumt, welche ich in ihrer Gesellschaft zubringen konnte. Mein aufgeweckter Geist, meine Wißbegierde, meine theoretischen großen Kenntnisse gefielen. Der Stoff zu unseren Unterredungen war demnach unerschöpflich, und ich lernte in Moskau wirklich mehr praktische Kenntnisse als in der Berliner hohen Schule unter dem Voltaire, Maupertuis, Jordan und Mettrie.

Kaum war ich sechs Wochen in Moskau, so ereignete sich eine Begebenheit, die ich hier erzählen kann, weil von den Hauptpersonen dieser gespielten Rolle niemand mehr lebt als ich allein. Liebesintrigen gehören in einen Roman — deshalb verschweige ich alles Abenteuerliche in diesem Buche, welches zum Nachdenken, nicht aber zum Lachen reizen soll. Niemand wird glauben, daß ich ein Weiberfeind war; ich würde mich in diesem Falle des Lebens unwürdig glauben. Aus Liebesgeschichten entstanden vielmehr alle meine Glücks- und Unglücksfälle. Nie war ich ein Freund des Wechsels, auch in der Liebe war ich zu aller Verführung der Unschuld, zum Betrug, zur Unbeständigkeit unfähig. Sogar in feuriger Jugend floh ich alle tierischen Ausschweifungen der Geilheit, suchte mir etwas für mich allein, oder wurde gesucht, und genoß in allen Ländern, wo ich war, die Freude der Liebe und Freundschaft zugleich, die ich beide zu erwecken, zu erhalten, auch zu verdienen wußte. Weder in London, Paris, Rom, Venedig noch Berlin hat mich gewiß niemand in liederlichen Häusern noch Gesellschaften gesehen.

Die schwersten Eroberungen waren für mich die reizendsten, und die Edelste und Schönste überall die Wahl für meine Gesellschaft. Frauen der ersten Klasse bildeten mich als Jüngling und hielten mich in Ehrfurcht von Ausschweifungen zurück. Frauen lehrten mich männliche Sitten im verfeinerten Weltgeschmacke; Frauen unterstützten mich mehr als Männer im Unglück. Meine wenigen guten Tage habe ich Frauen

zu verdanken, Frauenumgang empfehle ich meinen Kindern, um ihre persönlichen Eigenschaften herauszuarbeiten und sich für die wichtigsten Geschäfte fähig zu bilden. Frauen, schöne und muntere Frauen, erquickten noch gegenwärtig meine mit Altersschwächen, Weltekel und Schwermut kämpfende Seele. Und wenn ich diese Seele von mir hauche, so wird mein sterbendes Auge gewiß lieber unter der Hand eines schönen Mädchens als eines unsaubereren Kapuziners erstarren.

Genug hiermit, in meiner ganzen Lebensgeschichte von der Liebe, vom ganzen Genuße derselben in allen meinen gespielten Szenen, ob ich gleich vielleicht den schönsten Roman in diesem Fache von meinen eigenen Rollen schreiben könnte! Nur allein mein russisches Glück im Labyrinth der Venus muß ich hier erzählen, weil die Bekanntmachung zur Aufklärung und Verbindung meiner Geschichte notwendig ist.

Bei einer großen Tafel in Lord Hyndfords Palaste saß ich neben dem schönsten Mädchen des Landes, von einer der ersten Familien, welche eben einen sechzigjährigen, bei dreihundert Pfund wiegenden russischen Minister in ihrem siebzehnten Lebensjahre heiraten sollte. Ihr Auge verriet mir, daß ihr Herz mich an die Stelle ihres feisten Bräutigams wünschte. Ich war kühn, beklagte ihr Schicksal und erhielt mit Erstaunen die Antwort: „O Gott, können Sie mich von diesem Unglück erretten? Ich tue alles, was Sie wollen.“ Man urteile, wie einem Manne meiner Gattung im vierundzwanzigsten Jahre bei einer solchen Erklärung zumute war. Der Gegenstand war göttlich schön, die Seele, das Herz noch ganz Unschuld: eine Knesin oder Fürstin aus den ersten Häusern. Aber das Verlöbniß war bereits bei Hofe geschehen, und kein anderes Mittel zum Besitze als Flucht, Entführung und alle mögliche Gefahr. Der Ort war nicht günstig zur Unterredung — genug, unsere Seelen waren schon vereinigt. Ich forderte Gelegenheit zur näheren Erklärung, und schon am folgenden Tage wurde

sie mir im Troizer Garten bestimmt. Wie unruhig verstrich die Nacht, in der ich wartete. Das schlaue Mädchen hatte alles so gut veranstaltet, daß wir durch Hilfe ihrer Kammerjungfer, die eine Georgianerin war, über drei Stunden ganz frei und allein miteinander sprechen konnten.

Wie geschwind verfloßen diese: Wie viele tausend Trauerstunden im Magdeburger Gefängnis hat mir die Erinnerung und der Wiedergenuß dieser glücklichen drei Stunden verfüßt! Ein liebenswürdiges Mädchen mit schauerndem Haffe gegen ihren künftigen Mann erfüllt, die sich mit weinenden Augen, mit feurigem Temperament und mit der ersten unwiederstehlichen Empfindung einer auflobernden Liebe, mit unbegrenztem Vertrauen meiner Leitung, meinen Armen, meiner Willkür überließ, und zwar mit der Bedingung, daß ich sie entführen und vor ihrem verabscheuten Bräutigam retten sollte. — Welche Feder kann eine solche Szene mit der Beredsamkeit schildern, die uns beide damals alles beschließen und endlich in berauschernder Betäubung schweigen machte!

Ich ziehe den Vorhang zu, hinter den ich allein sah. — Genug, unser ewiges Bündnis wurde geschlossen, und von diesem glücklichen Tage an hatte ich offene Gelegenheit, durch Beistand ihrer treuen Georgianerin und durch einen Eingang in ihren Garten ganze Nächte in ihrer entzückenden Gesellschaft zuzubringen.

Die Abreise des Hofes von Moskau nach Petersburg war aber erst für das nächste Frühjahr bestimmt, und der Hochzeitstag mit ihrem Ungeheuer schon für 1. August beschlossen. Von Moskau ist es aber unmöglich, aus dem Reiche zu entfliehen, und wenn wir es wagten, so war unser Unglück unausweichlich. Die Vernunft und die Lage der Sache zwang uns zur Geduld.

Indessen war fest beschlossen, daß wir in Petersburg keinen Tag verschieben wollten, um uns in einem Lande auf

ewig zu vereinigen, wohin uns keine Nachspähung verfolgen könnte.

Dem fatalen 1. August konnten wir auf keine mögliche Art ausweichen, trotz allen Ränken. Die Hochzeit wurde mit Pracht vollzogen, die Braut aber blieb mein und der Bräutigam lag im Lehnstuhle, denn im Bette konnte der Speckwanst gar nicht liegen.

Meine Freundin wußte auch die Sache so listig einzurichten, daß mir der Zutritt ebenso offen blieb als in ihrer Mutter Hause. Sie hatte ihr Schlafzimmer so gewählt, daß ich in allerhand Gestalten mich demselben nähern konnte, und zwar selten durch die Türe, wo Portier und Schildwachen standen, wohl aber durch das Fenster, welches gegen den Garten fast zu ebener Erde war, den Zutritt fand.

So lebten wir gegen drei Monate im ungestörten Glücks- und Freudenhafen, allein mit den Anstalten zu unsrer künftigen Flucht beschäftigt. Sie gab mir allen Schmuck, auch etliche tausend Rubel, die sie im ledigen Stande besaß, nebst den Hochzeitsgeschenken ihres Gemahls, allgemach in Verwahrung, und wir sehnten uns nur nach der Petersburger Reise, um alles Abgeredete zu vollziehen, welches auch unfehlbar erfolgt wäre, wenn mein widriges Schicksal mir nicht abermals den tödlichsten Streich, der nur zu erdenken möglich war, hätte wollen empfinden lassen. Meine Freundin hatte mit mir in dem Hause der Kanzlerin Lombre gespielt. Sie klagte sehr über Kopfschmerzen, bestellte mich auf den folgenden Tag in den Troitzer Garten, drückte mir beim Einsteigen in den Wagen die Hand außerordentlich stark — und von diesem Augenblicke an habe ich sie nur auf der Totenbahre wiedergesehen.

Sie war in eben der Nacht in Phantasien geraten, kam auch nicht wieder zum Bewußtsein und starb am sechsten Tage, als eben die Blattern ausbrechen wollten. Sie hatte in ihrer Raserei alle unsere Liebeshändel entdeckt, nur mich um Hilfe

und Rettung von ihrem Ungeheuer angerufen, und kurz gesagt, das edelste Geschöpf der Erde starb. — Ich verlor alles, was zu verlieren möglich ist, und mußte nunmehr auch alle meine Pläne ändern.

Der einzige Lord Hyndford wußte das ganze Geheimnis! Ihm allein verhehlte ich nichts; und der ehrwürdige Greis bestärkte mich immer in meiner Vorsatz, er sagte, für ein solches Mädchen würde er vielleicht als Hyndford eben das tun, was ich beschlossen hatte.

Er war bei diesem Vorfalle fast ebenso gerührt wie ich. Er empfand meinen Schmerz im vollen Gewichte eines Freundes, und ohne seinen Zuspruch hätte ich mir unfehlbar bei ihrem Grabe die Kugel durch den Kopf geschossen. Nie war ich so bestürzt, als bei diesem Streiche des gegen mich rasenden Schicksals. Wir liebten uns wechselseitig mit unbegrenztem Feuer, mit einer Zärtlichkeit, die nur große Seelen empfinden können.

Genug hiervon, noch rollt mein Blut in meinen Adern geschwinder, da ich dieses niederschreibe. Ruhe sanft edle Seele meiner russischen Freundin, für dich allein hätte der Schöpfer ewige Jugend und Unsterblichkeit mit so schönen Gliedern, mit einem so edlen Gefühle vereinigen sollen. Dieses sei mein letztes Opfer für die durch dich empfundenen kurzen Freudenstunden in meinem sechzigjährigen traurigen Lebenslauf.

Die Geschichte mit dieser Dame wurde nun in Moskau ziemlich ruchbar, der dicke Herr Gemahl hat mir aber nichts vom mindesten Unwillen bemerken lassen. Er war auch zu dumm, um die Ausdrücke in ihren letzten Phantasien in wahren Sinne zu begreifen. Das, was ich von ihr in Händen hatte und mir mit vollem Recht zufiel, hatte einen Wert von 7000 Dukaten. Lord Hyndford und Graf Vernes sprachen mir das Eigentumsrecht zu, und ihr Herz hatte mir gewiß mehr zugegедacht.



Nun folgte aus dieser Begebenheit sogleich eine andere, die für mein Glück weit wichtiger war.

Die Gräfin B\*\*\*<sup>1)</sup> war die klügste und geschickteste Dame des damaligen Hofes. Sie entschied viele Staatsfachen, und ihr zwar arglistig und eigennützig, aber dabei schwach und kleindenkender Gemahl war nur der Namenssträger ihrer unumschränkten Gewalt, weil die mehr als gute Elisabeth vieles unbedenklich ihrem Ministerium überließ. Es war also die Gräfin damals eigentlich die wichtigste Person in der Monarchie, auf welche besonders alle Augen der fremden Minister gerichtet waren.

Übrigens war ihr Ton gebieterisch, ihr Betragen majestätisch, und sie war die einzige verheiratete Dame, welche im Ruf stand, daß sie ihrem Manne treu sei, vielleicht weil sie als eine geborene Deutsche klüger und vorsichtiger als die russischen Damen zu genießen wußte. So wie ich aber in der Folge erfuhr, war ihre Tugend nur eine Folge des Stolzes und der Kenntnis des Nationalcharakters. Der Russe will herrschen, will von seiner Sklavin Geld, Vermögen und demütige Dankbarkeit; findet er Widerstand, so droht er gleich mit Prügeln, oder dem Manne das Geheimnis zu entdecken. Fremde durften unter Elisabeths Szepter gar nicht, ohne vom Kanzler eingeführt, weder bei Hofe, noch in Gesellschaft erscheinen. Ich und der Kammerjunker Sievers<sup>2)</sup>, wir waren

1) Bestuscheff, über sie vgl. früher unter ihrem Gatten. Sie und ihr Gatte waren übrigens erbitterte Feinde Friedrichs des Großen und bestärkten Elisabeth nur in ihrer Feindschaft zu Friedrich dem Großen, bezeichnend für Trenck ist es also, daß er diese Leute aufsuchte.

2) Es waren damals zwei Sievers Günstlinge am russischen Hofe (vgl. Helbig, Russische Günstlinge, 1883, S. 163 f.), der eine, Carl Sievers, war ein Kurländer und der Geliebte Elisabeths; er war ursprünglich Diener, dann Kaffeeschenke, in welcher Eigenschaft Elisabeth ihn kennen lernte und zu Amt und Würden brachte; der andere Sievers war ein Verwandter des vorigen und wurde von diesem

damals die einzigen Deutschen in russischen Diensten, welche die Erlaubnis hatten, überall einzutreten. Meine besondere Protektion, die ich vom englischen und österreichischen Gesandten genoß, gab mir doppelte Vorteile dazu, und der seltsame Vogel wird am meisten gesucht und bewundert.

Graf Bestuscheff war unter der vorigen Regierung russischer Resident in Hamburg. In dieser kleinen Gestalt hatte er die junge schöne Witwe des Kaufmanns Böttger geheiratet. Unter Elisabeths Szepter stieg er bis zur Würde des ersten und mächtigsten Staatsministers: Madame Böttger wurde also die erste Dame in Rußland. Sie war zurzeit, da ich sie kannte, im achtunddreißigsten Jahre, folglich nicht mehr schön, aber ein liebenswürdiges aufgewecktes Weib, das einen durchdringenden Verstand besaß, keinen Russen leiden konnte, die Preußen besonders protegierte, und vor deren Haß damals jedermann zitterte.

Ihr Umgang war so, wie er gegen Russen in ihrer Lage sein mußte: hochmütig, zurückhaltend, und mehr satirisch als liebevoll. Sie zeigte mir in allen Gelegenheiten ganz besondere Achtung, ich war zur Tafel eingeladen, so oft ich wollte, hatte auch die besondere Ehre, oft allein mit ihr und mit dem Oberstleutnant Öttinger Kaffee zu trinken, wobei sie mir allezeit zu verstehen gab, daß sie mein Einverständnis mit der jungen Knesin N\*\*\*<sup>1)</sup> bemerkt habe. Ich leugnete allezeit standhaft, obgleich mir Geheimnisse vorgehalten wurden, die sie von niemand als von meiner Freundin selbst ausgekundschaftet haben konnte. — Meine Verschwiegenheit gefiel, wogegen der Russe gern prahlt und großspricht, wenn er das Glück hat, einer Dame zu gefallen.

Sie wollte mich glauben machen, daß sie uns in Gesellschaft gefördert, so daß er schließlich den Rang eines Staatsrates erreichte und die Fürstin Putjatine heiratete. Wahrscheinlich ist der erstere gemeint.

1) Narischkin?



ALEXY · COMES · DE · BESTUSCHEF · RIUMIN  
IMPER · MAJEST · RUTHI  
CANCELLARIUS · ETC · ETC  
MDCCCLV



schaften nachgespäht, unsere Augensprache verstanden und unser Geheimnis längst erraten habe. Ich wußte aber nicht, daß die Kammerjungfer meiner Freundin bereits wirklich in ihre Dienste getreten und schon längst eine von ihr bezahlte Kundschafterin war.

Ungefähr acht Tage nach ihrem Tode geschah der Hauptauftritt, wo mich Ihre Exzellenz in ihr Zimmer nach dem Essen zum Kaffee führte. Immer bedauerte sie meinen Schmerz, meinen Verlust, meinen bemitleidenswerten Zustand, der mir alle meine gewöhnliche Lebhaftigkeit entriß und meine ganze Gestalt geändert habe. Sie äußerte einen so lebhaften Anteil an meinem Schicksale, so viele und so nachdrückliche Wünsche, es zu verbessern und mich glücklich zu sehen, daß ich an dem Eindrucke nicht zweifeln konnte, den ich auf ihr Herz gemacht hatte. Die Gelegenheit ereignete sich bald, mich dessen zu versichern, aus ihrem Munde erfuhr ich, was sie für mich empfand; unsere Vereinigung war in einem Augenblicke geschlossen. Bescheidenheit, Treue und Verschwiegenheit waren die Bedingungen, und feuriger bin ich in meinem Leben nicht geliebt worden als von dieser scharfsichtigen Frau, die mich ganz an sich zu fesseln wußte.

Behutsamkeit war hier die Hauptsache; sie wußte aber schon Gelegenheit zu machen. Der Kanzler schätzte mich und vertraute mir wirklich alles; er gab mir sogar Arbeit in seinem Kabinette. Ich war den ganzen Tag im Hause, und nunmehr war kein Gedanke mehr daran, daß ich zum Regimente als Rittmeister gehen sollte. Man bestimmte mich für Staatsarbeit: der erste Schritt sollte die Kammerjunkerstelle bei Hofe sein, welches in Rußland schon sehr bedeutend ist, und kurz gesagt, meine Aussicht in die Zukunft war so glänzend als möglich. Dem Lord Hyndford allein hielt ich nichts verborgen, er gab mir alle Ratschläge und freute sich mit mir, wollte aber von allem, was er mit zur ersten Equipierung beigetra-

gen hatte, auch als ich im Wohlstande lebte, nichts zurücknehmen.

Bald wurde man meinen Kredit im Hause des ersten Ministers gewahr, und die auswärtigen Gesandten suchten meine Bekanntschaft und Freundschaft. Herr von G(oltz)<sup>1)</sup> tat wirklich alles mögliche, um mich zu gewinnen, fand aber einen ehrlichen Mann.

Eben damals fing man an, nach der russischen Allianz zu buhlen, Preußens Untergang sollte geschmiedet werden; alle Höfe arbeiteten, und niemand kannte die Ministerial- und Familienparteien besser als ich bei diesem Hofe.

Meine Freundin wurde gleichfalls ein Jahr nach meiner Bekanntschaft in das Garn gelockt, in welchem sie nebst ihrem Manne zuletzt in des Büttels Hände geriet. Denn sicher ist es, daß der Kanzler Bestuscheff<sup>2)</sup> im Jahre 1756 auf der Folter mit der Knutpeitsche zum Geständnis gezwungen wurde. Apprazin<sup>3)</sup>, der Kriegsminister, hatte gleiches Schicksal. Seines Bruders Gemahlin<sup>4)</sup>, der damals Gesandter in Polen war, wurde durch Verrätherei eines gewissen Leutnants Berger<sup>5)</sup>

1) Der preußische Gesandte in Rußland.

2) Bestuscheff, siehe früher, wurde nach Sibirien verbannt, aber durch Katharina II wieder zurückgerufen und in seine früheren Würden eingesetzt.

3) Graf Apprazin, russischer Feldherr im Siebenjährigen Krieg, er nahm unter anderem Memel ein.

4) Gemeint ist die Gemahlin des Grafen Michael Bestuscheff (Bruders des Alexis), der lange Zeit als Gesandter in Schweden, Preußen, Polen, Osterreich und Frankreich tätig war und 1760 starb. Über diese blutige Katastrophe vgl. die nächste Note.

5) Über diesen Berger und seine tollen Intrigen, die den Zorn der zwischen Branntweinrausch und Liebesraserei taumelnden Kaiserin Elisabeth hervorriefen, unterrichtet uns Helbig in „Russische Günstlinge, a. a. O. S. 158 ff.“, jedoch fiel dieses Ereignis nicht in das Jahr 1741, sondern in das Jahr 1743. Berger war ein Ausländer gemeiner Abkunft, der in Rußland Militärdienste nahm, Offizier wurde und 1743 nach Jaroslawl geschickt wurde. Hier langweilte er sich und hatte große Verantwortungen auf sich, was er gerne ablehnen

nebst drei anderen und ersten Damen des Hofes vom Büttel an einen Pfahl gebunden, gepeitscht, gebrandmarkt und ihr die Zunge aus dem Halse geschnitten. Dieses geschah im Jahre 1741 bei Elisabeths Thronbesteigung. Ihr Mann diente dennoch treu, und im Jahre 1751 habe ich ihn als russischen Gesandten in Wien gekannt. Das heißt fürwahr sein Vaterland lieb haben! Dies widerfährt den ersten Männern im Staate; was hat der Fremde nun wohl zu erwarten, falls er von einem Mächtigen verfolgt wird und seiner Willkür überlassen ist?

Niemand hatte gewiß in so kurzer Zeit bessere Gelegenheit, alle Geheimnisse eines Staates zu entdecken als ich, besonders unter der Anleitung eines Hyndford und Bernes, unter der Regierung einer guten <sup>1)</sup>, aber kurzsichtigen Monarchin, deren erster Minister, Graf Bestuscheff, ein schwacher Kopf war, dessen ganzen Willen seine witzige und herrschsüchtige Frau unumschränkt lenkte, die hingegen aus wirklich rasender Liebe für mich, für einen Fremden, welchen sie nur seit etlichen Monaten kannte, alle ihre Wohlfahrt aufgeopfert hätte. Man konnte sie damals mit vollem Rechte als die wirkliche Regen-

wollte. Er suchte daher nach einem Vorwand und führte so eine der fürchterlichsten Greuelszenen unter Elisabeth herbei. Er übertrieb einige Äußerungen, die er gehört hatte, unter anderem, daß Frau v. Lapuchin und die Gräfin Bestuscheff einmal gesagt hätten, sie wären auch jetzt als ältere Damen schöner als Elisabeth. Diese, sobald ihre Schönheit nur in Zweifel gezogen wurde, schäumte vor Wut. Dieses Weibergeschwätz und andere geringfügige Äußerungen wurden als förmliches Komplott ausgelegt, das immer größere Kreise zog und sogar schwere politische Folgen hatte. Die Wut der Megäre Elisabeth kühlte sich schließlich dadurch, daß eine Anzahl Personen nach Abschneidung der Zungen und nach Auspeitschung verbannt wurde, darunter auch die Bestuscheff. Der Schurke Berger bekam dafür, daß er so viele Menschen unglücklich machte, die Erlaubnis nicht nach Jaroslawl zu gehen, er starb als Generalmajor in sehr elenden Umständen. 1) Wie kann Trench, der stets gegen die „Tyrannen“ deklamiert, diese Megäre „gut“ nennen?!

tin von Rußland betrachten. Frieden und Krieg war in ihrer Hand, und wenn ich klüger oder weniger aufrichtig gewesen wäre, dann hätte ich mir in solcher Lage Schätze sammeln und in Sicherheit bringen können. Sie war freigebig wie eine Königin, und ob sie gleich in einem Jahre über hunderttausend Rubel für ihren liederlichen Sohn an seine Schuldner bezahlen mußte, wovon der Vater nichts erfuhr, so hätte ich für mich doch noch mehr beiseite legen können. Die Hälfte von den Geschenken, die sie mir gewaltsam aufdrang, habe ich gewiß ihrem Sohne geliehen und auch verloren. Eigennuß war nie mein Fehler, und je reicher ich war, je mehr verwendete ich im Wohltun an Hilfsbedürftige, wurde betrogen und vergaß mich oft selbst dergestalt, daß ich Mangel litt.

In diesem Wohlstande, in dieser glänzenden Lage und Aussicht in meinem vierundzwanzigsten Lebensjahre zeigte mir nun das Schicksal abermals seine Lücke. Mein Glück in Rußland mißfiel dem großen Friedrich, der mir nunmehr in allen Winkeln der Erde nachspähte und dem mein Betragen in Moskau für sein Interesse verdächtig<sup>1)</sup> schien.

Folgender Streich widerfuhr mir, den ich umständlich vortrage, weil er im ganzen Reiche und bei allen auswärtigen Ministern öffentlich bekannt wurde und damals viel Aufsehen bei Hofe machte.

Lord Hyndford bat mich einst, ich möchte ihm den Riß von Kronstadt schön zeichnen und in Ordnung bringen. Er gab mir dazu den gestochenen Grundriß und drei andere gezeichnete von Kauffahrteiz-, Kriegsschiffen und abgetakelten oder sogenannten Mittelhafen, mit Benennung eines jeden Schiffes.

Dies geschah ohne allen Verdacht noch Gefahr, weil der Hafen von Kronstadt kein Geheimniß ist, und seine gravierte

1) In der Gesellschaft der beiden Bestuscheff nicht ohne Grund, denn gerade diese bewogen Elisabeth hauptsächlich zum Anschluß an Osterreich.



Zeichnung in allen Läden zu Petersburg öffentlich verkauft wird, auch weil England Rußlands genauester Alliirter war. L. Hyndford sitzt eben bei der Betrachtung meiner Arbeit, als Herr von Funk<sup>1)</sup>, der sächsische Gesandte, sein Hausfreund, zu ihm eintritt; er zeigt ihm meine Zeichnung, Funk ersucht ihn, ihm die Kopierung zu erlauben, die er persönlich verrichten wolle. Hyndford gibt ihm meinen Plan, welcher mit meinem Namen bezeichnet war.

Funk trägt ihn nach Hause, und da er etliche Tage nachher mit der Kopierung beschäftigt ist, kommt Herr von Goltz, der preussische Minister, der unweit seines Hauses wohnte und öfters freundschaftliche Besuche abstattete, zu ihm. Funk trägt kein Bedenken, zeigt ihm meine Arbeit, und beide bedauern, daß der König einen brauchbaren Mann an mir verloren habe.

Nun bittet Goltz den Funk, er möchte ihm erlauben, diesen Riß auf ein paar Tage nach Hause zu nehmen, um den seinigen nach diesem auszubessern.

Funk, der in sich selbst der edelste Menschenfreund, der rechtschaffenste Mann war und nichts Böses vermutete, der mich zugleich brüderlich liebte und auch in allen möglichen Fällen meine Gesellschaft suchte, gab ihn ohne Bedenken her.

Raum hatte ihn Goltz in der Tasche, so fuhr er zum Kanzler, dessen Schwäche er kannte, und gab vor, die Hauptabsicht seines Vortrags sei, ihn zu überzeugen, daß ein Mensch, der einmal seinem Vaterland, seinem König untreu war, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte, auch sicher für seinen Eigennutz einen jeden Monarchen betrügen werde, der ihm etwas

1) Über Funk, der lange Jahre sächsischer Gesandter in Petersburg war, schreibt Vohse in: „Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen“, 7. Bd., S. 149: „Unmittelbar vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges war ein Herr von Funk sächsischer Gesandter, über den Williams, damals Gesandter am russischen Hof berichtet: Er dient treulich seinem Hof, hat aber seit neun Vierteljahren keinen Gehalt empfangen und ist deshalb in großer Not.“

vertraue. Nun rückte er näher auf sein Ziel zu: er sprach von der allgemeinen Achtung, vom unbegrenzten Zutritt, den ich binnen wenig Monaten im ganzen Reiche dadurch erhalten hätte, weil ich als Kind und Hausfreund des Bestuscheffschen Kabinetts angesehen würde.

Endlich, da er mich in allem verteidigte, suchte er ihn durch Eifersucht in Empörung zu bringen und erzählte ihm, daß man überall von meinen geheimen Zusammenkünften mit seiner Gemahlin, sogar im Schloßgarten, ungescheut spräche. Das letztere hatte er ausgekundschaftet, um mir die sichere Falle zu legen.

Er brachte sogar den Herrn von S\*\*\*, des Ministers damaligen Haussekretär in Verdacht des Verständnisses, und kurz gesagt, der Kanzler geriet in Unruhe und Zorn. Gleich zog er meine Zeichnung von Kronstadt aus der Tasche, mit den Worten: „Ew. Exzellenz nähren eine Schlange im Busen! Hier diesen Plan habe ich gegen Bezahlung von zweihundert Dukaten vom Trenck aus Dero Kabinett kopiert erhalten.“ Der böse Mann wußte, daß ich zuweilen mit dem Oberstleutnant Ottinger im Kabinett arbeitete, welcher den Bau und die Reparation aller russischen Festungen über sich hatte. — Der Minister sah, erstaunte und geriet in Wut. Gleich rückte Herr von Goltz näher zum Zwecke. Er vermehrte den Verdacht gegen mich, weil Graf Bernes, der österreichische Botschafter, mich gewiß nicht ohne Absichten für seinen Hof so besonders protegiere und schätze. — Der Minister sprach sogleich von Prozeß und Knutpeitsche. Goltz erwiderte, ich hätte zu viel große Freunde, man würde mich sicher losbitten, und dann wäre das Übel ärger. Es wurde also beschlossen, mich heimlich aufzuheben und mit aller möglichen Vorsicht nach Sibirien zu schicken.

Nun schwebte ein Wetter über meinem unschuldigen Kopf, da ich in der stolzesten Ruhe und Zufriedenheit ein glänzendes

sicheres Glück erwartete; und nur Gottes gerechte Vorsehung, oder ein ebenso glücklicher Zufall, rettete mich vom Verderben.

Kaum war Golz siegreich aus dem Palaste getreten, ging der aufgebrauchte Kanzler, Zorn und Rache im erbitterten Herzen gegen mich brütend, in das Kabinett seiner Frau, warf ihr mit Erbitterung meinen Umgang vor und erzählte ihr (weil sie ihm dies herauszulocken wußte) die Golzische Denunziation. Sie besaß mehr Scharfsicht als ihr Mann und merkte gleich, daß ein Betrug dahinterstecke, weil sie mein Herz kannte, auch besser als jemand wissen konnte, daß ich keine elenden zweihundert Dukaten bedurfte.

Der Kanzler war aber nicht zu besänftigen, und meine Arretierung blieb beschloffen.

Gleich schrieb sie mir ein Billet ungefähr folgenden Inhalts: „Freund, es droht Ihnen ein großes Unglück, schlafen Sie heute nicht zu Hause; bleiben Sie in Sicherheit bei Lord Hyndford bis zu näherer Aufklärung.“

Herr von S\*\*\*, ihr Sekretär und Vertrauter (eben der, welcher unlängst russischer Gesandter in Regensburg war), hatte den Auftrag, mich aufzusuchen. Er fand mich nach dem Mittagessen bei dem englischen Gesandten. Man rief mich heraus. Ich las, erschrak über den Inhalt und zeigte ihn dem Lord Hyndford. Mein Herz, mein Betragen war vorwurfsfrei; wir vermuteten also eine Verrätereie meines Verständnisses mit der Kanzlerin, eine Wirkung der Eifersucht, und Mylord befahl mir, in seinem Hotel zu meiner Sicherheit zu bleiben, bis sich das Rätsel entwickle.

Wir stellten Kundschafter in der Nacht bei meiner Wohnung auf. Nach Mitternacht wurde nach mir gefragt, und der Polizeimeister visitierte wirklich das Haus.

Gegen zehn Uhr früh fuhr Lord Hyndford zum Kanzler, um Kundschaft einzuziehen. Kaum war er eingetreten, als ihn

derselbe schon mit Vorwürfen überhäufte, daß er ihm einen Verräther in das Haus geführt habe. „Was hat er getan?“ war die Frage. — „Er hat dem preussischen Minister einen geheimen Plan von Kronstadt aus meiner Kanzlei treulos kopiert und ihm denselben für zweihundert Dukaten zugesteckt.“

Hyndford erstaunte, er kannte meine ganze Seele. Er selbst hatte von mir an Geld und Schmuck über achttausend Dukaten Wert in Verwahrung. Er wußte, daß ich das Geld nicht achtete, kannte auch die Quelle, aus welcher ich nach Gefallen schöpfen konnte.

Nun fragte er: „Haben Ew. Exzellenz diese Zeichnung des Trenck wirklich gesehen?“ — „Ja, Herr von Goltz hat sie mir vorgezeigt.“ — „Ich möchte sie auch sehen, ich kenne des Trenck Arbeit. Ich bin Bürge für ihn, daß er kein Schelm sein kann.“ — „Hier steckt eine Intrige verborgen.“ — „Ich bitte, lassen Sie den Herrn von Goltz mit seinem Kronstädter Risse hierher rufen. Der Trenck ist in meinem Hause — ich schütze ihn nicht, wenn er ein Betrüger ist. Gleich soll er hier erscheinen.“

Der Kanzler schrieb an Herrn von Goltz ein Billet, er möchte ihn gleich besuchen, auch die bewußte Zeichnung mitbringen. Goltz roch den Braten und wußte als ein schlauer Fuchs vermutlich schon, daß der Polizeimeister mich nicht erhascht hatte und ich in Sicherheit war. Er erschien also nicht und brachte Entschuldigungen vor. Indessen trat ich in das Zimmer.

Hyndford fuhr mich mit britishem Troße an und fragte: „Trenck, sind Sie ein Betrüger, so verdienen Sie meinen Schutz nicht! Sie sind hier ein Staatsgefangener! Haben Sie dem Herrn von Goltz den Riß von Kronstadt verkauft?“ — Man urteile, was ich hierauf antwortete. — Hyndford fing an, sich aufzuklären, nachdem ihm der Kanzler den ganzen Goltzschen Vortrag mit kaltem Blute erzählt hatte. Man ließ mich abtreten und den Herrn von Funk rufen. Beim Eintreten in das Zimmer fragte Hyndford: „Freund, wo haben Sie

meinen Riß von Kronstadt, den mir der Trenck kopiert hat?" — Funk stammelte: „Ich will ihn gleich holen.“ — „Auf Ehre, ist er bei Ihnen zu Hause?" — „Nein, Mylord, ich habe ihn dem Herrn von Goltz auf etliche Tage zur Kopierung geliehen.“

Hyndford bebte vor Neugierde der Entwicklung entgegen, erkannte sogleich den gespielten Streich und erzählte dem Kanzler den Vorgang, daß nämlich dieser Plan ihm zugehöre und er ihn dem Herrn von Funk geliehen habe. Er verlangte einen Vertrauten aus der Staatskanzlei mit. — Der Kanzler befahl den ersten Sekretär: mit diesem, mit Herrn von Funk und dem holländischen Gesandten Herrn von Schwart<sup>1)</sup>, der eben durch Zufall dazu kam, um den Kanzler zu sprechen, fuhren sie zum Herrn von Goltz. Bei dem Eintritt in sein Zimmer forderte Funk den Riß von Kronstadt zurück. Goltz brachte ihn hervor, und Funk stellte ihn dem Lord Hyndford zurück.

Nun sagten der Staatssekretär und Hyndford zugleich: „Wir bitten, uns auch den Riß von Kronstadt zu zeigen, welchen der Trenck Ihnen verkauft hat.“ — Hier war seine Bestürzung unbegrenzt. Hyndford drang auf kategorische Erklärung mit britischem Troste für die Ehre des Trenck, den er für einen ehrlichen Mann halte. — Hierauf sagte Herr von Goltz: „Ich habe Befehl von meinem König, zu verhindern, daß der Trenck sein Glück in Rußland mache, und habe die Pflicht eines Ministers erfüllen wollen.“

Hyndford spie vor seine Füße auf die Erde und sagte ihm mehr, als ich hierher zu schreiben wage. Und mit dieser Nachricht kamen die vier Herren zum Kanzler zurück. Ich wurde vorgerufen — alle wünschten mir Glück, umarmten mich und entdeckten mir das Rätsel. Der Kanzler selbst versprach mir Belohnung, mit dem schärfsten Befehl, den Gesandten nicht

1) Von Schwart, auch Swart geschrieben, war nach der Depesche Reichachs (Haag, vom 27. Juni 1760) im Wiener Staatsarchiv bis 1760 holländischer Gesandter in Rußland.

zu beleidigen, weil ich im ersten Feuer des Schmerzes, der gerechtesten Rache und der öffentlich siegenden Tugend drohte, dem Herr von Goltz, auch vor dem Altare, den Hals zu brechen.

Ich wurde besänftigt und speiste zu Mittag bei dem Kanzler. Mein Blut blieb empört — er tat alles, um mich aufzumuntern. Seine Gemahlin stellte sich gleichgültig, fragte mich aber, ob viele Preußen so zu handeln gewohnt wären, wie Herr von Goltz? Funk und Schwart waren mit bei der Tafel. Jedermann wünschte mir Glück zum Siege; aber noch wußte niemand den Zufall, welcher mich vom Jähzorne und von der ungehörten Verdammung des voreiligen Kanzlers gerettet hatte. Diese Ketterin saß am Tische und durfte sich nichts merken lassen. Am folgenden Tage schickte mir der Kanzler ein Geschenk von zweitausend Rubeln in das Haus, mit dem Befehl, mich bei der Monarchin zu bedanken, welche mir dieses Pfaster für die unschuldig erlittene Verfolgung als ein Zeichen ihrer besonderen Gnade schickte.

Dies geschah einige Tage nachher; das Geld achtete ich zu der Zeit nicht, aber die liebevollste Monarchin der Welt machte mir durch ihre bezaubernde Menschenliebe alles vergessen<sup>1)</sup>. Die Geschichte wurde in ganz Moskau kund, und Herr von Goltz erschien weder in Gesellschaft, noch bei Hofe. Die Kanzlerin beschimpfte ihn persönlich auf eine Art, die ich hier aus Bescheidenheit nicht mittheilen will. Graf Bernes, der schlaue Piemontese, versicherte mir Rache, ohne daß ich mich darum bekümmern dürfte.

1) Das Lob Trenck's ist verdächtig, es scheint fast, als ob er eine geheime diplomatische Mission für Oesterreich in Rußland auszuführen hatte, dafür spricht auch sein Verkehr mit Bernes und sein eigenes Geständnis im folgenden. Die Depeschen Bernes' im österreichischen Staatsarchiv aus dem Jahre 1749 und 1750 erwähnen Trenck allerdings nicht, doch bestätigen sie manche Details von Trenck's Aussagen, so z. B. die üble Ausführung des Sohnes der Bestuscheff, vgl. S. 140.

Und — was weiter vorgegangen ist, weiß ich nicht; Goltz ist seit dieser Zeit wenig in Gesellschaft erschienen. Nach meiner Entfernung aus Rußland wurde er krank und starb an der Auszehrung. Requiescat in pace!

Sicher aber ist dieser böse Mann schuld an allen meinen in der Folge noch erlebten Unglücksfällen gewesen. Ich wäre in Rußland einer der ersten Männer im Staatsgebäude geworden. Bestuscheff selbst wäre gewiß nicht in das Unglück geraten, welches ihm und seiner Familie einige Jahre nach dieser Begebenheit begegnete. Ich selbst hätte gewiß niemals das dem Trenck'schen Namen so gefährliche, so fatale Wien wiedergesehen; durch Vermittlungen des Petersburger Hofes würde ich auch meine in der Folge ererbten großen slavonischen Güter gewiß nicht verloren haben. Ich hätte angenehme, ruhmvolle Tage anstatt der Wiener Verachtung und Verfolgung durchlebt; auch gewiß nicht zehn Jahre im Magdeburger Kerker geschmachtet, viel weniger gegenwärtig um das tägliche Brot in Zwerbach auf meinem einzigen von der Raubsucht geretteten Dorfe Gedichte und Lebensgeschichte schreiben, ein invalider Major heißen, noch einen armseligen, verachteten Schulmeister für meine acht Kinder abgeben müssen.

Aufgebracht über den Goltz'schen Streich hätte ich aber damals mein Vaterland in eine Wüstenei verwandelt, falls die Gelegenheit sich zum Willen gefügt hätte. Ich leugne auch gar nicht, daß ich von diesem Augenblick an in Rußland alles mögliche tat, um die Absichten des kaiserlichen Gesandten Grafen Bernes zu befördern, welcher mein einmal angefachtes Feuer zu ernähren und mich zu brauchen wußte.

Raum fing ich an, laut Unterricht, tiefer in die Geheimnisse einzusehen, so entdeckte ich bald alle Faktionen am Hofe und daß Bestuscheff und Appraxin schon wirklich im preussischen Solde dienten, um der österreichischen Partei die Wage zu halten.

Die Kanzlerin selbst, welche seit dem Goltzischen Streiche weit vorsichtiger mit mir umgehen mußte, sah als ein schlaues Weib alle Kunstgriffe ein, in welche ihr Mann verwickelt war. Meine Begebenheit riß sie ganz von der alten Partei. Sie liebte mich mit Herz und Seele, entdeckte mir alle Geheimnisse ohne Rückhalt noch Mißtrauen und blieb bis zu ihrem Unglück, welches während meines Magdeburger Gefängnisses im Jahre 1756 erfolgte, immer meine beste Freundin und Korrespondentin. Hier steckt also der Schlüssel verborgen, wodurch ich alles, was bis zum Jahre 1754 und 1756 gegen Preußen geschmiedet wurde, besser wußte, auch wissen konnte, als viele Minister der interessirten Höfe.

Rußland hätte ich nie verlassen sollen. Dieses war der Hauptfehler aller meiner Unternehmungen, den ich noch gegenwärtig bereue. Dort habe ich in einem Jahre mehr gelernt, mehr Freudentage und Ehre genossen, als in meinem übrigen ganzen Leben.

Ich habe auch allezeit mehr verrichten können als andere junge Leute, weil ich niemals länger als vier bis fünf Stunden schlief. Noch jetzt ist dieses meine Gewohnheit. Wenn ich mich nun auch einen Theil des Tages meinem Vergnügen und dem Hofleben überließ, so blieb mir noch Zeit genug zur Kopfarbeit, zum Umgange mit gelehrten Männern übrig. So war Hyndford in Rußland mein Lehrer in Staats-, Welt- und Menschenkenntnis, Boerhave<sup>1)</sup> hingegen, der damalige Hofleibmedikus, mein Busenfreund, in physischen und gelehrten Untersuchungen; und die Frauen bildeten meine persönlichen Eigenschaften für die Ränke des witzigen Hoflebens, welches ich aber als Weltweiser allezeit floh und verachtete. In des Kanzlers Betragen fand ich viel Veränderung seit dem letzten

1) Abraham Kaw Boerhave, der Nefte des berühmten Boerhave, gleichfalls ein berühmter Arzt, 1715 geb., Prof. der Medizin in St. Petersburg, wo er 1753 starb.



Vorfalle. Seine Blicke verrieten Aufmerksamkeit auf meine Worte und mein ganzes Benehmen. Er schien mir mißtrauisch und rachgierig; seine Frau beobachtete eben das, und es war Zeit, andere Pläne zu machen. Ich fing wirklich an, eine künstliche, aber zugleich höchst gefährliche Rolle zu spielen, als auf einmal ein ganz neuer Auftritt in meiner Komödie hervorbrach und der Vorhang zu meinem Trauerspiele aufgezogen wurde.

Mein Better, der bekannte Pandurenkommandant, war den 4. Oktober 1749 in seinem Arreste auf dem Spielberge in Brünn gestorben und hatte mich mit dem Bedingen zum Universalerben eingesetzt, daß ich keinem anderen Herrn als dem Hause Oesterreich dienen sollte.

Graf Bernes erhielt die Zitation zur Antretung der Erbschaft erst im März 1750<sup>1)</sup>. Ich wollte von Wien nichts wissen. Das abscheuliche Beispiel eben dieses meines Betters, dessen Prozeßquelle und rechtschaffenen geleisteten Dienste niemand besser als mir bekannt waren, weil ich Augenzeuge seines Schicksals war, schreckte mich. Graf Bernes stellte mir aber vor, daß das Vermögen meines Erblassers weit über eine Million betrage, daß die Monarchin mir durch seine Rekommandation und Unterstützung gewiß Gerechtigkeit werde widerfahren lassen und daß ich für meine Person ja keine Feinde in Wien hätte. Besser sei es allezeit, eine Million eigenes Vermögen in Ungarn zu besitzen, als in Rußland die glänzendste Aussicht zu haben, wo ich bereits so viel Glückswechsel gesehen und die Wirkungen der Familienkabaln kenne. Kurz gesagt, er schilderte mir Rußland gefährlich und Wien als meinen nunmehr gesicherten Hafen, versprach mir seinen wirksamsten Beistand, weil sein Gesandtschaftsposten ohnedies in eben dem Jahre zu Ende lief, und fügte hinzu, wenn ich einmal reich wäre, dann könnte ich ja Rußland, Agypten oder die Schweiz zum Wohn-

1) In den Depeschen Bernes' im österreichischen Staatsarchiv ist nichts davon zu finden.

pläze wählen: überdies könne mich ja auch der König von Preußen nirgends weniger verfolgen als in Osterreich. In allen übrigen Ländern werde er Gelegenheit finden, mir Fallgruben zu legen, welches ich bereits in Rußland erfahren hätte. „Wie wäre es,“ sagte er, „wenn die Kanzlerin Ihnen vom angebrohten Unglück keine Nachricht hätte geben können? Sie wären als der unschuldigste, rechtschaffenste Mann nach Sibirien geschleppt worden, Sie hätten Ihr Recht nie entdecken noch verteidigen können, und jedermann hätte Sie in Moskau einen Bösewicht, einen Treulosen, einen Verräter geheißten. — Das hat der ehrlichste Mann nicht in London zu fürchten. — Wollen Sie nun noch in Rußland bleiben?“

Hyndford stimmte aus eben dem Tone, versicherte mich in allen Fällen auf ewig seiner Vaterliebe und schilderte mir London als den sichersten Hafen, falls ich in Wien nicht glücklich sein sollte. Als freier Brite sprach er von der Sklaverei, erinnerte mich an Münchs<sup>1)</sup> und Ostermanns<sup>2)</sup> Schicksal, schilderte mir den gegenwärtigen Hof so, wie ich ihn wirklich schon kannte, und fragte, was ich wohl in der That sein, auch vorstellen würde, falls ich das Glück erlangte, dereinst ein General oder Minister in einem solchen Lande zu werden?

Alles dieses machte mich entschließen. Ich wollte aber, da ich ohnedies Geld im Sack hatte, bei Gelegenheit dieser Reise auch Stockholm, Kopenhagen und Holland sehen. Indessen wollte Bernes meine Ankunft in Wien melden und mir einen guten Empfang vorbereiten. Er forderte also meine Entlassung, um meine große Erbschaft anzutreten. Meine Freundin tat alles mögliche, mich zurückzuhalten, gab aber vernünftig meinen Beweggründen nach. Ich riß mich sozusagen gewaltsam

1) Russischer General (1683—1767), von Elisabeth 1741 nach Sibirien geschickt.

2) Graf Andr. Ostermann (1704—1774), ebenfalls von Elisabeth nach Sibirien verbannt.

aus ihren Armen los und versprach auf Ehre, nach Petersburg als Gast zurückzukommen, sobald ich meine Wiener Geschäfte in Ordnung gebracht hätte. Sie machte schon den Plan, daß ich durch ihre Anstalten bei einer russischen Gesandtschaft gebraucht werden sollte, wo ich meinem Hofe die wirksamsten Dienste leisten könnte. Wir schieden in dieser Hoffnung schwermütig. Sie schenkte mir ihr Porträt und eine Tabatiere, mit Brillanten besetzt, welches erstere mir drei Jahre nachher von dem österreichischen Residenten Abramson bei meiner Arretierung in Danzig von der Brust gerissen wurde, wie ich erzählen werde. Der Kanzler umarmte mich als Freund, als ich mich beurlaubte; sogar Appraxin weinte und hielt mich im Arme fest, als ich Abschied von ihm nahm, weisagte mir auch dabei, es würde mir nirgend so gut gehen als in Rußland, wo ich so viele und so mächtige Freunde hätte. Ich würde diesen Schritt gewiß bereuen.

Nichts half, — obgleich mein Herz selbst Rußland mit Schwermut verließ, ob ich gleich alles Wiener Unglück ahnte, so folgte ich doch der Leitung des Hyndford und Bernes. Ich reiste von Moskau nach Petersburg, dort erhielt ich durch den Wechsler Baron Wolf einen Brief von der Kanzlerin, der mich beinahe zur Rückkehr veranlaßte. Sie schrieb in einem Tone, der mein ganzes Herz erschütterte, suchte mich von Wien abzuschrecken und schloß mir einen Wechsel von 4000 Rubel zur Reise bei, falls ich meinem Eigensinn folgen und mein sicheres Glück mit dem Rücken ansehen wollte.

Ich hatte an Geld und Schmuck gegen sechsunddreißigtausend Gulden bei mir, folglich schickte ich ihren Wechsel zurück und bat um ihr Andenken, um ihre Gnade und Hilfe für Fälle, wo ich sie etwa noch bedürfen könnte. Ich hielt mich nur wenig Tage in Petersburg auf und reiste zu Lande nach Stockholm.

Empfehlungsschreiben hatte ich von allen Gesandten bei

mir. Ich habe nur noch vergessen zu melden, daß der sächsische Gesandte, Herr von Funk, mein wahrer Freund, untröstlich war, da eigentlich seine Unvorsichtigkeit, meine Zeichnung dem Herrn von Goltz zu vertrauen, mein ganzes Glück in Rußland zerstörte und mich beinahe in das äußerste Elend stürzte. Im Jahre 1772, also zweiundzwanzig Jahre nach dieser Geschichte, traf ich diesen rechtschaffenen Mann noch lebend in Dresden an. Er betrachtete sich als die wirkliche Ursache aller meiner während dieser Zeit noch erlittenen Drangsale und versicherte mir, daß jede Nachricht von meinen überstandenen Martern seine Seele mit Vorwürfen durchbohrt habe. Wir konnten nicht müde werden, vom Vergangenen zu sprechen. Es war mir ein wirkliches Labfal, einen solchen Mann noch in der Welt nach besiegten Stürmen wiederzufinden und alte Freundschaft zu erneuern.

Nun war ich in Stockholm. Dort bedurfte ich keiner Rekommandation. Die Königin<sup>1)</sup> kannte mich noch als Schwester des großen Friedrichs aus Berlin. Ich hatte die Ehre, sie als Braut im Jahre 1743 bis Stettin als Offizier der Garde du Corps zu eskortieren. Ich erzählte ihr mein preussisches und russisches Schicksal ohne Hinterhalt. Sie widerriet mir allen Aufenthalt aus politischen Ursachen in Stockholm und blieb bis zum Tode meine gnädige Frau. Ich aber reiste sogleich weiter nach Kopenhagen, wohin mir Herr von Chaise<sup>2)</sup>, dänischer Gesandter in Moskau, Geschäfte vertraut, auch Empfehlung mitgegeben hatte. Ich blieb etwa vierzehn Tage daselbst und segelte mit einem holländischen Schiffe aus Helsingör nach Amsterdam.

1) Ulrike, siehe früher.

2) Friedrich Heinrich v. Cheze, auch Cheuses geschrieben, war nach den Depeschen Bernes' bis Anfang 1750 in Moskau. Da wäre er also früher daheimgewesen, als Trenck nach Kopenhagen kam.



Ulrike, Königin von Schweden  
 (Schwester der Prinzessin Amalie)



In Kopenhagen genoß ich die Freude, meinen alten echten Freund, den Leutnant von Bach anzutreffen, welcher meine Flucht aus dem Glazer Gefängnisse beförderte, wovon ich in diesem Bande geschrieben habe. Er lebte im Elend und hatte Schulden. Ich verschaffte ihm Protektion durch Erzählung seiner edlen Handlung an mir und schenkte ihm fünfhundert Dukaten; hierdurch hat er sein Glück dergestalt befördert, daß er mir noch im Jahre 1776 schriftlich herzlich dankte und 1779 als Oberst eines Husarenregiments in Dänemark gestorben ist.

Raum war das Schiff, worauf ich mich befand, um nach Holland zu segeln, in der See, so entstand ein Sturm, welcher uns nach Verlust des Besanmastes und Bugspriets, auch einiger Segel, zwang, zwischen den Klippen bei Gothenburg Anker zu werfen, und unsere Rettung war ein besonderes Glück.

Hier lagen wir neun Tage, ehe wir in die offene See segeln konnten. Ich fand in dieser Zeit den angenehmsten Zeitvertreib für mich, nahm täglich zwei meiner Bedienten mit mir und fuhr mit der Schaluppe des Schiffs von einer Klippe zur andern, fing Seekrebse und Kabeljau, stach Rochen, schoß Enten und brachte alle Abende Provision, auch Schafmilch, von den armen Bewohnern dieser öden Felsen für das Schiffsvolk.

Es war eine Hungersnot unter ihnen. Mein Schiffer hatte Korn geladen. Ich kaufte von ihm für etliche hundert holländische Gulden, teilte überall aus, wo ich herumfuhr, und gab einem Priester, der selbst kein Brot hatte, und dessen Pfarre ihm nach unserem Gelde nicht hundertundfünfzig Gulden eintrug, hundert Gulden für seine elende Gemeinde.

Hier genoß ich wirklich die echte, die reinste Wollust im Wohltun, ließ viel Geld daselbst zurück, welches ich in Rußland so leicht, so angenehm gesammelt hatte, und wäre vielleicht arm geworden, wenn wir länger dort verweilt hätten.

Tausend Segen wurden mir von diesem gutartigen Volke nachgewünscht, und lange hat man in Gothenburg von dem Treuck gesprochen, welchen der Sturm an die armen schwedischen Küsten trieb.

Beinahe hätte ich aber bei dieser Beschäftigung mein Leben verloren. Ich hatte Getreide an eine bewohnte Klippe gebracht, im Zurückfahren entstand ein Wind, der mich, weil ich das Steuer nicht gut zu führen wußte, gerade nach der offenen See hinaustrieb. Das Schiff war unmöglich zu erreichen. Ich wollte lavieren. Mein Bedienter war mit dem Segelumschlagen zu langsam, der Wind legte sich drein und überschlug die Schaluppe.

Nun kam es mir abermals zustatten, daß mich mein Vater in der Jugend hatte schwimmen lehren lassen. Mein treuer Bedienter half mir eine Steinklippe erreichen, und da mich der Wasserwall dieselbe nicht ersteigen ließ und ich bereits müde war, gewann er das Ufer und half mir bei der Hand hinaus. In eben dem Augenblicke waren aber auch schon die guten Leute, welche mir nachgesehen und die Schaluppe umschlagen sahen, mit ihrem Rachen zur Hilfe da.

Ein Kalmücke, ein guter Mensch, den ich aus Rußland mitgenommen hatte, und mein Jäger verloren aber ihr Leben dabei. Den ersteren sah ich selbst versinken, da ich bereits das Ufer gewonnen hatte.

Die guten schwedischen Klippenbewohner führten mich nun an das Schiff und brachten auch die Schaluppe wieder an Bord. Ich wurde etliche Tage seckrank, wir lichteten die Anker und segelten nach dem Texel. Hier sahen wir bereits die Einfahrt, auch die Lotsenschiffe, als sich abermals ein Sturm erhob und unser Schiff bis in den Hafen von Bahus in Norwegen trieb, wo wir unbeschädigt einliefen, tags darauf wieder mit gutem Winde in die See eilten und endlich glücklich in Amsterdam eintrafen.



Hier hielt ich mich nicht lange auf; hatte aber daselbst sogleich am Tage nach meiner Ankunft einen besonderen Zufall, in welchen mich mein Vorwitz verwickelte. Ich sah zu, wie die Harpunierer, welche zum Walfischfange ausfuhren, sich mit ihren Harpunen oder Wurffspießen übten. Die meisten waren berauscht. Einer unter ihnen, namens Hermannus Rogaar, ihr berühmtester Händelmacher, und renommirt im Messerschneiden, trat höhnisch zu mir, spottete über meinen türkischen Säbel, den ich an der Seite trug, und wollte mir endlich einen Nasenstüber geben; ich stieß ihn zurück; der Kerl warf mir die Mütze vor die Füße, zog sein Messer und forderte mich zum Zweikampf heraus; hieß mich einen Apen Röcker und fragte, ob ich ein E, ein Gatge oder ein Krups im Gesicht haben wollte, — das ist — ob ich einen krummen, einen geraden oder einen Kreuzschnitt forderte. Ich war einmal in der edlen Gesellschaft; — hier gab es also kein anderes Mittel, als raufen oder davonlaufen. Der baumstarke ungeheuerere Kerl schimpfte und ward kühner. Ich wandte mich zu den Umstehenden und forderte ein Messer. „Nein, nein!“ rief mein Ausforderer. — „Nimm du nur dein großes Messer, welches du an den Hüften trägst; — ich wette 12 Dukaten, du sollst dennoch deinen Schnitt in die Backen haben.“ — Gleich zog ich vom Leder. — Er ging mir mit seinem Messer zu Leibe. — Mit dem ersten Hiebe flog es aber nebst der Hand auf die Erde, so daß das Blut mir gerade auf den Leib spritzte. Hier erwartete ich mein Ende, denn ich fürchtete, vom Pöbel zerrissen zu werden; erstaunte aber, da alles jauchzte, mir Vivat zurief und mich einen Helden, den Überwinder des unüberwindlichen Hermannus Rogaar hieß. Dieser wegen seiner Stärke und Geschicklichkeit allgemein gefürchtete Kerl ward ausgelacht. — Ein Handelsjude, der ein Zuschauer war, führte mich aus dem Gedränge, und der Pöbel begleitete mich mit Bewunderung bis in meinen Gasthof. Dieser Zweikampf,

welcher mir in Holland Ehre machte, hätte mich anderswo geschändet.

Von Amsterdam reiste ich dann nach dem Haag. Lord Hyndford hatte mich an den britischen Gesandten daselbst, den Lord Holderneß, empfohlen, Bernes an den Baron Reischach<sup>1)</sup>, Herr von Schwart an den Staatsgreffier Fagel<sup>2)</sup>, und vom Kanzler hatte ich ein Schreiben an den Prinzen von Oranien selbst. Ich konnte also nicht anders als mit aller möglichen Distinktion empfangen werden. Hätte ich hier nun meine Vorteile ausgenutzt und wäre mit meinem Gelde, das ich bei mir hatte, nicht nach Wien, sondern mit meinem offenen Kopfe nach Indien gegangen, wie manche männliche Schwermutstränen hätte ich weniger geweint! Und Welch ein sicheres Glück würde ich überall gefunden haben, wo Menschenverstand Geld erwerben kann und wo Redlichkeit und echte Tugend keine Hofkabaln, keinen Eigensinn eines Despoten zu fürchten haben! Ich fand aber zu meinem Unglücke im Haag schon Briefe vom Grafen Bernes, welcher mir den Himmel in Wien versicherte und zugleich die hofkriegsrätliche Zitation zur Erbserklärung dieser wichtigen Verlassenschaft beischloß. Er meldete mir zugleich, der Hof habe ihm auf seine Anfrage und Rekommandation versichert, daß mir aller Schutz, alle Gerechtigkeit in Wien widerfahren würde, riet mir also, meine Ankunft zu beschleunigen, weil die bisherige Administration der Trenckschen Güter mir gewiß wenig Nutzen verschaffen würde.

Ich folgte dem Rate, eilte nach Wien, und seit diesem Augenblicke hatten alle Freuden meines Lebens ein Ende. Ich geriet in ein Labyrinth von Prozessen, in die Gewalt böser Menschen, und alle möglichen Drangsale schlugen über meinem Kopf zusammen, welche allein ein Buch erforderten, um

1) Freiherr Judas Thadd. v. Reischach, österreichischer Gesandter im Haag (geb. 1696, gest. 1782).

2) Vertreter Frankreichs im Haag.

sie der Welt, zur Schande meiner Verfolger, umständlich zu schildern.

Mein Unglück fing schon mit folgender Begebenheit an: Ein gewisser Herr von Schenck suchte im Haag meine Bekanntschaft. Er befand sich in eben dem Gasthose, wo ich eingekehrt war, und bat mich, ihn bis Nürnberg mit mir zu nehmen, von wo er nach Sachsen reisen wollte. Ich nahm ihn umsonst mit. Da ich aber in Hanau frühmorgens aus dem Bette aufstand, um weiter zu reisen, war meine Uhr, mit Brillanten besetzt, ein Ring im Werte von zweitausend Rubel, eine Tabaksdose mit dem Porträt meiner ersten Freundin in Moskau und mein Beutel mit ungefähr achtzig Dukaten vom Tische an meinem Bette gestohlen, und Herr von Schenck war unsichtbar. Nichts schmerzte mich als die Tabatiere; Geldverlust habe ich nie geachtet. Der Schelm, dem ich nichts als Gutes erzeigt, war nicht mehr zu erhaschen. Ein Glück war es noch, daß meine Schatulle mit meiner ganzen Habseligkeit im Koffer eingeschlossen war. In dieser waren meine Wechsel vom Baron Wolf in Petersburg und noch ein Vorrat von barem Gelde. Ich setzte meine Reise nunmehr ohne Gesellschaft fort und kam nach Wien, weiß mich aber nicht zu erinnern, in welchem Monate es eigentlich geschah.

Schwerer ist gewiß dem ehrlichen Manne nichts in der Welt, als wenn er Wahrheiten im Vortrage einer Lebensgeschichte so ver mummen muß, daß sie wirklich sibyllinischen Rätseln gleichen. Dieses trifft besonders die Erzählung meiner Wiener Begebenheiten.

Der ehemalige Pandurenchef Franz Freiherr von der Trenck starb auf dem Spielberge im Jahre 1749 den 4. Oktober im Arrest.

Irrig glaubte man in Wien, daß sein Vermögen bei dem Urtheile, welches ihn auf den Spielberg schickte, konfisziert wurde. Nein, er hatte kein Staatsverbrechen begangen, war

auch keines beschuldigt, noch weniger überwiesen. Die Sentenz sagt: — seine Güter und sein Vermögen sollten unter der Administration des von ihm selbst gewählten Hofrats von Kempf und Barons Pejachevich <sup>1)</sup>, seines Freundes verbleiben; ihm aber alle Jahre die Rechnung seines Beamten zugeschickt werden. Er war und blieb also bis zum Tode Herr, über sein Vermögen zu disponieren. Da er aber am Ende seines Lebens, als er den Tod erwartete, seinen Advokaten, den Doktor Berger zu sich nach Brünn aus Wien berief, daß er durch denselben die Monarchin bitten ließ, sie möchte befehlen, daß ihm der Spielberger Kommandant alle Zeugen und erforderliche Solemnitäten zuließe, um ein gültiges Testament zu errichten, dieses heißt eben nicht um die Erlaubnis zu testieren, bei Hofe bitten. In allen Fällen ist hier auch ein Einwurf zu machen, denn Ihre Majestät die Kaiserin gab ausdrücklichen Befehl, daß man dem Trenck alle Freiheit, sein Testament zu errichten, zu lassen sollte. Sie erlaubte sogar, daß er nach Gefallen für bessere Verpflegung in seiner Krankheit sich zu den Kapuzinern transportieren lassen dürfe. Dies war ja schon so gut als Freiheit, die er aber nicht annahm. Es war also gar nicht die Frage, ob er ein Testament machen könne; sondern sein Advokat hatte nur den Auftrag, die Monarchin zu bitten, sie möchte das, was er nach ungarischen Rechten bei Erkaufung der Herrschaften Belika und Mustár versäumt, weil er bis dahin keinen landüblichen Consensus Regium dazu genommen hatte, durch ihre Gnade supplieren; weil seinem Erben quoad perennalitatem Hindernisse in den Weg gelegt werden könnten. Eben dieses erfolgte für den Supplikanten durch den Befehl an den Spielberger Kommandanten.

Übrigens liegt das kaiserliche Handbillet noch gegenwärtig bei den Akten des *Judicii Trenckiani delegati* und lautet: Man soll des Trencks letzten Willen auf das allergenaueste

1) Graf Johann Jos. Pejachevich, seit 1772 Graf.

pünktlich vollziehen, die Abhandlung beschleunigen und den Erben in allen seinen Rechten schützen.

Es war demnach niemals die Rede von Konfiskation, noch de facultate testandi. Nun will ich aber auch zeigen, wodurch mir diese wichtige Erbschaft dergestalt entrisen wurde, daß ich nicht nur keinen Groschen vom Trenck erbte, sondern noch über 60000 fl. von meinen eigenen bonis avitis für seine Legata und Stiftungen aus meinem Beutel habe bar bezahlen müssen. Es wird also, wenn dieses Buch einmal allgemein bekannt wird, nicht mehr in Wien ohne Grund geschwaßt werden, daß ich durch allerhöchste Gnade von dem auf dem Spielberge gestorbenen Trenck 76000 fl. geerbt habe, und daß meine gegenwärtige Herrschaft Zwerbach, die ich von allen Reichthümern noch besitze, ein Trenckisch Fideikommißgut sei; dieses will ich hier gründlich und wahrhaft erklären, nämlich: Der Vater dieses auf dem Spielberge verstorbenen Trenck hatte im Jahre 1743, da er als Kommandant und Oberst zu Leitschau in Ungarn starb, als ungarischer Kavaliere und Güterbesitzer ein solennes Testament errichtet, in welchem er mich als seines Bruders Sohn seinem eigenen Sohne substituierete, falls dieser ohne männliche Erben sterben sollte.

Dieses Testament war vom Domkapitel zu Zips verfertigt, von sieben Kapitularen unterschrieben und vom Palatin Grafen Palfy ratifiziert, folglich ohne Widerspruch gültig.

Der alte Trenck starb zu Leitschau 1743. . Sein Sohn war damals Pandurenoberst im bairischen Kriege. Das Zipser Kapitel schickte dieses Testament an den kaiserl. Hofkriegsrath nach Wien ad exequendum. Dieser übergab dem Sohne die Verlassenschaft simpliziter, ohne für die Sicherheit des Substituiereten den rechtlichen Curator anzustellen. Durch dieses Versehen konnte aber meinem Substitutionsrechte gar nichts präjudiziert noch vergeben werden. Der Trenck übernahm die Erbschaft seines Vaters; hat auch niemals gegen

diese klare Substitution protestiert. — Er starb im Jahre 1749 wirklich ohne Kinder; folglich konnte er auch nie in praejudicium meines per substitutionem erlangten Rechtes über sein väterliches Vermögen disponieren noch testieren und klausulieren. Ich war allezeit haeres ab intestato; ja sogar in casu confiscationis hätte ich die Güter seines Vaters niemals verlieren können. Diese in Rechten gegründete Wahrheit wird gewiß kein Richter zernichten noch widerlegen.

Mein Spielberger Testator wußte alles nur gar zu wohl. Dieser in sich selbst böse Mann wollte nicht länger im Gefängnisse leben; er wollte auch nicht um Gnade bitten, wodurch er, wie landkundig ist, sogleich seine Freiheit hätte erhalten können. Er war keineswegs als überführter Übeltäter auf den Spielberg verurteilt. Seine mächtigen Feinde fürchteten seine Rache mit Recht; er hatte schon im Arrest zu Wien gedroht; sie fanden aber Mittel, ihm den Willen zu fesseln. — Deshalb allein war er das Opfer ihrer Kunstgriffe bei Hofe. Sein Prozeß hatte schon viel gekostet; sein Geiz, seine einmal verlorene Hoffnung, den Schaden zu ersetzen oder noch reicher zu werden, erniedrigte seine raubbegierige Seele bis zur Verzweiflung. Seine Ruhmbegierde war unbegrenzt und diese konnte nicht besser befriedigt werden, als wenn der Pandur als ein Heiliger starb und nach dem Tode Mirakel machte. Dies war wirklich sein Entwurf, denn er war einer der ärgsten Atheisten; glaubte an nichts nach dem Tode aus Überzeugung und gestattete sich alles, weil er ein böses Herz im Busen nährte. — Hierzu kam noch dieses: Er wußte, daß ich nach seinem Tode sogleich die Verlassenheit seines Vaters fordern, auch gewiß erhalten würde. Dieser hatte bereits im Jahre 1723 die Herrschaft Prestowacz und Pleternica in Slavonien von seinen aus Preußen erhaltenen Familiengeldern erkaufte. Und noch bei seinem Leben kaufte der Sohn mit 40000 fl. von des Vaters Kapitalien die Herrschaft Pakrac. Diese drei Herrschaften waren also



*Franz Freiherr von der Trenk  
k. k. Obrister, Partheigängers und ersten  
Anführers der sogenannten Panduren.  
Geboren im Jahr 1714 zu Calabria in Sicilien.*





Güter, die auf mich direkt devolviert waren, und worüber er so wenig, als über die übrigen ererbten Gelder, Mobilien und Häuser seines Vaters testieren noch klausulieren konnte.

Alles Vermögen, das er selbst erworben hatte, stand in Administration, aber 100000 fl. waren schon für den Prozeß verloren gegangen, und 63 Prozesse und Forderungen waren noch wirklich gegen ihn bei Gericht anhängig. Nun wollte er auch gerne für 80000 fl. Legata machen. Wenn ich also nach Wien gekommen wäre, und meine bona avita von seinem Vermögen weggenommen, mich aber um die anhängigen 63 Prozesse gegen seine Masse nicht angenommen hätte, so sah er wohl voraus, daß für seine Legatarien gar nichts übrig bleiben würde. Er errichtete demnach ein doloses Testament, um mich noch nach seinem Tode unglücklich zu machen; deshalb ernannte er mich allein zum Universalerben, machte gar keine Erwähnung von seines Vaters Testament, welches ihm die Hände gebunden hätte, verordnete gegen 80000 fl. Legata und Stiftungen, und suchte sowohl durch die vermäntelte Art seines Todes, als besonders durch folgende Bedingungen die Monarchin zur Protektion seines Testaments zu bewegen; daß ich

1. die katholische Religion annehmen,
2. keinem anderen Herrn als dem Hause Oesterreich dienen sollte, und
3. machte er seine ganze Verlassenschaft, ohne das väterliche Vermögen auszunehmen, zum Fideikommiß.

Eben hieraus erwuchs mein ganzes Unglück, und dieses war seine wahre Absicht, denn noch kurz vor seinem Tode sagte er zum Kommandanten Baron Kottulinsky<sup>1)</sup>: — „Jetzt sterbe ich mit der Freude, daß ich meinen Vetter noch nach meinem Tode schikanieren und unglücklich machen kann.“ —

Sein in Wien für miraculös geglaubter Tod erfolgte auf

1) Wahrscheinlich Graf Franz Karl Kottulinsky aus einem bekannten österreichischen Soldatengeschlecht.

folgende Art, wodurch er besonders viele Kurzsichtige, die ihn wirklich heilig glaubten, ganz für seine Absichten lenkte.

Drei Tage vor seinem Tode, da er vollkommen gesund war, ließ er dem Kommandanten sagen, er wolle seinen Beichtvater nach Wien schicken, denn der heilige Franziskus habe ihm geoffenbart, er würde ihn an seinem Namenstage um zwölf Uhr in die selige Ewigkeit abholen. Man schickte ihm den Kapuziner, den er nach Wien abfertigte, und lachte mit den übrigen. Am Tage nach des Beichtvaters Abreise sagte er: „Gottlob! nun ist meine Reise auch gewiß. Mein Beichtvater ist tot und mir bereits erschienen.“ Dieses bestätigte sich am folgenden Tage wirklich. Der Pfaffe war gestorben. Nun ließ er die Offiziere der Brünnner Garnison zusammenkommen, sich als Kapuziner tonsurieren, auch in die Kutte einkleiden, hielt seine öffentliche Beichte und dann eine stundenlange Predigt, worin er alles zum heiligwerden aufmunterte und den größten aufrichtigen Büsser spielte. Dann umarmte er sie alle, sprach lächelnd von der Nichtigkeit der Erdengüter, nahm Abschied und kniete nieder zum Gebet, schloß ruhig, stand auf, kniete, betete wieder, nahm um elf Uhr Mittags am 4. Oktober die Uhr in die Hand und sagte: „Gottlob! die letzte Stunde naht.“ Jedermann lachte über dieses Gaukelspiel eines Mannes seiner Art; man bemerkte aber, daß sein Gesicht auf der linken Seite weiß wurde. Hier setzte er sich nun an den Tisch mit aufgelehntem Arm, betete, blieb aber ganz still mit geschlossenen Augen. Es schlug zwölf Uhr; er bewegte sich nicht; man redete ihn an, und er war wirklich tot.

Nun erscholl das ganze Land von dem Mirakel: Der heilige Franziskus habe den Panduren Trenck in den Himmel geholt.

Die Auflösung des Rätsels und Mirakels ist aber eigentlich diese und mir allein gründlich bekannt.

Er besaß das Geheimniß der sogenannten Aqua Tofana

und hatte beschlossen, nicht länger zu leben. Seinem Beichtvater, den er nach Wien schickte, hatte er alle Geheimnisse vertraut, und ihm viele Kleinodien und Wechselbriefe mitgegeben, die er auf die Seite geschafft wissen wollte. Ich weiß positiv, daß er einem gewissen großen Prinzen damals seine Wechsel pr. 200000 fl. zurückgeschickt und kassiert hat, der mir als rechtmäßigem Erben keinen Groschen wiedergab. Der Beichtvater sollte aber außer Stand gesetzt werden, ihn jemals zu verraten, deshalb nahm er seine Dosis Gift mit auf die Reise und ward bei der Rückkehr tot gefunden. Er selbst hatte eben dieses Gift genommen und wußte daher die Stunde seines Todes. — Nun spielte er seine tragische Rolle als Heiliger, um dereinst dem Florianus oder Crispinus den Rang streitig zu machen. Da er auf Erden nicht mehr der Reichste und Größte werden konnte, wollte er im Grabe angebetet sein. Versichert war er, daß Mirakel bei seinem Grabe erfolgen würden, weil er eine Kapelle erbaut, eine ewige Stiftmesse fundiert und den Kapuzinern 6000 fl. vermacht hatte.

So starb eigentlich dieser ganz besondere Mann im 34. Jahre seines Alters, er, welchem die Natur keine Gabe, kein Talent versagt hatte; der die Geißel der Bayern und der Schrecken der Franzosen war, der mit seinen für verächtlich gehaltenen Panduren sogar gegen 6000 preussische Gefangene geliefert hat. Er lebte als Tyrann und Menschenfeind und starb als ein heiliger Schurke.

So war nun die Lage des trenckischen Testaments, als ich im Jahre 1750 nach Wien kam. Ich erschien nicht, so wie einige Verleumder unlängst in Gesellschaft gesagt haben, als ein Dienst- und brotsuchender Bettler, nein, ich hatte die russischen Dienste verlassen, wo ich glücklich war. Der kaiserliche Gesandte hatte mich überredet, ein sicheres Glück zu verlassen und mein Unglück in Wien zu finden.

Ich brachte von meinem russischen Gelde noch gegen zwan-

zigtausend Gulden bar Geld und in Geschmeide nach Osterreich. Ich habe während der Wiener Prozesse noch gegen fünfzehntausend Gulden aus Berlin, Petersburg und von meiner Familie in Wien erhalten und aufgeopfert; folglich vom Trenck nicht nur nichts geerbt, sondern noch über hundertzwanzigtausend Gulden von meinem eigenen Gelde und seines auf mich devolvierten Vaters-Vermögens verloren und zuge-  
setzt. —

Bei der ersten Audienz konnte die Monarchin nicht gnädiger sein, als sie zu sein schien. Sie sprach von meinem toten Vetter mit gerührter Achtung, versprach mir allen Schutz und Gnade und sagte, daß Graf Bernes mich ihr besonders empfohlen hätte. Das *Judicium delegatum* wurde allein für die Trencksche Verlassenschaftsabhandlung angeordnet. Sobald ich aber den bestimmten Präsidenten und die Räte kennen lernte, sobald ich dreiundsechzig wirklich anhängige Prozesse sah, die ich in Wien ausführen sollte, wo ein ehrlicher Mann eine Lebenszeit bedarf, um nur für einen Recht zu finden, entschloß ich mich, sogleich die ganze Erbschaft abzulehnen, auf das Spielberger Testament zu renuntzieren und nur allein meine *bona avita* zu fordern.

Zu dem Ende begehrte ich *copiam vidematam* von dem Leitschauisch-Altrenckschen Testamente. Ich erhielt sie. Hiermit erschien ich vor Gericht in Person, erklärte, daß ich vom Franz Trenck nichts verlange, keine Prozesse noch Legate von ihm übernehmen wolle und allein das Vermögen seines Vaters, laut produziertem legalem Testament, von der Masse im voraus fordere, welches die drei Herrschaften Patrac, Prestowacz und Pleternica, ohne die Kapitalien und Mobilien, betraf. Nichts war billiger, nichts unwidersprechlicher als diese Forderung.

Wie erschrak ich aber, da man mir im entschiedenen Tone im öffentlichen Räte antwortete: Ihre Majestät die Kaiserin

haben ausdrücklich befohlen, „daß, falls Sie nicht alle Bedingungen des Franz Trenck'schen Testaments erfüllen wollen, Sie absolut und entschieden von der ganzen Masse abgewiesen werden und gar nichts zu hoffen haben!“ — —

Was war zu tun? Ich wagte einen Schritt bei Hofe — wurde aber ebenso abgewiesen.

Es war einmal beschlossen, ich sollte römisch-katholisch werden, und so war ich schutz- und hilflos.

Durch ein Geschenk erhielt ich von einem Pfaffen ein Attest, „daß ich mich bekehrt und das verfluchte Luthertum abgeschworen habe.“ Ich blieb aber, was ich war, und konnte auch für Millionen mich nie entschließen, zu glauben, was der Papst will, das ich glauben soll.

Für Geld und Fürstengunst machte ich auch kein Heuchler- noch Gaukelspiel. Um diese Zeit kam auch der General Vernez von seinem Gesandtschaftsposten aus Petersburg nach Wien zurück. Ich klagte ihm mein bitteres Schicksal. Er sprach mit der Monarchin, sie versprach ihm alles. Er hieß mich Geduld haben, indessen alles zu tun, was man wollte, alle Prozesse zu übernehmen. Er mußte eifertig in Familiengeschäften nach Turin reisen; bei seiner baldigen Rückkunft würde er meine ganze Sache auf sich nehmen und mich sicher in Oesterreich glücklich machen. Dieser Mann liebte mich wie sein Kind. Seiner Versicherung gemäß blieb mir viel Hoffnung, von ihm zu erben, da er weder Kinder noch Verwandte hatte. Er umarmte mich mit nassen Augen väterlich und reiste fort. Kaum war er sechs Wochen abwesend, so lief die Nachricht ein, daß er in Turin von einem Freunde mit Gift in eine bessere Welt befördert worden sei.

So spielte das Glück mit mir, so entriß es mir meine Stützen allezeit im Zeitpunkte, wo ich sie am notwendigsten brauchte, welches man in meiner ganzen Lebensgeschichte bei allen Vorfällen bemerken wird.

Auch den Feldmarschall Königsegg, Gouverneur von Wien, meinen besten Freund und Protektor, entriß mir der Tod in eben dem Jahre, da er mir helfen wollte. Merkwürdig ist aber dieses gewiß, daß die größten Männer, die Osterreich seit dem Jahre 1747 aufzuweisen hat, mich liebten, schätzten, auch zu befördern suchten. Rechnungsführer, kleine Justizschurken, Fanatiker, Dummköpfe und Pfaffen allein waren und sind noch meine Feinde. Diese allein haben alle meine Hoffnung vereitelt, mich arm und für den Staat untätig gemacht, auch von allen Geschäften, von Gerechtigkeit und Gnade der Monarchin zu entfernen gewußt. Gnade habe ich zwar nie gesucht, weil ich nie ein Übeltäter noch Betrüger war. Gerechtigkeit hätte ich aber zu verdienen geglaubt, wenn sie mir widerfahren wäre.

Kaum war Bernes von Wien abgereist, so ereignete sich eine Begebenheit, welche mein Unglück vergrößerte. Der preussische Minister<sup>1)</sup> zog mich im Hause des pfälzischen Gesandten Herrn von Beckers<sup>2)</sup> auf die Seite und machte mir den Antrag, ich sollte nach Berlin in mein Vaterland zurückkehren, der König hätte alles Vergangene vergessen, ich sei bei ihm gerechtfertigt, er würde mein Glück machen und mir die Trencksche Erbschaft und Güter sicher verschaffen, wofür er mir auf Ehrenwort Bürge sein wolle.

Ich antwortete, daß diese Gnade mir nunmehr zu spät widerführe. Ich hätte im Vaterlande zu großes Unrecht er-

1) Seit 1747 war Graf Heinrich Podewils preussischer Gesandter in Wien.

2) Baron Beckers war kurbayerischer Gesandter noch 1754, Fürst lobt ihn sehr: „Er ist der Mann aller Welt, gleich gut mit den Großen und den Kleinen . . . So gut man ihn in Berlin behandelt hat, so spricht er doch in Wien schlecht von Preußen. Er ist von Herzen österreichisch . . .“ — Es ist für Trenck bezeichnend, daß er sowohl in Rußland als in Osterreich mit antipreussisch gesinnten Leuten verkehrte.

litten, traue keinem Fürsten auf Erden, dessen Wille alle Rechte der Menschen zernichten kann. Mein treues Herz für den König sei zu grob mißhandelt worden. Mein Kopf könne in der ganzen Welt die Nothdurft verdienen, und ich wolle keiner Gefahr eines unverdienten Gefängnisses mehr unterworfen sein.

Er tat alles, um mich zu überreden, als aber nichts fruchtete, sagte er mir: „Mein lieber Trenck! Gott weiß, ich habe es redlich mit Ihnen gemeint, ich bin Ihnen auch Bürge dafür, daß mein König Sie sicher glücklich machen wird. Sie kennen aber Wien nicht und werden hier nach vielen Prozessen alles verlieren, auch sicher verachtet und verfolgt leben, weil Sie keinen Rosenkranz beten können.“

Wie viel tausendmal habe ich in der Folge nicht bedauert, daß ich damals nicht nach Berlin zurückkehrte. Ich wäre dem zehnjährigen Magdeburger Gefängnisse ausgewichen, hätte die Trencksche Erbschaft nicht verloren, meine besten Lebensjahre nicht in Prozessen und Memorialienschriften verhaucht und wäre im Vaterlande sicher unter die größten Männer gerechnet worden.

Sicher aber ist es, daß seit diesem Tage, als der preussische Gesandte mit mir sprach, auch nichts mehr in Wien für mich zu hoffen war. Der König weiß die Wege, durch seine Gesandten bei den meisten Höfen Europas zu stürzen und zu erheben, wen er will.

Der Trenck, welcher ihm nicht mehr traute, nicht mehr dienen wollte, sollte auch nie Gelegenheit finden, wider ihn zu dienen. Ich bin also durch die dritte Hand bei der Monarchin als ein Erzkeßer, zugleich als ein Mensch geschildert worden, welcher dem Hause Oesterreich nie dienen wolle und nur die große Erbschaft suche, um zum König von Preußen zurückzukehren.

Ich war nunmehr gezwungen, mich jedoch allezeit cum

reservatione juris mei, niemals aber simpliciter als Erben zu erklären, und die Arbeit mit dreiundsechzig Prozessen wurde übernommen. Man weiß, was einer in Wien kostet, und urtheile jetzt, wie es mir ging, da ich aus der ganzen Trenck'schen Masse binnen drei Jahren nur dreitausendsechshundert Gulden, folglich kaum so viel erhielt, als die Neujahrs Geschenke an Kanzleien und Sollicitatoren erforderten. Wie viele Ballen Papier habe ich nicht in Prozeßakten und Memorialien unwirksam verschrieben! Mein aus Rußland mitgebrachtes Geld war also bald geschmolzen; meine Familie in Preußen unterstützte mich, und die Gräfin Bestuscheff schickte mir die viertausend Rubel, die ich in Petersburg nicht annehmen wollte.

Aus Berlin erhielt ich Hilfe von meiner alten Freundin, und dennoch mußte in Wien bei Wucherern Geld gesucht werden, wobei ich oft nach Wiener Brauch sechzig Prozent verlor. Verweht in einen Irrgarten von Advokaten- und Räuberränken, forderte mein Ehrgeiz, mich durchzuarbeiten. Alles wurde durch eine Herkulesarbeit möglich gemacht, mein eigenes Vermögen aber dabei aufgeopfert, wofür ich am Ende ein elendes Fideikommiß erhielt, welches ich eigentlich nicht erbte, sondern vor der Habsucht errettete. Meine edle Zeit ging dabei verloren, die ich angenehmer durchleben und rühmlicher und fruchtbarer hätte genießen können. Niemand kann sich aber denkend vorstellen, was meine Seele dabei empfand, wenn ich bei boshaften, dummen Menschen deshalb, weil sie Minister hießen, oder Hofräte und Richter waren, um Justiz betteln mußte, wenn ich einer Art von Menschen, die nicht einmal einen Begriff von Tugend und Rechtschaffenheit besitzen, die sich keinen wahrhaft redlichen, uneigennütigen Mann denkend möglich vorstellen können, auch alles auf die allerhöchste Gnade des Hofes und seine Kammerdienerinnen, Ofenheizer und Seelsorger zurückleiten, wenn ich dergleichen Di-



kasterialmaschinen um einige Bewegung für mein Recht bitten mußte!

In Berlin und Moskau war ich überall unter den Ersten des Landes wegen meiner Wissenschaften geehrt, geachtet und gesucht. In Wien hingegen bliesen die Exzellenzscharen die Backen auf und wollten dem Forestier Trenck kaum Audienz in ihrer Antichambre geben. Ein großperückiger, durch Referieren reich gewordener und als Advokat gelehrt gewesener Referent war sogar des unmaßgeblichen Dafürhaltens, man solle meine eingereichten Memorialien und Schriften zuerst von der Wiener Universität auf gut deutsch verdolmetschen lassen, damit man sie im Räte lesen und verstehen könne; zugleich aber auch dem Pater Parhamer<sup>1)</sup> ex officio auftragen, daß er mich im hiesigen Kanzlei- und Hofstil ebensowohl, als im alleinseligmachenden Glauben unterrichten solle, wogegen derselbe Gewalt und Vollmacht von hoher Instanz erhalten sollte, alle meine Rechnungsführer und Richter in articulo mortis von allen nur möglichen Sünden loszusprechen.

Man urteile, wie mir in einem Lande zumute war, wo Männer meiner Gattung so niedrig behandelt werden und so wenig gesucht noch gekannt sind! Die Folgen waren ganz natürlich auch vorherzusehen. Ich verlor alles, weil ich nicht kriechen wollte, und wurde verfolgt, weil ich laut die Wahrheit schrie. Hierzu kam noch, daß ich so wenig in die Messe als nach Hofe ging. Man brachte also dem Gott der römischen Kirche ein Opfer zum süßen Geruch bei jeder Dekretation meiner Bittschriften: „Das Begehren des Supplikanten findet nicht statt.“ Dieses war und ist noch gegenwärtig der ge-

1) Ignaz Parhamer, österreichischer Jesuit und Humanist (geb. 1715, gest. 1786), seit 1747 Missionär, Prediger und Aufseher über die Trivialschulen in Wien, seit 1758 Hofbeichtvater und seit 1759 Leiter des Wiener Waisenhauses, als welcher er sich berühmt machte (siehe Wurzbach, Biogr. Lexikon).

wöhnliche Kanzleistil in allen Fällen für meine Abfertigung und ist ebensowenig zu bewundern, als wenn die Kreisämter den Landständen allen Ernstes und bei sechs Reichstaler Pönfall auftragen, daß sie alle Patrioten sein sollen.

Meine anhängigen dreiundsechzig Prozesse wurden nun alle innerhalb drei Jahren auf eine Art geendigt, die nach mir gewiß niemand mehr in Wien, auch nicht in fünfzig Jahren, bewerkstelligen wird. Wie es aber eigentlich geschehen, dieses muß für diese Blätter ein Geheimnis bleiben.

Genug, ich lernte Menschen und Richter so kennen, wie ich sie gern anderen zum Vorteil schildern möchte.

Der Kammerdiener des Präsidenten öffnete mir für etliche Dukaten allezeit das Kabinett des Fürsten, woraus ich durch eine Öffnung in der Thür alles so gut sah und hörte, als wenn ich selbst im Räte mitgefessen hätte.

Dieses Mittel war mir oft sehr nützlich, um bösen Absichten zuvorzukommen, meine Freunde zu kennen, auch manchen Anschlag zu vereiteln. Hier habe ich zuweilen mich kaum enthalten können, hineinzutreten und sie zu fragen: „Kerls, was macht ihr hier?“

Um neun Uhr war die Stunde der Zusammenkunft, und selten setzte man sich vor elf Uhr zum Ratstische. Der Präsident betete heimlich den Rosenkranz, einer sprach oder trug vor, die anderen sprachen paarweise unter sich, dann wurden Stadt- oder Hofgeschichten erzählt, und der Rat war zu Ende. Über drei Wochen abermals Zusammenkunft bestimmt. Nichts entschieden; das hieß ein *Judicium delegatum in causis Trenkianis*. Endlich kam es zur Hauptsache, an die ich ewig mit Schauer und Abscheu denken werde.

Das Hauptvermögen des Trenck bestand in den slavonischen großen Gütern, genannt die Herrschaften Pakraz, Prestowacz, Pleternica, die er von seinem Vater ererbt hatte und eigentlich Trencksche Familiengüter waren, dann Belika und

Muštár, welche er selbst gekauft hatte, die aber zusammen über sechzigtausend Gulden jährliche Einkünfte ihren gegenwärtigen Besitzern eintragen und eine Strecke von mehr als zweihundert Dörfern und Höfen betragen.

Zum Besitze ungarischer Güter gehört nun laut Landesgesetzen:

1. daß bei dem Ankaufe der Consensus Regius für denselben angesucht werde;
2. daß der Verkäufer das Jus perennale cum jure donandi, cedendi, vendendi besitze und übertrage;
3. daß der Eigentümer indigena Regni geboren sei oder daselbe gekauft und erhalten habe.

Hat man dieses alles nicht und stirbt, so nimmt der Fiskus die Güter und zahlt dem Erben nur die Summam empticiam oder den Kaufschilling nebst den erweislichen Meliorationen, oder die Summam inscriptiam — das ist das Kapital — heraus, wofür die Herrschaft intabuliert ist.

Ohne weitere Umstände als Eigenmacht und Willkür nahm nun der ungarische Kammerpräsident Graf Grassalkovics<sup>1)</sup> im Namen des Fiskus Possession von allen Trenck'schen Gütern. Der Braten war fett, nicht sowohl wegen der Güter als wegen der Beute, die dabei zu machen war; denn mein Vetter hatte aus Bayern, Elsaß und Schlesien verschiedene Schiffs-ladungen mit Kaufmannsgütern, Leinwand, Gold und Silber in Stangen gegossen, auf seine Güter geschickt. Dabei war die prächtige Gewehr-kammer, die Sattelkammer und das große silberne Service des Kaisers Karl des Siebenten, welches alles er in München fortgeschleppt hatte. Auch das große silberne Tafelservice des Königs von Preußen war dabei. Man sagt wirklich, daß der Trenck'sche Schatz in Slavonien weit mehr im Wert als die Güter selbst betragen habe.

1) Graf Anton Grassalkovics (1694—1771), 1748 Präsident der ungarischen Hofkammer.

Einer der ehrwürdigsten Männer in der Armee, ein großer General, hat mir noch unlängst erzählt, daß aus dem Trenck'schen Schatze zu Mihaljevci etliche schwere Wagen, mit Silber und Pretiosen beladen, weggeführt wurden. Er kann noch als Augenzeuge sprechen und kennt die beiden Panduren, welche des Trenck Vertraute und Schatzbewahrer waren. Diese nahmen bei der allgemeinen Plünderung ein jeder eine Schachtel mit Perlen, flüchteten damit in das türkische Gebiet und wurden daselbst reiche Kaufleute. Meine prächtigen Gestüte, sogar das Vieh aus den Meierhöfen, wurden fortgetrieben. Die Gewehrhammer bestand allein in mehr als dreitausend Stück der seltsamsten Sammlung. Der Trenck hat selbst gesagt, daß er von Dannhausen und Gersdorf im Glazischen allein im Werte mehr als für fünfzigtausend Gulden an Leintwand weggenommen und in Kisten auf seine Güter geschickt hätte. Kurz gesagt, alles wurde gestohlen, weggeführt und geplündert, und da Befehl vom Hofe erfolgte, man solle alle Trenck'sche Mobilien nach Wien für den Universalerben liefern, war nichts mehr übrig als Kleinigkeiten, die niemand mehr haben wollte, und zwei alte preussische Kommißgewehre. Ich selbst habe in einem ungarischen Palaste einige wertvolle Gewehre gesehen, die ich positiv kannte, und die mir gestohlen waren. Ich kaufte auch in Essék wirklich einige silberne Teller mit dem preussischen Wappen, die Herr Hofrat D\*\*\* verkauft hatte, welcher zur Besitznehmung der Güter bevollmächtigt war und hierdurch reich wurde. Ich nahm die Urteste, welche das wirkliche Furtum erwiesen, schrie in Wien laut und klagte; erhielt aber Befehl von Hofe, ich sollte gar nichts von dieser Sache bei allerhöchster Ungnade sprechen, auch nicht mehr nach Slavonien reisen. Die Hauptursache, warum mir alle Güter so gewaltsam wider alle ungarische Jura statutaria entrisen wurden, war eben diese, weil ich bei Übergabe derselben auch hätte fragen dürfen, wohin die Mobilien und Schätze transportiert

worden seien. Nach Wien hat man nichts geschickt und dem Arario auch keinen Heller dafür berechnet. Es war also nicht Konfiskation, sondern wirklicher Raub. Verloren habe ich einmal alles, und der mir den Verlust verursachte, den hieß ich Dieb.

Nun wollte ich die Sache wegen der Güter auf Unraten einiger rechtschaffenen Ungarn gern zum ordentlichen Prozeß in Ungarn einleiten und forderte in einer Bittschrift mein Recht von der Monarchin demütig. Ich erhielt aber Befehl, absolut nicht nach Ungarn zu reisen, und die Sache wurde dem *Judicio delegato Trenckiano* in Wien übergeben.

Hier erwies ich nun legaliter ohne Widerspruch;

1. daß die drei Herrschaften Pakrac, Prestowacz und Pleternica gar nicht *ad massam* des letzten Testatoris gehörten, auch *nullo titulo* dem Fiskus anheimfallen konnten.
2. Ich produzierte das *Jus perennale* auch den *Consensum Regium* für diese drei Herrschaften, die mir ohne alle Widerrede in *natura* gehörten.
3. Für die anderen zwei war auch ein *Consensus Regius* vom Kaiser Karl da.

Nicht genug! Es gibt noch ein Gesetz in Ungarn, dieses sagt: „Wenn jemand Güter in Ungarn erbt, der ein *haeres extraneus* ist, so kann er dieselben *nomine* der Familien besitzen, welche das *Jus donandi et vendendi* besaßen und seinem Erblasser dasselbe *eodem jure, quo possidebant*, überlassen.“

Nun lebten damals noch die Grafen Walsegg, Baron Imzen<sup>1)</sup> und Graf Goffeau, welche ihre Herrschaften dem Trenck verkauft hatten; folglich konnte der Fiskus in keinem Falle Possession nehmen.

Es geschah aber dennoch *via facti*.

Man untersuchte mein Recht bei obbemeldetem *Judicio*

1) Dieser Name scheint nicht richtig zu sein.

delegato und hat der Monarchin die Wahrheit für mein Recht referiert. Auf einmal erschien aber folgender Machtspruch vom Hofe, die Monarchin schrieb eigenhändig: „Der Kammerpräsident Graf Grassalkovics nimmt es auf sein Gewissen, daß dem Trenck die Güter in Slavonien nicht in natura gebühren. Man soll ihm also die Summam empticiam und inscriptitiam bar herauszahlen, auch alle erweislichen Meliorationes gut machen, und die Güter bleiben der Kammer!“ — —

Hiermit hatte auf einmal der Prozeß und alle Hoffnung ein Ende. Ich hatte in Wien dreiundsechzig kleine Prozesse mit Aufopferung meines eigenen Vermögens beendet und verlor die ganze Erbschaftsmasse. Beati possidentes! proficiant! Des Trenck Vermögen will ich gern entbehren; bei mir ist des Soldaten Beute und des Ministers Plusmachen, sowie des Räubers Diebstahl gleichbedeutend, gleich wirksam für den Beraubten. Aber meiner Vorfahren Schweiß, meine bona avita, die Güter, welche seit achtundsechzig Jahren Trencksche Familiengüter waren, diese hat man mir, ohne eine Grausamkeit zu begehen, niemals nehmen können.

Nun betrug die Summa inscriptitia und empticia für alle diesen großen Güter nur hundertneunundvierzigtausend Gulden. Diese wurden zwar von der Kammer an die Trencksche Masse bezahlt, der Herr Präsident fand aber für gut, noch zehntausend Gulden weniger als die Summam empticiam für Pakrac zu bezahlen, unter dem Vorwande, das Vieh wäre daselbst weggetrieben worden. Er zog auch von diesem Kapital noch andere sechsunddreißigtausend Gulden unter folgender himmelschreiender Rubrik ab. Er sagte nämlich, der Trenck habe zu Errichtung seiner Panduren seine Herrschaften entvölkert, und während der Zeit, da er sich mit den Feinden seiner Monarchin so rühmlich herumschlug, waren von diesen Leuten dreitausendsechshundert Mann verloren gegangen und nie zu-

rückgekommen, folglich mußten dem Lande dreißig Gulden per Kopf vergütet werden; und hiervon wollte er den Überrest der Summæ inscriptitiæ verwenden. Mit vieler Mühe wurde diese Forderung, welcher man den Namen „slavonische Exzesse“ beilegte, mit sechsunddreißigtausend Gulden, also per Kopf mit zehn Gulden, verglichen.

Ich habe also, obgleich ich vom Pandurenobersten Trenck keinen Heller erbte, dennoch für dreitausendsechshundert Mann, welche im Kriege für die große Theresia rühmlich starben, die für sie so viele Millionen Kontribution in Feindesländern eintrieben, so viele Städte mit dem Säbel in der Faust bestürmten, so viele tausend Feinde erlegten und gefangen nahmen, nicht von des Trenck erbeutetem Gelde, sondern von meinen direkt auf mich devolvierten Familienkapitalien bar bezahlen müssen. Wird man dieses Verfahren wohl im Auslande glauben? Und dennoch kann ich die rein erprobte Wahrheit mit Verlust meines Kopfes erweisen.

Von den übrigen Geldern dieses Trenckschen Güterrestes wurden seine Stiftungen und Legate mit sechsundsiebzigtausend Gulden bezahlt. Es blieben also für mich nur sechsundachtzigtausend Gulden vom ganzen slavonischen Vermögen übrig, wovon man noch die Kommissarien, Administratoren und Rechnungsführer remunerierte.

Nun wird wohl bei Durchlesung dieser Blätter gewiß niemand sagen, daß ich in Oesterreich Glück gemacht oder auch nur einen Groschen vom Trenck geerbt, oder aus allerhöchsten Gnaden erhalten habe. Wenn man nun berechnet, was ich von Rußland bar mit hierherbrachte, was ich von meiner Familie und Freundin zur Unterstützung aller Prozesse erhielt und verwandte, hierzu die fünfzehntausend Gulden rechnet, welche ich in der Folge den kaiserlichen Ministern Puebla<sup>1)</sup>

1) Generalfeldwachtmeister Graf Anton Puebla war von 1751 bis 1756 österr. Gesandter in Berlin, geb. 1699, gest. 17. April 1776.

und Ried<sup>1)</sup> zur Beförderung meiner Freiheit habe bar bezahlen müssen, überdies noch viertausend Gulden Remuneration, welche nach meiner Magdeburger Gefangenschaft Ihre Majestät meinem Rechnungsführer schenkte, so zeigt sich ohne Widerspruch klar, daß meine Herrschaft Zwerbach, die ich gegenwärtig noch besitze, kein Trenckisch Erbteil, kein österreichisch acquirirtes, sondern mein wirkliches Eigentum sei.

Indessen ging die Abhandlung der Trenckschen Verlassenschaft im Jahre 1753 zu Ende, und es blieben vom ganzen Reichthum und nach Abzug der quarta falcidia nur noch sechsundsiebzigttausend Gulden pro massa übrig, wovon man mit der abscheulichsten Gewalt gegen alle meine Rechte noch dazu ein Fideikommiß errichtete, mich fesselte und eben hierdurch auf Lebenszeit unglücklich machte.

Während meines Magdeburger Gefängnisses wurden hiervon noch dreizehntausend Gulden für anhängig gebliebene Prozesse abgerechnet, folglich blieben mir in allem dreiundsechzigtausend Gulden übrig.

Hiermit habe ich im Jahre 1779 die Herrschaft Zwerbach gekauft und noch gegen sechstausend Gulden für das österreichische Indigenat, für Diplome, doppelte Gülten und Pönale bar bezahlen müssen.

Bei dem Trenckschen sogenannten Kriminalprozesse ist folgende wirkliche Geschichte ein offenbares Merkmal, wie man mit ihm und seinem Gelde verfahren hat.

Ein gewisser Baron Schygrai, ein entsetzlich dummer Bettelbaron, den man überall zum Zeitvertreibe neckte, war im Jahre 1743 bei dem Baron Pejachevich zum Essen eingeladen, wo der Trenck auch gegenwärtig war. Man hielt ihn für einen Narren. Endlich kam die Rede auf den Schlibowiza oder

1) Generalfeldmarschall Baron Jos. Heinr. Ried (1720—1799) war Pueblas Nachfolger auf dem österreichischen Gesandtschaftsposten in Berlin von 1763 an.



Zwetschenbranntwein. Trenck sagte scherzend: „Auf meinen Gütern brenne ich alle Jahre für dreißigtausend Gulden Branntwein aus Kuhmist.“ Schygrai glaubte es und bat, er solle ihm diese Kunst lernen. Trenck versprach es. Pejachevich sagte: „Ich will Ihnen dreißigtausend Fuhren Mist auf meinen Gütern anweisen.“ — „Aber woher Holz nehmen,“ fragte Schygrai. Trenck antwortete: „Ich gebe Ihnen dreißigtausend Klafter Holz dazu.“ Nun forderte der sich glücklich und reich glaubende Tor von beiden schriftlich das Versprechen und erhält es. Des Trenck Billet lautete so:

„Ich Endesgefertigter bevollmächtigte hiermit und erlaube dem Baron Schygrai, daß er sich im Walde Tschernahorra dürfe unentgeltlich dreißigtausend Klafter Holz gegen diese meine Anweisung schlagen lassen. Trenck.“

Raum war Trenck tot, so erschien Schygrai mit dieser Anweisung vor Gericht und forderte sein Holz. Der berückigte Agent Bussy war sein Agent, und der Hofkriegsrat sprach das Urtheil, „daß die Trencksche Masse ihm per Klafter einen Gulden dreißig Kreuzer, folglich fünfundvierzigtausend Gulden samt Kosten und Gerichtsaufwand bar bezahlen solle“.

Sogar der Befehl zur Verabfolgung dieses Geldes war bereits an die Administration ergangen.

In ebendieser Zeit kam ich aus Rußland nach Wien. Der Trencksche Advokat Dr. Berger zeigte mir in hac causa periculum in mora. Ich eilte zur Monarchin, erhielt Befehl, mit der Zahlung zurückzuhalten, und da mir ein besonderes Judicium delegatum gegeben wurde, wohin man alle Prozesse verwies, so machte ich's dennoch möglich, daß diese Sache nicht als res judicata angesehen wurde. Man untersuchte gründlich, fand, daß der Wald Tschernahorra jenseits der Sau in der Türkei liegt, sah das Lächerliche und Ungerechte und kassirte das schöne Urtheil. Ich weiß aber nicht, wieviel eigentlich Baron Schygrai von diesen fünfundvierzigtausend Gulden

den edlen Herren Referenten und Agenten hatte verschreiben müssen. Gestraft wurde aber keiner von beiden, und ich war noch glücklich genug, die fünfundvierzigtausend Gulden zu retten. Wären nicht zufällig Ferien gewesen und hätte der Agent meine Ankunft in Wien vermutet, so wäre das Geld schon bezahlt gewesen und mir das leere Nachsehen, wie in vielen anderen dergleichen Fällen, übrig geblieben.

Noch eines dieser Art. Man hatte bei Arretierung des Trenck in öffentlicher Zeitung eingerückt, daß alle die, welche von ihm etwas zu fordern oder gegen ihn zu klagen hätten, sich melden und tägliche Unterhaltsdiäten empfangen sollten. Man kann leicht urteilen, was sich für Leute einfanden und wie ihre Zahl anwuchs.

Wirklich sind gegen fünfzehntausend Gulden dergleichen Diätgelder ausgezahlt und mir in Rechnung gebracht worden. Ja sogar hat man einigen schon à conto ihrer Forderungen einige tausend Gulden bezahlt.

Da nun im Revisionsprozesse alle diese erkaufte Kläger erkannt und schimpflich mit ihren Prätenfionen abgewiesen, auch in Schaden und Kosten verurteilt wurden, hat mir der erste Richter kein illegal angewiesenes Geld zurückbezahlt; ich verlor mein Geld, und niemand wurde gestraft. Auch sogar das sogenannte Fräulein Schwerin, die im Trenck'schen Kriminalprozesse als falsche Zeugin vom Richter selbst bestochen war, wie ich bereits erzählt habe, hatte 2000 fl. Diäten empfangen, die aber nie berechnet wurden.

So verfuhr man mit dem Trenck und seinem Gelde. Noch eines dieser Art!

Im Kriminalprozesse hatte man ihn beschuldigt, er habe sich Regimentsgelder zugeeignet, ihn wirklich so behandelt, als ob er überwiesen wäre, und à conto schon 25000 fl. an das Regiment bezahlen lassen, die der Quartiermeister und Major in die Tasche gesteckt hatten. Nach seinem Tode forderte nun das

Regiment 83000 fl. von der Masse. Ich hatte gar keine Schriften in Händen. Noch bis auf diese Stunde hat man mir sogar nicht die Familienschriften in die Hände gegeben. Nun befand sich eben damals zum Glück der ehemalige Trenck'sche Regimentsquartiermeister Ruckhardt in Wien. Dieser versicherte mich bei Gott, der Trenck habe gewiß dem Regimente mehr als hunderttausend Gulden vorgeschossen, anstatt daß er etwas schuldig wäre; gab mir auch den Anschlag, wie ich von einigen Hauptleuten des Regiments noch gute Schriften und gültige Attestate erhalten könnte. Er selbst wolle zugleich auch seine geführte Rechnung in Ordnung bringen. Ich mußte also eilfertig zum Regimente reisen. Dort erhielt ich so viel Beweise, daß sogleich bei meiner Rückkunft in Wien der Quartiermeister Friderici<sup>1)</sup> in Eisen als Falsarius geführt und in ein Gefängnis gesperrt wurde. Nun ward eine Kriegs-Kommissariatskommission ad inquirendum niedergesetzt, wo der Herr Hofrat von der Mark präsidirte. Bei dieser zeigte sich meines Veters Unschuld klar. Der Quartiermeister und Regimentskommandant hatten über 80000 fl. gestohlen, wurden überwiesen, des Trenck's Ehre im Grabe gerettet; und mir zahlte man anstatt 50000 fl. Forderung nun 750 fl. bares Geld heraus. — Wie es weiter mit den Dieben und Denunzianten ergangen ist, weiß ich nicht. Ich weiß aber, daß dem aerario nichts vergütet worden ist, daß der Quartiermeister Protektion fand, das Geld behielt und sogar einige Jahre nach diesem Galgenstreich wieder eine Kompagnie gekauft hat.

Aus Verdruß und Schmerz machte ich eine Reise nach Venedig, Rom und Florenz und kam nach Wien zurück, wo mir ein Streich widerfuhr, den ich bis zum Grabe nicht vergessen werde.

1) Friderici ist der Vater jener Gräfin Wilhelmine Roggendorff, deren Tochter Cäcilia zu den letzten Freundinnen Casanovas gehörte (siehe Aldo Ravà und G. Gugis, Frauenbriefe an Casanova. München 1912, S. 486).

Ich war in der Herrschaft Lembach bei einem gewissen Hauptmann R . . . d auf seinem Meierhofe, da in der Nacht das Landgericht das Haus besetzte, seine Frau arretierte und examinierte. Erstaunt über diesen Vorfall, fragte ich sie nach dem Verhöre, was denn dieses bedeute, und erhielt zur Antwort, man habe in Wien bei ihrer Schwester einige Stückchen zerschnittener Dukaten im Gewicht von ungefähr 20 fl. gefunden; und da diese gesagt, sie hätte sie von der Schwester in Verwahrung erhalten, so sei sie selbst jetzt befragt worden, woher sie dieses verdächtige Gold genommen habe, und die bestürzte Frau hatte geantwortet: sie habe es auf der Straße gefunden. Ich erschrak für sie über eine Antwort, die ihr gerade allen möglichen Verdacht zuzog; ich wußte auch, daß ihr Mann ein Laborant, ein Alchymist war, entschloß mich also kurz, um Freunde aus einer Verwirrung zu reißen, ging zum Landgerichtsverwalter hinaus und sagte: „Herr, machen Sie keine weitere Untersuchung! Das Geld gehört mir zu, ich habe es der gnädigen Frau geschenkt und bin Mann und Bürge dafür.“ Der Verwalter kündigte mir selbst den Arrest an, hatte das Haus mit mehr als zwanzig Schergen und Bauern besetzt. Ich mußte mir wehrlos alles gefallen lassen, blieb Arrestant, und der Verwalter fuhr mit dem Bericht nach Wien.

Nach reifer Überlegung fand ich, daß meine Gegenwart in Wien notwendig sei, wollte auch kein Arrestant von so schlechten Kerlen sein, ließ also meine Bedienten in das Zimmer kommen, zwei Pferde in der Stille satteln, lud meine Pistolen, nahm sie in die Hand, trat heraus, hielt sie den zitternden Schildwachen vor die Nase, drohte Feuer zu geben, falls einer die Hand bewegte, setzte mich zu Pferd und ritt nach Wien. Unweit Wien begegnete mir schon der zurückkehrende Verwalter mit zwei Wagen voll Polizeiwache. Sie erkannten mich, kehrten um und setzten mir wirklich nach. — Hieraus merkte ich, daß ich Beschimpfung zu befürchten hatte und als Delinquent an-

gesehen ward. Ich ritt also bei Wien herum zu einem Freunde nach Eisenstadt, schrieb sogleich nach Wien und erhielt die Antwort: Es verlaute in der ganzen Stadt, ich sei ein falscher Münzer und wäre durchgegangen. Gleich nahm ich die Post und fuhr gerade nach Wien, um mir schleunige Satisfaktion zu verschaffen. Beim Wechsel der Pferde zu Hochau kamen mir aber schon Kommissarien entgegen, arretierten mich und führten mich nach Wien in den Arrest. Hier ließ man mich neun Tage unverhört sitzen. Endlich erschien der Kommissarius. — Ich rechtfertigte mich sichtbar und in vierundzwanzig Stunden war ich in Freiheit. Das Gericht selbst mußte mir mit Entschuldigung das Geld *questionis* in mein Haus schicken, und in der Wiener Zeitung war man gezwungen, öffentlich zu bekennen, daß sich die Herren Polizeibeamten übereilt und die Sache von einer unrichten Seite beurteilt hätten.

Das war meine Satisfaktion. — Ich forderte größere und drohte dem Hofrat R \*\*\*, welcher mich als einen Spitzbuben behandelt hatte. Die Monarchin legte sich in das Mittel und gab mir eine Rittmeisterstelle bei dem Cordovaschen Kürassierregimente.

Dieses sollte ein Pflaster für so tiefe Wunden sein. Man hatte aber vergessen, wer ich war, ehe ich nach Wien kam; wußte auch nicht, daß ich bereits in zweier Monarchen Diensten eine angetragene Stabsoffizierstelle ausgeschlagen hatte, weil ich sicheres Glück und Reichthum in Oesterreich hoffte.

Mißvergnügt mit meiner Lage, mit meinem ganzen hiesigen Schicksal, verließ ich Wien und reiste nach Ungarn zum Regimente, um daselbst ein besseres abzuwarten.

Mein Oberst, der Graf Bettoni<sup>1)</sup>, war ein rechtschaffener Mann, dessen Vertrauen und Freundschaft ich bald gewann. Ich wurde gleich der Hauptmitarbeiter desselben, und im Lager

1) Giovanni Ant. Bettoni, zuletzt österreichischer Feldmarschall-  
eutenant, geb. zu Bologna 1717, gest. zu Erlau in Ungarn 1773.

bei Pest 1753 gab er der Monarchin selbst das Zeugnis, ich hätte das meiste für die Ausbildung des Regiments beigetragen.

Die slavonischen Güter blieben aber dennoch verloren, und meine Einkünfte waren nie hinlänglich, die Prozesse in Wien zu bestreiten. —

Ich war also mit vollem Rechte mißvergnügt, dennoch wurde auch im Soldatenrocke mehr als meine Pflicht erfüllt, und noch leben Augenzeugen meines damaligen rühmlichen Betragens. Die Jagd und der Umgang mit dem Grafen Bettoni, dessen Asche ich verehere, waren meine Erquickungsstunden. Ich reiste mit ihm im Winter nach Wien, fand aber daselbst nichts als Verachtung und Gleichgültigkeit, die ich in vollem Gegengewicht erwiderte. Das Protektionssuchen war nie mein Geschäft. Ich trotzte allein auf mein Recht und konnte mich nie entschließen, dasselbe kriechend zu erbitten oder schmutzige Seitenwege zu suchen, um die Achtung zu erwecken, die mein Betragen durch mich selbst verdiente. Deshalb blieb ich arm und mit dem besten Willen, dem Staate wirksam zu dienen, untätig. Mein Regimentsinhaber, der alte Feldmarschall Cordova <sup>1)</sup>, liebte mich, er versprach mir alle seine Protektion. Sein hohes Alter gab mir aber wenig Aussicht in die Zukunft, und meinen Feinden wurde nunmehr meine Unterdrückung zum Hauptgeschäfte.

Ich reiste also abermals ohne Trost und Hoffnung zum Regimente, und was ich damals dachte und beschloß, mag der Scharfsichtige erraten.

Im Monat März des Jahres 1754 starb meine Mutter in Preußen. Ich forderte vom Hofkriegsrate Erlaubnis, auf sechs Monate nach Danzig zu reisen, um meine Familienangelegenheiten mit meinen Geschwistern zu regeln, weil in Preußen mein Vermögen, folglich auch alle meine Erbschaften, kon-

1) Kaspar Cordova, Graf von Alagon, österreichischer Feldmarschall, geb. in Aragonien 1674, gest. 1756 (siehe Wurzbach, Biogr. Lexikon).

fisziert waren. Diese Erlaubnis erfolgte, und ich reiste im Mai nach Danzig, wo ich neuerdings in die preussischen Hände geriet, und wo der zweite Hauptauftritt meiner Lebensgeschichte anfängt, bei deren Durchlesung jeder fühlende Mensch zurückschaudern und sicher einen Mann bedauern wird, welcher gegenwärtig mit vorwurfsfreier Seele öffentlich auftritt, seine erlittenen und rühmlich überstandenen Drangsale treu erzählt, der sie trocken deutsch vorzutragen wagen darf und jetzt bei grauen Haaren zwar die Gelegenheit hat, seine Feinde zu entlarven und zu beschämen, aber bis zum Grabe zu ohnmächtig bleibt, um das, was ihm gewaltsam entrisen wurde, für die Rechte seiner Kinder zurückzufordern.

Ich reiste nun aus Ungarn, wo ich als Rittmeister in Gar-nison stand, nach Danzig. Meine Mutter war in Preußen gestorben, und ich hatte meine beiden Brüder und meine Schwester dahin berufen, um unsere Familiengeschäfte daselbst in Ordnung zu bringen. Die Hauptabsicht war aber, eine Reise nach Petersburg zu machen, um daselbst meiner Freunde Rat und Hilfe zu suchen, weil die Wiener Prozesse und Verfolgungen noch immer fortwüteten und meine wenigen Einkünfte, auch sogar meine Rittmeistergage, kaum hinlänglich waren, um Advokaten und Unkosten zu bestreiten.

Besonders merkwürdig ist aber dieses, was mir in der Folge der Herzog Ferdinand von Braunschweig <sup>1)</sup>, Gouverneur von Magdeburg, versichert hat, daß er nämlich wirklich bereits Befehl aus Berlin erhalten hatte, mein Gefängnis zuzubereiten, ehe ich aus Ungarn abgereist war.

1) Trenck kann doch nur Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig meinen, der 1735 geboren wurde, preussischer Generalfeldmarschall war, 1780 zur Regierung kam und 1806 an den Wunden, die er bei Jena erhielt, starb. Gouverneur von Magdeburg war aber damals General Bork, Karl Wilhelm Ferdinand war im Jahre 1754 erst 19 Jahre alt.

Noch mehr: man hatte aus Wien nach Berlin berichtet, der König möchte auf seiner Hut sein, der Trenck würde sich in der Gegend von Danzig in der Zeit aufhalten, wenn er zum Kampement nach Preußen zu reisen beschloffen hätte.

Kann wohl der ärgste Bösewicht auf Erden solche Bosheit erdichten, um einen redlichen Mann zu entfernen und unglücklich zu machen, damit man den Raub desto sicherer erhalten könne?

Indessen ist es doch wirklich geschehen. Meine noch lebenden Zeugen dieser Wahrheit sind des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Durchlaucht und das Berliner Ministerium, aus deren Munde ich die Befkräftigung dieses aus Wien mir damals gespielten Bubenstückes erfahren habe.

Es ist die Befkräftigung dieser Wahrheit hier um so notwendiger, weil niemand hat begreifen können, warum der große und wirklich großmütige König in der Folge auf eine so grausame Art gegen mich habe verfahren können, welche das Herz aller Rechtschaffenen empört, und warum er bis zum Grabe gegen mich allein wirklich unverföhnlich blieb.

Böse Menschen, welche hier mein Gut geteilt hatten und die zugleich meine Fähigkeit kannten, mir selbst mein Glück zu schmieden, Menschen, die allezeit fürchten mußten, daß ich durch lautes Schreien endlich auch Gehör bei Hofe finden könne, um ihre Handlungen zu untersuchen, solche Leute, denen daran gelegen ist, daß ein aufgeklärter, uneigennütziger, ehrlicher Mann allezeit in verächtlicher Untätigkeit erhalten werde und nie Gelegenheit finde, sich solche Verdienste im Staate zu erwerben, daß der Monarch ihn lohnen und schätzen muß, dergleichen Leute haben in Berlin mit einem sicheren Herrn von Weingarten, der damals bei dem kaiserlichen Gesandten Grafen Puebla<sup>1)</sup> als Gesandtschaftssekretär und Hauslieblich in

1) Generalfeldwachtmeister Graf Puebla fungierte von 1751 bis 10. September 1756, dann Ausbruch des Siebenjährigen Krieges.



Diensten war, im Einverständnis gestanden und durch ihn mein Unglück befördert.

Eben dieser Weingarten, welcher, wie nunmehr weltkundig ist, alle unsere Staatsgeheimnisse verraten hatte und im Jahre 1756 endlich entdeckt wurde, unsere Dienste hingegen mit den preussischen vertauschte und bei ausgebrochenem Kriege in Berlin blieb, hat mir damals nicht nur diesen tödtlichen Streich versetzt, sondern auch im März 1755, da er noch im vollen Vertrauen in des Gesandten Hause lebte, meiner Schwester Tod verursacht und zwei unschuldige Soldaten unglücklich gemacht, wie ich in der Folge meiner Geschichte erzählen werde.

In Danzig besuchten mich nun sogleich nach meiner Ankunft im Monat Mai meine beiden Brüder und meine Schwester; wir lebten vierzehn Tage vergnügt zusammen und verglichen uns wegen meines mütterlichen Erbtheils. Meine Schwester rechtfertigte sich auch vollkommen wegen ihres Betragens, als ich im Jahre 1746 Hilfe bei ihr suchte und aus ihrem Hause fliehen mußte, wovon schon bereits Erwähnung geschehen, und wir schieden brüderlich und einträchtig voneinander.

Inzwischen war unsere einzige Bekanntschaft in Danzig der kaiserliche Resident, Herr Abramson, an welchen ich aus Wien Empfehlungsschreiben mitgebracht hatte und der uns mit Höflichkeit fast verschwenderisch überhäufte.

Dieser Mann war ein geborener Preuße und in seinem ganzen Leben nie in Wien gewesen, hatte aber durch Rekommandation des Grafen Bestuscheff unsere kaiserliche Residentenstelle in Danzig erhalten, ohne daß man Bürgerschaft für seine Rechtschaffenheit gesucht, noch seine Fähigkeit, Herz oder Verdienst geprüft hatte.

Dieser war eigentlich das Werkzeug meines Unglücks und mit dem preussischen Residenten, Herrn Reimer, genau einverstanden.

Raum waren meine Geschwister nach Hause gereist, so war ich entschlossen, sogleich zur See nach Rußland zu fahren, um daselbst meine alten Freunde zu besuchen; Abramson hingegen wußte mich durch tausend Ränke noch acht Tage in Danzig aufzuhalten, um die Falle für mich fertig zu machen, in welche ich gestürzt werden sollte und wozu er mit Reimer gemeinschaftlich vorging. Denn als der König von Preußen meine Auslieferung von dem Danziger Magistrate forderte, dieses aber ohne Beleidigung des kaiserlichen Hofes unmöglich geschehen konnte, weil ich als wirklicher Rittmeister in desselben Dienste stand, auch mit hofkriegsrätlichen und Staatskanzleipässen versehen war, so hat vielleicht eine oder die andere Einwendung das Hin- und Herschreiben erfordert, welches den Entschluß verzögerte; und eben deshalb wurde Abramson gebraucht, um mich noch einige Tage aufzuhalten, bis die letzte Entscheidung aus Berlin eintraf und der Magistrat in Danzig zu offener Verletzung des Völkerrechts und der öffentlichen Sicherheit bewogen wurde.

Weil ich nun ein solches Verfahren unmöglich vermuten konnte und in stolzer Sicherheit lebte, auch Herrn Abramson für meinen besten Freund hielt, so war es ihm desto leichter, mich noch einige Tage in Danzig aufzuhalten.

Endlich rückte aber doch der Tag heran, daß ich mit einem eben nach Riga segelfertigen schwedischen Schiffe abreisen wollte, mein Schicksal hatte aber etwas anderes beschlossen.

Abramson betrog mich, er schickte seine Leute auf die Reede, um die Zeit der Abfahrt zu erfahren, ich verließ mich auf seine Antwort, und um vier Uhr nachmittags sagte er mir, er habe selbst den Schiffer gesprochen, welcher erst am folgenden Tage in die See gehen werde, und dann wolle er mich nach eingenommenem Frühstück in seinem Hause bis an Bord begleiten. Ich wollte dennoch meine Bagage an das Schiff bringen lassen und auf demselben schlafen, weil ich eine gewisse innere

Unruhe in mir empfand, die mich von Danzig forttrieb; hiervon hielt er mich zurück und riß mich halb gewaltsam mit sich. Die Gesellschaft war bei ihm groß und angenehm, ich mußte bei ihm essen und soupiereu, und gegen elf Uhr ging ich nach Hause.

Raum war ich im Bette, hatte ein Buch vor mir und las, so klopfte man an meiner Thüre, die nicht verschlossen war, und zwei Kommissarien der Stadt, von mehr als zwanzig Grenadiereu begleitet, traten so geschwind um mein Bett herum, daß ich keine Zeit mehr hatte, nach dem Gewehr zu greifen oder mich zu verteidigen. Meine drei rechtschaffenen Bedienten, die ich bei mir hatte, waren bereits arretiert, um mir nicht zu Hilfe zu kommen, und es wurde mir bedeutet: „Der löbliche Magistrat sei genötigt, mich als einen Delinquenten S. Majestät dem König von Preußen auszuliefern.“

Man kann sich vorstellen, wie mir in diesem Augenblicke unter Verräters Händen zumute war. Man führte mich ganz in der Stille in das Gefängnis der Stadt, daselbst blieb ich vierundzwanzig Stunden; gegen Mittag kam der kaiserliche Resident Abramson zu mir, stellte sich bestürzt, mitleidig und aufgebracht und kündigte mir an, er habe bei dem Magistrate gegen meine Auslieferung ernsthaft protestiert, weil ich wirklich in kaiserlichen Diensten stände, aber zur Antwort erhalten, man habe im Jahre 1752 in Wien gar keine Achtung für die zwei Danziger Bürgermeistersöhne, namens Rutenberg, gehabt, folglich bediene man sich in meinem Falle gerechter Repressalien an einem kaiserlichen Rittmeister und könne auch dem König von Preußen meine mit äußerstem Ernst und Bedrohung geforderte Auslieferung nicht abschlagen.

Mit diesen Rutenbergen hatte es aber folgende Bewandnis: Es war eine Verbrüderung in Wien, welche sich den Namen der Feigenbrüderschaft gab, diese jungen Leute gaben

öffentliches Uergerniß in allen möglichen Arten von Schwelgerei, Unzucht und Liederlichkeit. Die ganze Rotte wurde in ihrer Versammlung zu Rußdorf arretiert, und unter diesen mußten die beiden Danziger Bürgermeisterstööhne hier öffentlich am Pranger stehen, obgleich ihr Vater eine große Geldsumme geboten und alles Mögliche getan hatte, um diese Beschimpfung abzuwenden. Die Strafe war zwar billig, mich traf aber das Schicksal, daß ich als ein ehrlicher Mann, welcher in Danzig kein Verbrechen begangen, keinen Menschen beleidigt hatte, das unschuldige Schlachtopfer des Wiedervergeltungsrechtes werden mußte, welches doch in meinem Falle gewiß weder anwendbar noch zu entschuldigen war.

Herr Abramson, der im Grunde gar nichts für mich, noch seine Pflicht getan, gar nicht protestiert hatte, sondern vielmehr bestochen war und gemeinschaftlich mit dem preussischen Residenten als mein Seelenverkäufer mitwirkte, riet mir nun, ich sollte ihm meine Schreibtafel und Pretiosen vertrauen, weil man mir ohnedies alles abnehmen würde. Er wußte, daß ich von meinen Geschwistern gegen siebentausend Gulden in Wechselbriefen empfangen hatte. Diese übergab ich ihm, behielt aber meine Ringe, die allein bei viertausend Gulden wert waren, und ungefähr sechzig Louisdors im Beutel. Er umarmte mich, versprach noch alles zu tun, ja sogar Anstalten vorzukehren, daß der Pöbel meine Auslieferung verhindern sollte, welche ohnedies erst binnen acht Tagen erfolgen konnte, weil der Magistrat selbst noch unentschieden über einen so wichtigen Schritt wäre, und ging, Krokodilstränen weinend, als mein bester Freund davon.

In der folgenden Nacht traten zwei Kommissarien von der Stadt, nebst dem preussischen Residenten Reimer und einer Häscherschär, in das Zimmer. Ein preussischer Offizier nebst etlichen Unteroffizieren waren dabei, und ich wurde von der Stadt denselben förmlich übergeben.

Hierauf ging sogleich das Plündern an. Keimer riß mir die Ringe vom Finger, nahm mir die Uhr, Tabatiere und alles weg, was ich hatte. Man gab mir weder einen Rock noch Hemd von meiner Equipage mit und führte mich in eine überall zugeschlossene Kutsche, in welche drei Preußen mit mir einstiegen. Ein Kommando Danziger Miliz umringte den Wagen, und so führte man mich bis an das Thor. Dieses wurde geöffnet, und vor demselben empfing mich ein Haufen Stadtdragoner, welche den Wagen bis Lauenburg an die pommerische Grenze begleiteten, der so schnell als möglich vorwärts getrieben wurde und mit vier Postpferden bespannt war.

Diesen merkwürdigen Tag habe ich aus meinem Gedächtnis verloren, ob er gleich einer der schreckbarsten meines Lebens ist. Es geschah aber anfangs Juli. In Lauenburg empfing mich ein preußisches Husarenkommando von dreißig Pferden mit einem Leutnant, und so wurde ich von Garnison zu Garnison bis Berlin transportiert. Die Danziger Dragoner hatten mich aber bis Lauenburg begleitet.

Es ist also nicht wahr, was der Danziger Magistrat und der mit ihm einverständene Resident Abramson nach Wien berichtet hatten: ich sei nämlich durch meine Unvorsichtigkeit in der Vorstadt von den Preußen aufgefangen und fortgeschleppt worden.

Noch merkwürdiger ist aber dieses, daß man in Wien auch sogar nach erhaltener Freiheit, da die Danziger Verrätereie und Mißhandlung der kaiserlichen Uniform von mir klar aufgedeckt und erwiesen wurde, weder für meine Satisfaktion, noch Vergütung, noch für die Ehre unseres Staates nicht die mindeste Ahndung unternommen hat. Billig sollte dieses geschehen sein. Herr Abramson war zwar nicht mehr zu bestrafen, denn während meiner Gefangenschaft hatte er die kaiserlichen Dienste verlassen und preußische erhalten und war von Staffel zu Staffel so tief gefallen, daß er im Jahre 1764, als ich meine Freiheit

erhielt, in Königsberg zu ewigem Gefängnis im Zuchthause verurtheilt war; seine reiche Frau hingegen ging betteln.

Inzwischen, als man sich überall verwunderte, daß meine Monarchin, in deren Diensten ich von den Danzigern so schändlich mißhandelt wurde, einen so ehrenrührigen Fall so ungeahndet nachsah, hätte man doch wenigstens sorgen sollen, daß mir dieser verräterische Magistrat das mir bei der Arretierung geraubte Geld, Effekten und Wechselbriefe, welches im Werte sich auf elf- bis zwölftausend Gulden belief, hätte zurückzahlen sollen. Ich habe mir zwar dieses Recht noch allezeit vorbehalten, und meine Schuld ist es nicht, daß man einen Verräter und Räuber in Danzig als Residenten akkreditiert hatte, welcher mich wie einen Joseph in Agypten verkaufte; nicht einmal eine pflichtschuldige Protestation bei dem Magistrate vorgebracht oder gegen meine Auslieferung protestiert hatte, sondern dieselbe vielmehr unterstützte und beförderte.

Der Transport ging von einer Garnison zur anderen zwei bis drei, auch höchstens fünf Meilen. In allen Städten, wo ich eintraf, fand ich Mitleid, Menschenliebe und alle mögliche Achtung. Nur zwei Tage lang dauerte die Husarenbedeckung.

Am vierten Tage kam ich nach N. N., wo der Herzog von Württemberg<sup>1)</sup>, Vater der gegenwärtigen Großfürstin von Rußland, kommandierte und seines Regimentes Standquartiere angingen.

Dieser Herr ließ sich mit mir in eine Unterredung ein, ward gerührt und behielt mich bei der Tafel, auch den ganzen Tag in seiner Gesellschaft, wo ich gar nicht als Arrestant behandelt wurde. Er ließ mich sogar, da ich seinen Beifall gewann, Kasttag machen, den ich gleichfalls in seinem Hause zubrachte, wo alles versammelt war, und die Herzogin, welche erst vor Kur-

1) Friedrich II., Eugen von Württemberg, geb. 1732, zuerst preussischer General, seit 1795 regierender Herzog von Württemberg, 1797 gest.

zem geheiratet hatte, mir alle mögliche Gnade, Mitleid und Achtung bezeigte.

Auch den dritten Tag blieb ich noch bei der Tafel. Erst nachmittag stieg ich nebst einem Leutnant seines Regiments in einen offenen Wagen und ward ohne alle Bedeckung von ihm allein weiter transportiert.

Ich muß diese Erzählung umständlich vortragen, weil sie den edlen verehrungswürdigen Charakter dieses Herzogs aufdeckt und zugleich zum Beweise dient, daß oft der beherzte, kurz entschlossene Mann verzagt scheinen, der Scharfsichtige blind und der kluge Mann ein Dummkopf sein könne.

Fast sollte ich aus dieser Begebenheit schließen, daß mir mein, in Magdeburg zu erwartendes, grausames Schicksal von der ewigen Vorsehung bestimmt war, dem ich trotz aller Ahnungen und aller günstigen Gelegenheiten dennoch nicht ausweichen konnte. Man darf nur meine Geschichte von meinen Unternehmungen in Glaz lesen, so wird man zu erstaunen Ursache finden, warum ich im wichtigsten Vorfalle meines Lebens so unentschlossen gleichgültig schlummerte und dem Abgrund kaltblütig entgegenging, an dem ich so leicht vorbeischlüpfen konnte.

Kurz gesagt, ich habe erst in der Folge bemerkt, daß der großmütige Herzog von Württemberg mir Gelegenheit zur Flucht geben wollte, und deshalb ganz besondere Befehle an seine Offiziere gegeben haben müsse. Er hätte vielleicht gern einen Verweis vom König erlitten, wenn ich die Gelegenheit benutzte, mich durch die Flucht auf diesem Transporte zu retten. Fünf Tage dauerte die Reise durch die Gegenden, wo sein Regiment in Garnison stand, und überall blieb ich über Nacht in der Offiziersgesellschaft, die mich mit Freundschaft und Menschenliebe überhäufte. Ich wurde gar nicht bewacht, schließ in ihren Quartieren und fuhr mit ihren Equipagen ohne andere Bedeckung als mit dem Offizier selbst.

An den meisten Orten geht die Poststraße kaum eine oder drei Meilen von den Landstraßen vorbei. Nichts wäre leichter gewesen, als zu fliehen und mich zu retten.

Ich kam in die Garnison eines kleinen Städtchens, wo ein Rittmeister kommandierte; bei diesem logierte ich im Hause ohne Schildwache. Er tat alles, um mich mit Höflichkeit und Freundschaft zu überhäufen. Nachmittags ritt er gar mit der Eskadron aus, wie die Preußen gewohnt sind, ohne Sattel auf Decken, vor dem Thor spazieren zu reiten. Ich blieb ganz allein im Hause zurück, ging in den Stall, daselbst standen noch drei Pferde, die Sättel und Säume hingen dabei. Im Zimmer waren Pistolen, Degen und Gewehr. Ich durfte nur aufsitzen und zum anderen Tore hinausreiten. Ich machte Betrachtungen, wollte mich entschließen und ein geheimer Zug machte mich unentschlossen; kurz gesagt, der Rittmeister kam nach Hause und schien verwundert, daß er mich noch dafand.

Tags darauf fuhr er mit mir ganz allein weiter mit seiner eigenen Equipage. Unterwegs hielt er sogar in einem Walde still, sah einige Champignons oder Schwämme und hieß mich aus dem Wagen steigen, um einige zu suchen und mitzunehmen.

Hier entfernte er sich wohl hundert Schritte von mir und ließ mir offene Gelegenheit zur Flucht, und dennoch fuhr ich mit ihm weiter und ließ mich wie ein Schaf zur Schlachtbank schleppen.

Weil ich mich so gut behandelt und so unvorsichtig eskortieren sah, machten sich meine Begriffe ein blendendes Gaukelspiel. Ich bildete mir ein, da der Transport gerade nach Berlin ging, würde mich der König sprechen, weil ich ihm damals recht viel von dem bevorstehenden Plane des angezettelten Siebenjährigen Krieges hätte sagen können, da das ganze Geheimnis durch die Bestuscheffsche Korrespondenz vor meinen Augen aufgedeckt war, und daß ich diese Korrespondenz führte,



war in Berlin besser bekannt als in Wien. Deshalb glaubte ich nicht, daß ich in Berlin unglücklich sein würde, und blieb in irrigen und unverdauten Begriffen wirklich mit Blindheit geschlagen.

Doch ach! Wie verwandelte sich meine Hoffnung, mein Traumgebäude in Schrecken und Verwirrung, da ich am vierten Tage aus den Standquartieren der württembergischen Dragoner der ersten Infanteriegarnison in Kößlin übergeben wurde. Der letzte Offizier von der württembergischen Eskorte verließ mich mit Wehmut, und nunmehr wurde ich dem buchstäblichen Befehl gemäß mit starker Bedeckung und aller möglichen Vorsicht bis Berlin geführt.

In Berlin erhielt ich ein Zimmer über der Hauptwache auf dem Neumarkt, mit zwei Schildwachen bei mir und einer vor der Türe. Der König war in Potsdam. In diesem Zustande blieb ich drei Tage. Am dritten traten einige Stabs-offiziere herein, setzten sich um einen Tisch und legten mir Fragen vor, deren Ursache ich erst jetzt begreife. Zum Beispiel: Was ich in Danzig gemacht hätte? Ob ich den Gesandten des Königs, Herrn von Golz, in Petersburg gekannt hätte? Wer mit mir im Danziger Komplott einverstanden wäre? u. —

Sobald ich merkte, wo man hinauswollte, gab ich auf alle Fragen gar keine Antwort. Ich sagte, ich sei im Jahre 1745 ohne Verhör noch Kriegsrecht auf die Festung Blatz verurteilt worden, wo ich mir dem Naturgesetze gemäß eigenmächtig meine Freiheit verschafft hätte.

Jetzt diene ich als Rittmeister der Kaiserin Maria Theresia. Ich bâte nunmehr um ein ordentliches Verhör vom Ursprunge meines Unglücks im Vaterlande, dann würd' ich alle Fragen beantworten und mich rechtfertigen; dieses sei aber keine Prozedur, wo man mir neue Gravamina aufbürden wolle, ohne meine Verteidigung anzuhören. Ich blieb also stumm

und antwortete nichts mehr, weil man mir sagte: „Hierzu haben wir keine Order.“

Man schrieb noch über zwei Stunden, Gott weiß, was. Dann kam ein Wagen vor die Thüre, man visitierte mich am ganzen Leibe, ob ich etwa Waffen bei mir hätte, nahm mir ungefähr dreizehn oder vierzehn Dukaten ab, die ich noch versteckt hatte, und brachte mich mit starker Bedeckung über Spandau nach Magdeburg. Hier überlieferte mich der Offizier dem Kapitän der Hauptwache auf der Zitadelle. Gleich erschien der Platzmajor und führte mich in das mir bestimmte Gefängnis, welches bereits für mich zugerichtet war. Man nahm mir hier meine Uhr ab und ein kleines, in Brillanten gefaßtes Porträt meiner Freundin aus Petersburg, welches ich auf dem bloßen Leibe versteckt hatte, und schloß die Thüren hinter mir zu.

Dieses Gefängnis war in einer Kasematte, wovon der vordere Teil, sechs Fuß breit und zehn Fuß lang, durch eine Zwischenmauer abgeteilt war. In der inneren Mauer waren doppelte Thüren, und zum Eingang in die Kasematte selbst die dritte. Das Fenster in der sieben Fuß dicken Mauer war oben am Gewölbe dergestalt angebracht, daß ich zwar Licht genug hatte, aber weder den Himmel noch die Erde sehen konnte. Gegenüber sah ich das Dach des Magazins allein. Inwendig steckten eiserne Stangen, auswendig gleichfalls, und in der Mitte dieses Mauerfensters war ein ganz enges Drahtgitter angebracht, welches wegen hinaufsteigender Abdachung um einen Fuß kleiner war als das Fenster selbst; hiedurch war es unmöglich, weder hinaus- noch hineinzusehen. Von außen stand ein hölzernes Palissadengatterwerk, sechs Fuß von der Mauer, wodurch die Schildwachen dem Fenster nicht beikommen konnten, um mir etwas zuzustecken. Dabei hatte ich ein Bett mit einer Matratze, welches aber, mit Eisen an dem Fußboden befestigt, unbeweglich stand, damit ich es nicht an das Fenster rücken und aufsteigen konnte. Ein kleiner eiserner Ofen

stand an der Seite der Türe, und bei demselben ein gleichfalls festgenagelter Leibstuhl. Man legte mir aber gar keine Eisen an, hingegen bestand meine Kost in 1 1/2 Pfund Kommißbrot und einem Krug Wasser.

Da ich nun in meiner Jugend einen besonders guten Magen hatte und mein Brot meistens so verschimmelt war, daß man kaum die Hälfte genießen konnte — welches vom Geize des damaligen Platzmajors Nieding herrührte, der bei der großen Zahl der unglücklichen Gefangenen noch Gewinn suchte — so ist es mir unmöglich, meinen Lesern die ungeheuere Folter zu schildern, welche mir ein elf Monate dauernder unausgesetzter wütender Hunger verursachte. Ich hätte täglich sechs Pfund Brot begierig eingeschluckt — wenn ich nun alle vierundzwanzig Stunden meine kleine Portion erhielt, so blieb ich nach Genuß derselben ebenso hungrig, als ich vorher war, und mußte abermals vierundzwanzig Stunden auf neue Ladung warten. Wie gern hätte ich einen Wechsel auf tausend Dukaten auf mein Wiener Vermögen angewiesen, um mich nur einmal am dürrn Brote satt zu essen! Kaum gestattete mir der wütende Hunger einen ruhigen Schlaf, so träumte mir, als ob ich an einer großen Tafel schmauste, wo eben alle Speisen, die ich vorzüglich gern essen mochte, im Überflusse aufgetragen waren. Ich aß träumend wie ein Nimmersatt, die ganze Gesellschaft erstaunte über meinen Appetit. Der Magen fühlte nichts in Wirklichkeit, desto begieriger aß ich in Gedanken. Ich erwachte oder vielmehr der Hunger weckte mich, dann schwebten mir die vollen Schüsseln vor den Augen, und dem leeren Magen blieb die rasende Sehnsucht. Der Hunger, der Trieb der Natur, forderten immer mehr, immer rasender, diese Marter hinderte den Schlaf, desto fürchterlicher erschien mein grausames Schicksal der in die Zukunft forschenden Seele, welche sich die Dauer unübersteiglich schilderte.

Gott behüte jeden ehrlichen Mann vor einer Empfindung

dieser Art! Für den hartnäckigsten Bösewicht wäre diese Folter gewiß unausstehlich. Man kann acht Tage Mangel leiden, drei Tage hungern, aber gewiß hat noch kein Mensch auf Erden elf Monate lang so bitter gefastet und sich nicht einmal halb satt gegessen. Man sollte glauben, wenig essen würde Gewohnheit, ich habe aber das Gegentheil empfunden; mein Hunger stieg mit jedem Tage, und eben diese elf Monate waren in meinem ganzen Leben die grausamsten Büttel meiner Standhaftigkeit.

Vorstellung, Bitten half nichts, die Antwort war: „Es ist des Königs ausdrücklicher Befehl, man darf Ihnen nicht mehr geben.“ Der Kommandant, General Bork, ein geborener Menschenfeind, sagte mir sogar, als ich ihn bat, mir doch wenigstens Brot genug geben zu lassen: „Sie haben lange genug auf des Königs silbernem Service Pasteten gefressen, welches ihm der Trench bei der Bataille zu Sorau geraubt hat. Nun mag Ihnen auch unser Kommissbrot auf Ihrem s. v. Schause schmecken. Ihre Kaiserin hat Ihnen kein Geld geschickt, und Sie sind das Kommissbrot und die Unkosten nicht wert, welche hier auf Sie verwendet werden zc. — —“

Man urteile, was meine Seele bei solcher Mißhandlung empfand, besonders da ich wohl einsah, daß mein Gefängnis gewiß nicht von erträglicher Dauer sein würde.

Die drei Türen wurden verschlossen, ich blieb meinem Nachsinnen trostlos überlassen, und alle vierundzwanzig Stunden brachte man mir mein Brot und Wasser um die Mittagsstunde; die Schlüssel von allen Türen waren bei dem Kommandanten. Die inwendige allein hatte ein besonderes verschlossenes Mittelfenster, durch welches mir meine Bedürfnisse hereingereicht wurden. Alle Mittwoch aber wurden nur die Türen geöffnet, und der Kommandant nebst dem Platzmajor kamen herein, um zu visitieren, wenn vorher mein Abtritt durch einen geschlossenen Delinquenten gereinigt war.

Nachdem ich dieses ein paar Monate hindurch beobachtet hatte und vollkommen sicher war, daß in der ganzen Woche niemand in mein Gefängniß kam, fing ich eine Arbeit an, die ich zuvor genau untersucht hatte und wirklich möglich fand.

Auf dem Platze, wo der Ofen und der Abtritt stand, war der Boden mit Ziegeln gepflastert, und die Wand war der Schwibbogen zwischen meiner benachbarten Kasematte, die niemand bewohnte. Ich hatte nun eine Schildwache vor dem Fenster und fand bald ein paar ehrliche Kerle, die trotz des Verbotes mit mir sprachen und mir die ganze Lage meines Kerkers schilderten. Durch diese erfuhr ich, daß ich leicht entfliehen könne, falls es mir möglich wäre, in diese nächste Kasematte hineinzubrechen, wo die Thüre unverschlossen war, dann käme es darauf an, wenn ich einen Freund mit einem Nachen an der Elbe bereit hätte, oder wenn ich mich durch Schwimmen retten könnte; die sächsische Grenze wäre nur eine Meile davon.

Hierauf wurde nun mein Plan gemacht, dessen zergliederte Schilderung dieses halbe Buch füllen würde.

Ich arbeitete die Eisen los, womit mein Abtritt in dem Boden befestigt, und die achtzehn Zoll lang am Kastenblatt mit drei kleinen Nägeln befestigt waren, die ich inwendig abbrach und von außen her, wo allein visitiert wurde, mit den Köpfen richtig wieder an ihren Ort steckte.

Hierdurch erhielt ich Brecheisen, hob die Ziegel vom Boden auf und fand unter denselben sogleich Erde.

Ich fing also den ersten Versuch an, hinter diesem Kasten ein Loch durch den Schwibbogen zu brechen, welcher sieben Fuß dick war. Die erste Lage der Mauern war Ziegelsteine, dann folgten aber sogleich große Bruchsteine. Nun versuchte ich erst, sowohl die Ziegel des Bodens, als die ersten der Wand, genau zu nummerieren und zu bemerken, um das Loch wieder akkurat zuzumachen; dieses glückte, ich griff also weiter.

Am Tage vor der Visitation wurde alles ganz behutsam zugemacht. Beinahe einen Fuß hoch brach ich in die sichtbare Mauer. Die Ziegel wurden wieder eingesetzt, der feinste Kalk wohl verwahrt, der übrige von der Mauer abgeschabt, die vielleicht hundertmal vorher überweist war und unmerklich Stoff genug zu meinem Bedürfnis gab. Von meinen Haaren machte ich einen Pinsel, machte alles gleich, dann den feinen Kalk in der Hand naß, überstrich und blieb mit dem bloßen Leib so lang an der Mauer sitzen, bis alles trocken und der übrigen Wand gleich war. Dann wurden die Eisen wieder am Abtritte befestigt, und es war unmöglich, das mindeste zu bemerken.

Während der Arbeit lagen Steine und Schutt in meiner Bettstelle. Hätte man nun in der ganzen Zeit einmal den Bestand gehabt, an einem anderen Tage als am Mittwoch zu visitieren, so wäre ich sogleich entdeckt worden; da dieses aber binnen sechs Monaten gar nicht geschah, so war mir die Ausführung einer unglaublichen Unternehmung möglich.

Inzwischen mußte ich auf Mittel sinnen, Schutt aus dem Gefängnis zu schaffen, weil es nie möglich ist, aus einer gebrochenen Mauer alles wieder in den vorigen Raum zu bringen. Dieses geschah auf folgende Art: Kalk und Steine waren unmöglich fortzuschaffen, ich nahm also Erde, streute etwas in mein Zimmer und trat den ganzen Tag auf derselben herum, daß sie ein feiner Staub wurde. Diesen Staub streute ich auf mein Fenster; um hinaufzusteigen, brauchte ich den losgemachten Abtritt. Dann machte ich mir einen kleinen Stab von Holzsplittern der Bettstelle; der Zwirn von einem alten Strumpf diente zum Zusammenbinden, und vorne machten meine Haare einen Busch.

Im mittleren Drahtgitter am Fenster machte ich ein Loch größer, das von unten her nicht bemerkt werden konnte, dann warf ich meinen Staub ganz dicht auf die Fenstermauern und

schob ihn mit großer Mühe mit meinem Stabe durch das Drahtgitter bis an den äußeren Rand des Fensters. Dann wartete ich, bis windiges Wetter einfiel, und wenn die Windstöße in der Nacht am Fenster vorbeistrichen, stieß ich mit meinem Pinsel den Staub hinaus, welcher in die Luft geführt wurde und von außen keine Merkmale auf der Erde hinterließ.

Auf diese Art habe ich gewiß allgemach mehr als drei Zentner Erde herausgeschafft und mir zur angefangenen Arbeit Luft gemacht.

Da dieses aber nicht hinlänglich war, so half noch folgendes: Ich machte Würste von Tonerde, die dem Kote ähnlich sahen, trocknete sie, und wenn man das Schloß der letzten Türe am Mittwoch öffnete, dann warf ich sie geschwind in den Abtritt; der Arrestant eilte mit dem Eimer hinweg, schüttete aus, und auf diese Weise wurden gleichfalls alle Wochen ein paar Pfund hinausgeschafft.

Ich machte auch kleine Kügelchen und blies mit einem Stück Papier, wenn die Schildwache spazieren ging, eines nach dem anderen weit zum Fenster hinaus. Auf diese Art verschaffte ich mir Platz, füllte den leeren Erdraum unter dem Bretterboden mit Kalk und Steinen aus und arbeitete glücklich vorwärts.

Unmöglich kann ich aber die Arbeit schildern, die ich fand, nachdem ich ein paar Fuß tief in die Bruchsteine kam. Meine Eisen vom Abtritt, zuletzt auch die vom Bette, waren die beste Hilfe. Eine redliche Schildwache steckte mir einmal einen alten eisernen Ladestock zu, der mir gute Dienste leistete, und ein Messer, so wie es die Soldaten zu kaufen pflegen, welches eine hölzerne Scheide hat, etwa zwei Kreuzer kostet und Kneif genannt wird. Dieses letztere hat mir in der Folge unglaubliche Dienste geleistet. Mit diesem Messer schnitt ich Stücke von den Brettern des Bettes ab und machte Späne, mit welchen ich allgemach den Kalk zwischen den Steinen herausarbeitete.

Unglaublich ist es, was diese sieben Fuß dicke Mauer mir für Arbeit kostete. Das Gebäude ist uralt, und der Kalk war an einigen Orten ganz petrifiziert, so daß ich die ganzen Steine zu Staub zerreiben mußte. Sechs Monate lang dauerte die Arbeit unausgesetzt, ehe ich an die letzte Lage kam, welches ich an den Ziegeln erkennen konnte, womit jedes Kasemattenzimmer inwendig ausgemauert war.

In dieser Zeit hatte ich nun Gelegenheit, mit einigen Schildwachen zu sprechen; unter diesen war ein alter Grenadier, namens Gefhardt, den ich hier deshalb nenne, weil er in meiner Geschichte als ein Beispiel des großmütigsten Menschen auf Erden erscheinen wird. Von diesem erfuhr ich nun die ganze Lage meines Gefängnisses und alle Umstände, wie ich zu meiner Freiheit gelangen konnte.

Nichts fehlte mir als Geld, um einen Kahn zu kaufen und auf der Elbe mit ihm nach Sachsen zu fliehen. Durch diesen rechtschaffenen Mann machte ich Bekanntschaft mit einem Judenmädchen, namens Esther Heymannin aus Dessau, deren Vater daselbst auf zehn Jahre im Gefängnisse saß. Dieses redliche Mädchen, das ich nie sehen konnte, gewann zwei andere Grenadiere, die ihr Gelegenheit boten, so oft sie bei mir auf der Schildwache standen, mit mir zu sprechen. Ich machte von meinen Spänen einen langen zusammengebundenen Stock, welcher bis vor die Palisadeneinfassung vor dem Fenster reichte; hierdurch erhielt ich Papier, ein Messer und eine Eisenfeile.

Ich schrieb an meine Schwester, die an den einzigen Sohn des Generals von Waldow verheiratet war, schilderte meinen Zustand, gab ihr Instruktion, wie sie für meine Freiheit arbeiten sollte und bat sie, daß sie diesem Judenmädchen dreihundert Reichstaler geben sollte, weil ich durch ihre Hilfe Möglichkeit gefunden hätte, aus meinem Kerker zu entfliehen.

Zugleich gab ich ihr einen beweglichen Brief an den kaiserlichen Minister in Berlin, Grafen Puebla, mit, schloß einen



Wechsel von tausend Gulden bei, um ihn in Wien einzukassieren und dieser Heymannin zu behändigen. Diese tausend Gulden hatte ich ihr als Belohnung für ihre Treue versprochen. Die dreihundert Reichstaler von meiner Schwester sollte sie aber mir bringen, und dann nebst ihren Grenadiern meine Anstalten zur sicheren Flucht befördern, welches auch unfehlbar entweder durch mein bereits damals halbfertiges Loch in der Mauer oder mit Hilfe der Jüdin und Schildwache durch Durchschneidung meiner Türen um die Schlösser herum geschehen wäre.

Die Briefe waren offen, weil ich sie nur um den Stock wickeln und ihr auf diese Art zustecken konnte.

Das arme redliche Mädchen geht also nach Berlin, gerade und glücklich zum Minister Graf Puebla. Er gibt ihr allen Trost, übernimmt Brief und Wechsel und befiehlt ihr, mit seinem Gesandtschaftssekretär, Herrn von Weingarten, zu sprechen, und alles zu tun, was dieser ihr befehlen würde.

Sie geht zu ihm und wird auf das freundlichste empfangen. Er fragt sie alles aus und sie vertraut ihm den ganzen Plan zu meiner Flucht durch Hilfe der beiden Grenadiere. Auch daß sie Briefe an meine Schwester nach Hammer bei Küstrin zu tragen habe.

Er fordert diesen Brief, liest ihn, forschet alles aus, befiehlt ihr, sogleich zu meiner Schwester zu gehen, und gibt ihr zwei Dukaten auf die Reise, mit dem Befehl, bei ihrer Rückkunft wieder zu ihm zu kommen. Indessen wolle er die Zahlung des Wechsels per tausend Gulden in Wien besorgen und ihr sodann weitere Instruktion geben.

Das Mädchen geht freudig nach Hammer. Meine Schwester, die Witwe war und ihren Mann nicht mehr, wie im Jahre 1746, zu fürchten hatte, entzückt über die Nachricht, daß ich noch lebe, gibt ihr dreihundert Reichstaler und muntert sie auf, alles mögliche zu meiner Rettung beizutragen.

Hiermit eilt sie, nebst einem Briefe an mich, nach Berlin zurück und bringt die Nachricht dem Herrn von Weingarten. Dieser liest meiner Schwester Brief und fragt die Jüdin alles ab, auch sogar die Namen der beiden Grenadiere. Er sagt ihr, die tausend Gulden wären noch nicht aus Wien angekommen, gibt ihr aber zwölf Dukaten mit dem Befehl, nach Magdeburg zu eilen, mir die gute Nachricht zu bringen, dann aber sogleich nach Berlin zurückzukehren und ihre tausend Gulden bei ihm abzuholen. Das gute Mädchen fliegt nach Magdeburg, geht auf die Citadelle, begegnet aber zu ihrem größten Glücke vor dem Tore dem Weibe des Grenadiers, welches ihr mit Winseln und Tränen erzählt, daß ihr Mann nebst seinem ihr bekannten Kameraden tags vorher arretiert und, in Eisen scharf bewacht, festsaßen.

Die Jüdin hatte einen gesunden Verstand, roch den Braten, kehrte auf der Stelle um und flüchtete glücklich nach Dessau.

Nun will ich dieses wichtige und schreckbare Rätsel auflösen, weil ich nach meiner erlangten Freiheit von eben dieser Jüdin die ganze Relation schriftlich erhalten, die ich noch gegenwärtig wirklich in Händen habe.

Der Legationssekretär von Weingarten war, wie bald hernach weltkundig wurde, ein Verräter, welchem Graf Puebla zu viel vertraut hatte, der als Rundschafter wirklich in preussischem Sold stand und alle Geheimnisse der kaiserlichen Gesandtschaft, auch den in Wien entworfenen Kriegsplan, an das Berliner Ministerium verraten hatte. Er blieb auch bei bald darauf ausgebrochenem Kriege wirklich als ein Treulofer im preussischen Dienste zurück. Mich hatte er verraten, um den Wechsel per tausend Gulden in seinen Sack zu schieben, denn es ist sicher und erwiesen, daß Graf Puebla meinen Wechsel wirklich nach Wien geschickt, und derselbe ihm den 24. Mai 1755 aus meiner Administrationskasse bezahlt, mir auch nach erlangter Freiheit hier angerechnet wurde. Denn nimmermehr kann ich

glauben, daß der Minister selbst diese tausend Gulden für sich behalten habe, obgleich in Wien das Geld wirklich von ihm selbst quittiert ist, wie in der mir vorgelegten Rechnung zu lesen ist, die ich zum Beweis in Händen habe.

Da nun Weingarten das Judenmädchen auf das genaueste ausgekundschaftet hatte, so hat der Schelm, um tausend Gulden zu erobern, mich in das Verderben gestürzt und meiner Schwester Unglück und frühzeitigen Tod verursacht; und seine Verrätereie war Ursache, daß ein Grenadier gehängt wurde, der andere hingegen drei Tage Gassen laufen mußte.

Das Judenmädchen kam allein glücklich davon. Nach meiner erlangten Freiheit hat sie mir erst Nachricht und Aufklärung von dem ganzen Vorfalle gegeben. In Magdeburg hieß es, eine Jüdin habe von meiner Schwester Geld geholt und zwei Grenadiere bestochen, um mir durchzuhelfen; einer davon habe etwas seinem Kameraden vertraut und sei von ihm verraten worden.

Ich selbst geriet durch Weingartens Verrätereie in die ungeheueren Fesseln, die mich noch neun Jahre folterten. Ein unschuldiger Mensch verlor am Galgen sein Leben. Meine redliche Schwester hingegen mußte mir auf ihre Kosten das neue Gefängnis in der Sternschanze bauen lassen. Der Fiskus strafte sie um eine Summe, die ich nie erfahren habe. Ihre Güter wurden bald hernach gänzlich ausgeplündert und in eine Wüstenei verwandelt. Ihre Kinder geriethen durch diese Begebenheit in die bitterste Armut, und sie selbst starb in der Blüte der Jahre, im dreiunddreißigsten, von Gram und Verfolgung, durch ihres Bruders Unglück und durch die Verrätereie der kaiserlichen Gesandtschaft zugrunde gerichtet.

Sogar der rechtschaffene Kaiser Franz vergoß Tränen, als ich ihm diese schreckliche Geschichte in einer Audienz mit Wehmut erzählte. Ich erblickte sein edles Gefühl und fiel ihm von reinem Dank erschüttert zu Füßen. — Der bewegte Monarch

riß sich los, verließ mich und ich schlich betäubt zur Thür hinaus.

In meinem Kerker erfuhr ich in den ersten Tagen gar nichts. Bald aber kam mein ehrlicher Gefhardt wieder auf die Schildwache zu mir. Da aber die Posten verdoppelt waren, und nunmehr zwei Grenadiere meine Thüre bewachten, so war das Sprechen ohne Gefahr fast unmöglich. Indessen gab er mir doch Nachricht von den beiden unglücklichen Kameraden.

Der König kam eben nach Magdeburg zur Revue. Er selbst ist in der Sternschanze gewesen und hat in aller Eile das neue Gefängnis in derselben für mich zu bauen befohlen, auch die Ketten angeordnet, in die ich geschmiedet werden sollte.

Mein ehrlicher Gefhardt hatte seine Offiziere sprechen hören, daß dieses neue Gefängnis für mich bestimmt sei. Er gab mir Wind davon, versicherte mir aber, daß es vor Ende des Monats nicht fertig sein könnte.

Ich faßte also den Entschluß, eifertig den Ausbruch meines Lochs in der Mauer zu beschleunigen und ohne auswärtige Hilfe zu entfliehen.

Möglich war es, denn von meinem Bette hatte ich einen Strick verfertigt, den ich an eine Kanone anbinden und an dem ich mich vom Walle herunterlassen wollte. Über die Elbe wäre ich geschwommen, und da die sächsische Grenze nur eine Meile entfernt ist, so wäre ich auch sicher glücklich davon gekommen.

Am 26. Mai wollte ich in die Nebenkasematte herausbrechen. Als ich aber unter dem Ziegelboden derselben herausarbeiten wollte, fand ich denselben so fest ineinander gefügt, daß ich den Ausbruch auf den folgenden Tag verschieben mußte. Der Tag brach wirklich heran, als ich müde und matt auf hörte; und wäre jemand zufällig am folgenden Tag in das Zimmer gegangen, so hätte man das bereits aufgewühlte Loch gefunden.

Schreckliches Schicksal! das mich aber in meinem ganzen Leben verfolgt hat und mich allezeit in den Abgrund stürzte, wenn ich alle Hindernisse überstiegen zu haben glaubte!

Der 27. Mai war ein neuer Unglückstag für mich. Mein Gefängnis war in der Sternschanze rascher fertig geworden, als man glaubte. Und eben, als die Nacht heranbrach und ich Anstalt zu meiner Flucht machen wollte, hielt ein Wagen vor meinem Gefängnisse still. Gott! Wie erschrak ich! Du allein weißt es, wie mir damals zumute war! Schösser und Türen wurden geöffnet! In Geschwindigkeit versteckte ich noch mein Messer zur letzten Nothilfe an einem geheimen Orte auf dem Leibe, und in eben dem Augenblicke trat der Platzmajor nebst dem Major du jour und einem Kapitän in mein Gefängnis, zwei Laternen in den Händen.

Man sprach kein Wort, als: „Ziehen Sie sich an.“ Dies war gleich geschehen, es war noch meine Cordovaische kaiserliche Uniform. Hierauf reichte mir jemand ein paar Eisen, mit welchen ich mich selbst übers Kreuz an Hand und Fuß schließen mußte. Dann band mir der Platzmajor mit einem Tuche die Augen zu, man griff mir unter die Arme und führte mich in den Wagen. Aus der Zitadelle muß man nun durch die ganze Stadt und dann erst zur Sternschanze wieder hinausfahren. Ich hörte nun nichts als das Geklirre der den Wagen umgebenden Bedeckung, in der Stadt aber einen gewaltigen Zulauf des neugierigen Volks, weil man ausgesprengt hatte, ich sollte in der Sternschanze enthauptet werden.

Sicher ist es auch, daß verschiedene Leute, welche mich damals mit verbundenen Augen durch die Stadt führen sahen, überall erzählt und geschrieben haben, daß am 27. Mai der Trenck in die Sternschanze geführt und daselbst ihm der Kopf vor die Füße gelegt worden sei. Die Offiziere der Garnison hatten auch den Befehl, dieses zu bekräftigen, weil niemand wissen sollte, wo ich geblieben war.

Endlich hielt der Wagen still. Man führte mich aus demselben in das neue Gefängnis und löste mir bei dem Scheine einiger Lichter das Tuch von den Augen. Aber, o Gott! wie regte sich mein Gefühl, als mir zwei schwarze, dem Teufel ähnliche Schmiede, mit einer Glutpfanne und einem Hammer bewaffnet, und der ganze Boden mit rasselnden Ketten bedeckt, in die Augen fielen.

Man griff sogleich zum Werke, und beide Füße wurden mir mit schweren Holzketten an einem eisernen, in der Mauer befestigten Ringe festgeschmiedet. Dieser Ring war drei Fuß vom Boden erhaben, folglich konnte ich links und rechts etwa drei Fuß breit Bewegung machen. Dann wurde mir um den nackten Leib ein handbreiter Ring angeschmiedet, welcher mit einer Kette an einer eisernen, armdicken Stange zusammenhing, die zwei Fuß lang war und an deren beiden Enden man meine Hände in zwei Schellen befestigte. Das ungeheure Halseisen wurde mir diesmal noch nicht angelegt und folgte erst im Jahre 1756.

Nun sagte kein Mensch gute Nacht, alles ging in schreckbarer Stille fort, und ich hörte nacheinander vier Türen mit fürchterlichem Gerassel zuschließen.

Schildern kann meine Feder dem Leser dieser Geschichte nicht, was in dieser ersten Nacht in meinem Herzen, in meinen Entschlüssen kämpfte und den letzten Entschluß zurückhielt. Ich sah wohl ein, daß dieses Schicksal mir nicht auf kurze Zeit bestimmt sei, weil mir der demnächst ausbrechende Krieg zwischen Oesterreich und Preußen bekannt war, und das Ende mit Gelassenheit abzuwarten, schien mir unmöglich. Dabei hatte ich Ursache zu zweifeln, ob man sich am Ende noch in Wien für mich interessieren werde, weil ich Wien aus Erfahrung kannte und wußte, daß die, welche meine Güter daselbst geteilt hatten, gewiß alles mögliche tun würden, um mir die Rückkehr zu wehren. Mit diesen Gedanken verfloß

die Nacht. Der Tag erschien, aber nicht in seinem Glanze für mich. Dennoch konnte ich in der Dämmerung meinen Kerker betrachten.

Die Breite war acht und die Länge zehn Fuß. Neben mir stand ein Leibstuhl, und vier Ziegel waren in der Ecke in die Höhe gemauert, worauf ich sitzen und den Kopf an die Mauer anlehnen konnte. Dem Ringe in der Mauer gegenüber, an den ich angeschmiedet war, war ein künstliches Fenster in der sechs Fuß dicken Mauer angebracht, in der Form eines halben Zirkels, aber nur einen Fuß hoch und zwei im Diameter. Von innen ging die Öffnung aufwärts gemauert bis an die Mitte, woselbst ein enges Drahtgitter befestigt war. Dann lief die Abdachung gegen die Erde hinaus, wo man dieses Luftloch oder Fenster mit dicht aneinander stehenden eisernen Stangen ebenso wie intwendig versichert hatte.

Da nun mein Gefängnis in dem Graben des Hauptwalls gebaut, von hinten an denselben gelehnt, intwendig acht Fuß breit und die Mauer sechs Fuß dick war, so stieß das Fenster beinahe an die Mauer des zweiten Walles; folglich konnte von oben her gar keines, von unten auf aber nur der Widerschein des Tageslichts in meinen Kerker, besonders durch ein so enges Loch, hereinbrechen, welches dreimal mit Eisen und Gittern verschlossen war. Mit der Zeit wurde mein Auge aber dennoch so an diese Dämmerung gewöhnt, daß ich eine Maus laufen sehen konnte. Im Winter aber, wo die Sonne gar nicht in den Graben schien, war bei mir ewige Nacht. Intwendig war vor dem Gitter ein Fenster, wovon die mittlere Scheibe zum Luftloch geöffnet werden konnte.

Neben dem hölzernen Leibstuhl, der alle acht Tage ausgetragen wurde, stand ein Wasserkrug.

In der Mauer konnte man den Namen Trench von roten Ziegeln ausgemauert lesen, und unter meinen Füßen lag ein Leichenstein mit dem Totenkopf, unter welchem ich begraben

werden sollte, und mit meinem Namen bezeichnet<sup>1)</sup>. Mein Kerker hatte doppelte Türen von zwei Zoll dickem, eichenem Holze. Vor denselben war eine Art von Vorzimmer mit einem Fenster, und dieses abermals mit zwei Türen verschlossen.

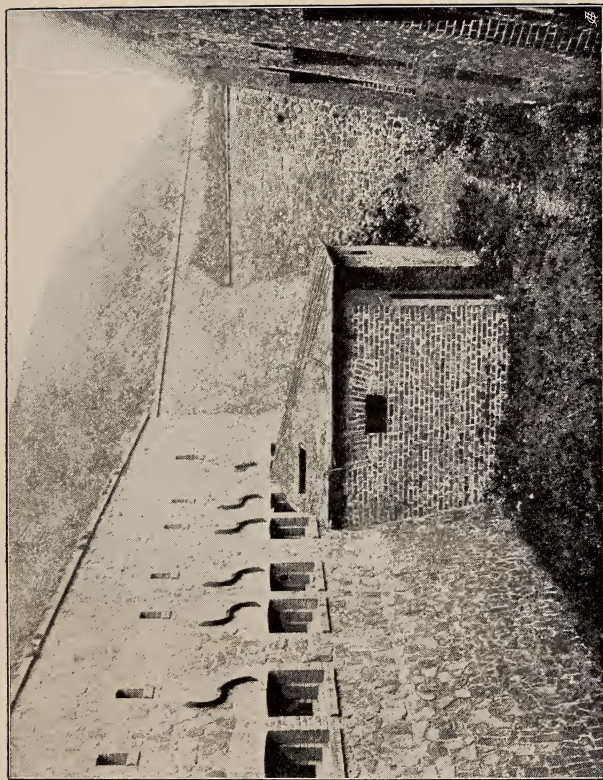
Weil nun der Monarch ausdrücklich befohlen hatte, daß mir absolut aller Umgang, alle Gelegenheit, mit Schildwachen zu sprechen, sollte abgeschnitten werden, damit ich keinen mehr verleiten könne, und deshalb der Kerker undurchdringlich gebaut werden müsse, so war der Hauptgraben, in welchem mein Palast prangte, von beiden Seiten mit zwölf Fuß hohen Pallisaden geschlossen, und den Schlüssel zu dieser fünften Türe allein hatte der wachhabende Offizier. Mir selbst blieb keine andere Bewegung übrig, als auf der Stelle, wo ich angeschmiedet war, zu springen, oder den oberen Leib so lange zu schütteln, bis mir warm wurde. Mit der Zeit, als ich mich an die schweren Fesseln gewöhnte, konnte ich auch Seitenbewegungen von vier Fuß machen, wobei aber die Schienbeine litten.

Das Gefängnis war binnen elf Tagen mit Gips und Kalk aufgemauert worden, und gleich wurde ich hineingebracht, wobei jedermann glaubte, daß ich den neuen Mauerdampf in einem ganz geschlossenen Loche nicht vierzehn Tage überdauern würde. Wirklich saß ich etwa sechs Monate beständig im Wasser, welches von dem ungeheuer dicken Gewölbe ebenda, wo ich stehen mußte, beständig auf mich herabträufelte. Ich kann auch meinen Lesern versichern, daß mein Leib binnen der ersten drei Monate gar nicht trocken wurde, und dennoch blieb ich gesund.

So oft man zur Visitation kam, und dies geschah täglich um Mittag nach Ablösung der Wache, mußte man vorher die Türen einige Minuten offen lassen, sonst löschte der erstickende Dunst der Mauer die brennenden Lichter in der Laterne aus.

1) Dieser Umstand soll eine Erfindung Trenck's sein.





Zrenck's Gefängnis in Magdeburg in seinem heutigen Zustande.



Mein Vorsatz war, dem Glücke zu trotzen und meinen Sieg trotz allen Hindernissen selbst zu erringen. Der Ehrgeiz, mir dereinst diesen Sieg selbst zuzueignen, war vielleicht die stärkste Triebfeder zu diesem Entschlus, welcher endlich durch wiederholte Prüfungen bis zu dem Grade des echten Heldengeistes heranwuchs, dessen Sokrates im grauen Haare sich gewiß in solchem Gewichte nicht rühmen konnte. Er war alt, hörte auf zu empfinden und trank den Giftbecher gleichgültig. Ich hingegen war im Feuer der Jugend, und das Ziel schien auf allen Seiten weit entfernt, wo ich hinstrebte. Die gegenwärtige Art der wirklichen Leibes- und Seelenfoltern waren von solcher Art, daß ich von meinem Gliederbaue wahrscheinlich keine Dauer erwarten konnte.

Mit solchen Gedanken rang ich, als es Mittag war und mein Käfig zum erstenmal geöffnet wurde. Wehmut und Mitleid war auf jeder Stirne meiner Wächter gemalt. Niemand sprach ein Wort, auch nicht einmal Guten Morgen, und fürchterlich war ihre Ankunft, weil sie mit den noch nicht gewöhnten ungeheueren Niegeln und Schlössern an den Türen etwa eine halbe Stunde raffelten, ehe die letzte geöffnet wurde.

Man trug meinen Leibstuhl hinaus, brachte eine hölzerne Bettstelle oder eine Pritsche herein, nebst einer Matratze und guten wollenen Decken; zugleich auch ein ganzes Kommissbrot von sechs Pfund, wobei der Platzmajor sagte: „Damit Sie sich nicht mehr über Hunger zu beklagen haben, wird man Ihnen Brot geben, so viel Sie essen wollen.“ Man schloß die Türen zu und überließ mich meinem Schicksale.

Gott! wie kann ich die Wollust schildern, die ich im ersten Augenblicke empfand, als ich nach elfmonatlichem, wütendem Hunger mich zum erstenmal sattessen konnte. Kein Glück schien mir im ersten Genuße vollkommener als dieses, und keine Mühle zermahlt die harten Körner geschwinder, als damals meine Zähne im Kommissbrot wühlten. Kein feuriger Verliebter, der

lange schmachtet, fällt begieriger in die Arme seiner ihm bereits übergebenen Braut, kein Tiger hitziger auf seine Beute, als ich im ersten Augenblicke auf meine Mahlzeit. Ich aß, ich rastete, stellte Betrachtungen an, aß wieder, fand mein Schicksal schon erleichtert, vergoß Tränen, brach ein Stück nach dem anderen ab, und noch eh' es Abend wurde, war mein Brot im Leibe.

Natur! was für Gefühl ist bei allen deinen Bedürfnissen verwebt! Welche Wollust könnte der reiche Weltbürger genießen, wenn er nicht eher zur Tafel ginge, bis er vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden gefastet hat!

Gewiß, man würde wenige Meisterköche, wenige kostbare Leckerbissen, die den Gaumen augenblicklich kitzeln, brauchen, wenn man sich die Wollust im Essen durch Hunger verschaffen wollte. Wie köstlich schmeckte mir oft in meinem Leben ein Stück verschimmeltes Brot! Man mache den Versuch freiwillig, dann wird man mir für Lehren danken, die nur allein geprüfte Erfahrung mit dem wahrhaften probatum est versichern kann.

Meine erste Freude dauerte aber nicht lange, und gleich lernte ich, daß ein übertriebener Genuß ohne Mäßigung Ekel hervorbringt. Mein Magen war durch so langen Hunger geschwächt, die Verdauung wurde gehemmt, der ganze Leib schwellte auf, mein Wasserkrug wurde leer, Krämpfe, Koliken und zuletzt Durst mit unglaublichen Schmerzen folterten mich bis zum anderen Tage, und schon verfluchte ich die, welche ich kurz vorher deshalb segnete, weil sie mir satt zu essen gaben. Ohne Bett wäre ich in dieser Nacht gewiß verzweifelt. Meine grausamen Fesseln war ich noch nicht gewöhnt, die Kunst, in denselben zu liegen, hatte ich noch nicht gelernt, wie sie mich endlich Zeit und Gewohnheit lehrten. Ich konnte mich wenigstens auf trockener Matratze sitzend krümmen. Diese Nacht war aber dennoch eine der grausamsten, die ich erlebt habe. Am

folgenden Tage, da man meinen Kerker öffnete, fand man mich in einem erbärmlichen Zustande, wunderte sich über meinen Appetit und trug mir ein anderes Brot an. Ich protestierte, weil ich keines mehr zu bedürfen glaubte. Dennoch ließ man eines holen, gab mir zu trinken, zuckte die Achseln, wünschte mir Glück, weil ich allem Aussehen nach nicht lange mehr leiden würde, und schloß die Thüren wieder zu, ohne zu fragen, ob ich anderer Hilfe bedürfe.

Drei Tage verflossen, bis ich wieder den ersten Bissen Brot essen konnte. Indessen war die sonst starke, standhafte Seele im kranken Leibe kleinmütig, und mein Tod wurde beschlossen.

Ich fand tausend Gründe, die mich überzeugten, daß es nunmehr Zeit sei, meinen Leiden ein Ende zu machen. Und da mich niemand gefragt hat, ob ich in die Welt kommen und geboren sein wollte, so glaubte ich auch, daß ich vollkommen berechtigt sei, gleichfalls, ohne jemand zu fragen, dieselbe zu verlassen, sobald mein Hiersein unerträglich wurde. Dennoch wollte ich den ersten Regungen eines verzweifelten Schmerzes mit aller möglichen Vernunft ausweichen und mir selbst Zeit lassen, alle Gründe und Gegensätze mit kaltem Blute abzuwiegen. Deshalb beschloß ich, noch acht Tage zu warten, bestimmte aber den 4. Juli zu meinem unfehlbaren Sterbetage. —

Indessen sann ich auf alle möglichen Mittel, mir eigenmächtig zu helfen, oder in den Bajonetten meiner Wächter die Seele auszuhauchen.

Gleich am anderen Tage wurde ich bei Öffnung meiner vier Thüren gewahr, daß sie nur von Holz waren, und der Gedanke fiel mir ein, mit meinem aus der Zitadelle glücklich herübergebrachten Messer die Schlösser auszuschnneiden, sodann aber weiter meine Rettung zu versuchen. Wäre dann kein Mittel, dann sei es erst Zeit, den Tod zu wählen.

Nun ward sogleich der Versuch gemacht, ob es möglich sei, mich von meinen Eisen zu befreien.

Die rechte Hand brachte ich glücklich durch die Schelle, obgleich das Blut unter den Nägeln gerann, die linke aber konnte ich nicht herausbringen. Ich wegte aber mit einigen Stücken Ziegelsteinen, die ich von meinem Sitze losschlug, so glücklich an dem nur nachlässig verschmiedeten Stifte der Handschelle, daß ich selbigen herausziehen und auch diese Faust befreien konnte.

An dem Ringe um den Leib war nur ein Haken mit der Kette an der Armstange befestigt; ich stemmte die Füße gegen die Wand und konnte ihn aufbiegen. Nun blieb mir noch die Hauptkette zwischen Mauer und Fuß übrig, ich drehte dieselbe übereinander — Kräfte hatte mir die Natur gegeben — sprengte mit Gewalt von der Mauer weg, und zwei Gelenke zersprangen auf einmal.

Von Fesseln frei, glaubte ich mich schon glücklich, schlich zur Türe, suchte im Dunkeln die Spitzen der durchgeschlagenen Nägel um das auswendig befestigte Schloß und fand, daß ich eben kein großes Stück Holz auszuschnneiden hatte, um diese zu eröffnen. Gleich nahm ich mein Messer zur Hand, schnitt unten am Gerüste ein kleines Loch durch und fand die eichenen Bretter nur einen Zoll dick, folglich die Möglichkeit, alle vier Türen in einem Tage zu öffnen.

Hoffnungsvoll eilte ich nun zu meinen Eisen, um sie wieder anzulegen; doch, ach Gott! was waren hier für Schwierigkeiten zu übersteigen!

Das zersprungene Gelenk fand ich nach vielem Herumtappen und warf es in den Abtritt. Mein Glück war, daß man bis dahin gar nicht visitiert hatte, auch bis zum Tage der Unternehmung selbst nichts visitierte, weil man keine Möglichkeit zur Flucht vermutete. Ich band also mit einem Stück von meinem Haarbande die Kette zusammen.

Da aber die Hand wieder in die Schelle zurück sollte, war sie vom gewaltsamen Herausziehen geschwollen, und aller

Versuch unmöglich. Die ganze Nacht wurde auch an diesem Stifte gewetzt, der aber so stark verschmiedet war, daß alle Arbeit vergebens blieb.

Der Mittag, die Visitierstunde erschien, die Not, die Gefahr war da; der Versuch wurde erneuert, die Hand hineinzuzwingen; endlich gelang es mit Foltermartern, und man fand beim Hereintreten alles in Ordnung.

Indessen war es unmöglich, die abgeschundene Hand wieder herauszubringen.

Den 4. Juli wurde kaum die Thüre nach dem Visitieren geschlossen, so war auch schon die Hand aus der Schelle draußen und alle Fesseln glücklich abgelegt. So ergriff ich mein Messer und fing die Herkulesarbeit an den Thüren an. In weniger als einer Stunde war die erste offen, weil sie einwärts aufging und die Querstange nebst dem Schlosse von außen hängen blieb.

Aber, o Gott! wie schwer ging es bei der zweiten! Das Schloß war bald umschnitten, aber da die Querstange an demselben befestigt war, und die Thüre hinaus geöffnet werden mußte, war kein anderes Mittel übrig, als sie über der Stange ganz durchzuschneiden.

Auch dieses wurde durch eine unglaubliche Arbeit möglich gemacht, und diese fiel mir desto schwerer, weil alles im Finstern allein durch Greifen bewerkstelligt werden mußte. Meine Finger waren alle wund, der Schweiß floß auf den Boden, und das rohe Fleisch blutete in den Händen.

Nun fand ich das Tageslicht. Ich stieg über die halbe Thüre, im Vorgemach war ein offenes Fenster, ich kletterte hinauf und sah, daß mein Kerker im Hauptgraben des ersten Walles gebaut war. Ich sah vor mir den Ausgang auf denselben und die Wache etwa fünfzig Schritte von mir, auch die hohen Palissaden, die noch im Graben vor meinem Kerker zu übersteigen waren, ehe ich auf den Wall kriechen konnte.

Meine Hoffnung wuchs und meine Arbeit verdoppelte sich, als ich zur dritten Türe griff, die wie die erste inwendig aufging, folglich nur die Umschneidung des Schlosses erforderte. Die Sonne ging unter, als ich auch mit dieser fertig war; die vierte mußte eben wie die zweite in der Quere durchschnitten werden, meine Kräfte hatten mich aber bereits verlassen, und das rohe Fleisch in beiden Händen machte mir alle Hoffnung schwinden.

Nachdem ich eine Weile gerastet, wurde dennoch auch diese angegriffen; wirklich war bereits etwa ein Fuß lang der Schnitt fertig, als mein Messer zerbrach und die Klinge hinausfiel.

Allsehender Gott! was war ich in diesem schrecklichen Augenblicke! Fand sich wohl jemals eines deiner Geschöpfe zur Verzweiflung mehr gerechtfertigt als ich? Der Mond schien hell, ich sah durch das Fenster mit starrem Blick den Himmel an, fiel auf meine matten Knie, suchte neuen Mut und Trost und fand keinen, weder in der Religion, noch in der Weltweisheit.

Ohne der Vorsehung zu fluchen, ohne mindeste Furcht vor meiner Zernichtung, noch vor der Gerechtigkeit eines Gottes, der unseres Schicksals Schöpfer ist, und der mir auch nur menschliche Kräfte in Vorfällen gegeben hatte, welche diese Kräfte weit überwiegen, empfahl ich mich dem möglichen Richter der Toten, ergriff das Stück meines Messers, durchschnitt mir die Adern am linken Arm und Fuße, setzte mich ruhig in den Winkel meines Kerkers und ließ mein Blut rieseln.

Eine Ohnmacht bemeisterte sich meiner Sinne, und ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande sanft geschlummert habe.

Auf einmal hörte ich meinen Namen rufen, erwachte und abermals rief man draußen: „Baron Trenck!“

Meine Antwort war: „Wer ruft?“ Und wer war es? Mein redlicher Grenadier Gefhardt, der mir auf der Citadelle alle Hilfe versprochen hatte.



Dieser rechtschaffene Mann war über mein Gefängnis auf den Wall hingeschlichen, um mich zu trösten.

Er fragte: „Wie geht's?“ Ich antwortete, nachdem er sich zu erkennen gegeben: „Ich liege im Blute, morgen findet Ihr mich tot.“ — „Was, sterben?“ erwiederte er. „Hier ist es viel leichter für Sie, zu entfliehen, als auf der Citadelle. Sie haben gar keine Schildwache, und ich werde schon Mittel finden, Ihnen Instrumente zuzustellen. Können Sie sich nur herausbrechen, für das übrige lassen Sie mich sorgen. So oft ich hier auf der Wache bin, will ich Gelegenheit suchen, mit Ihnen zu sprechen. In der ganzen Sternschanze steht nur eine Schildwache vor der Wache und eine am Schlagbaum. Verzweifeln Sie nicht! Gott wird Ihnen noch helfen! Verlassen Sie sich auf mich.“

Nach einer kurzen Unterredung wuchs mein Mut. Ich sah noch Möglichkeit zur Rettung, eine geheime Freude durchwühlte meine Seele. Gleich zerriß ich mein Hemd, verband meine Wunden und erwartete den Tag, der bald hernach mit heiterer Sonne heranbrach.

Ich lasse hier meine Leser urtheilen, ob es ein bloßer Zufall oder die Wirkung der Vorsehung war, daß ich in eben dem Augenblicke, da ich die Seele von mir hauchen wollte, noch Trost und Hoffnung erhielt. Wer rief den ehrlichen Gefhardt eben damals an mein Gefängnis? Denn ohne ihn hätte ich beim Erwachen aus meinem Schlummer unfehlbar alle meine Adern durchschnitten, um meinen Entschluß zu vollziehen.

Nun hatte ich noch Zeit bis Mittag, zu überlegen, was ferner zu tun sei. Was war anderes für mich zu erwarten, als daß ich noch ärger mißhandelt und eingeschmiedet werden müsse, als bisher geschehen war, sobald man meine zerschnittenen Türen und zernichteten Fesseln finden würde.

Nach reiflicher Überlegung faßte ich also folgenden Entschluß, der mir glücklich und wider alles Vermuten gelang.

Ehe ich aber diesen erzähle, will ich nur einige Worte von meinem damaligen Zustande vortragen.

Meine Mattigkeit kann ich niemand schildern. Das Blut schwamm im Gefängnisse, und sicher war nur noch wenig in meinen Adern übrig. Die Wunden schmerzten, die Hände waren von der ungeheuren Arbeit starr und geschwollen, und ohne Hemd stand ich da, weil es zur Verbindung meiner Adern dienen mußte. Der Schlaf überfiel mich, und kaum hatte ich Kräfte übrig, aufrecht zu stehen. Indessen mußte ich wachen, um meinen Plan auszuführen.

Mit meiner eisernen Armstange stieß ich nun die Ziegelbank leicht auseinander, worauf ich saß, weil sie noch ganz neu gemauert war, und alle Steine legte ich mitten in mein Gefängnis.

Die inwendige Thüre war ganz offen. Die obere Hälfte der zweiten verstrickte ich an den Angeln und am Schlosse mit meinen Ketten, so daß keiner hinübersteigen konnte.

Als nun der Mittag herankam, und man die äußere Thüre öffnete, erschrak jedermann, daß die andere offen war. Man trat in das Vorgemach mit Erstaunen. Nun stand ich an der inneren Thüre in der fürchterlichsten Gestalt, mit Blut bedeckt, wie ein Verzweifelter da, hielt in einer Hand einen Stein, in der anderen das zerbrochene Messer und rief: „Zurück, zurück, Herr Major! Sagen Sie dem Kommandanten, daß ich nicht länger in Ketten leben will. Er soll mich hier totschießen lassen! Herein kommt kein Mensch! Ich werfe und schlage fünfzig Mann tot, eh' einer hereinkommen kann, und für mich bleibt mir mein Messer. Sterben will ich hier und trotz Ihrer Gewalt.“

Der Major erschrak, konnte sich zu nichts entschließen und ließ den Vorfall dem Kommandanten melden. Indessen setzte ich mich auf meinen Steinhaufen und erwartete mein ferneres Schicksal. Mein geheimer Entschluß zielte aber damals wirk-

lich nicht mehr auf Verzweiflung, sondern nur auf eine gute Kapitulation.

Gleich darauf erschien der Kommandant General von Bork nebst dem Platzmajor und einigen Offizieren. Er trat in das Borgemach, sprang aber gleich zurück, sobald er mich zum Wurf bereit erblickte. Ich wiederholte, was ich dem Major gesagt hatte, und nun befahl er sogleich den Grenadieren, die Thüre zu stürmen. Das Borgemach war kaum sechs Fuß breit, und nicht mehr als einer oder zwei konnten meine Verschanzung zugleich angreifen. Sobald ich aber den Arm aufhob, um mein Bombardement mit Steinen anzufangen, sprangen sie wieder zurück. Endlich war eine kurze Stille, nach welcher der alte Platzmajor an die Thüre trat und nebst einem Feldprediger mich zu beruhigen suchte. Die Unterredung dauerte lange, wer aber von uns die besten Gründe vorbrachte, dieses überläßt meine Feder dem Urtheile der Leser.

Der Kommandant wurde unwillig und gab Befehl zum Angriff. Der erste Grenadier lag gleich auf der Erde, die anderen aber sprangen vor dem Steinregen zurück und hinaus.

Der Platzmajor trat noch einmal herein mit den Worten: „Um Gottes willen, lieber Trenck! was hab' ich an Ihnen verschuldet, daß Sie mich unglücklich machen wollen? Ich allein muß es verantworten, daß Sie durch meine Unvorsichtigkeit aus der Citabelle ein Messer mit herübergebracht haben. Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie! Sie sind noch nicht ohne Hoffnung, noch ohne Freunde.

Meine Antwort war: „Aber wird man mich nicht noch ärger mit Fesseln belegen als bisher? — Er ging hinaus, sprach mit dem Kommandanten und versicherte mir aufs Ehrenwort, der ganze Vorfall sollte nicht weiter gemeldet werden und alles beim alten bleiben.

Hiermit war nun die Kapitulation geschlossen und meine

Verschanzung überstiegen. Man sah meinen Zustand wirklich mit Menschenliebe und Mitleid an, visitierte die Wunden, ließ einen Feldscher holen, der mich verband, gab mir ein anderes Hemd und ließ Blut und Steine wegräumen. Indessen lag ich wirklich halb entseelt auf dem Bette. Mein Durst war grausam, man labte mich auf des Chirurgen Rat mit Wein; zwei Schildwachen wurden in das Borgemach gestellt, und so ließ man mich ohne Eisen vier Tage lang ruhig liegen. Man gab mir auch täglich eine Fleischsuppe zur Labung, wie mich aber diese erquickte, kann meine Feder nicht schildern.

Zwei Tage hindurch lag ich im immerwährenden Schlummer und mußte, sobald ich erwachte, trinken, ohne jemals den Durst zu löschen. Füße und Hände waren aufgeschwollen und meine Schmerzen im Rücken und in den Gliedern fast unerträglich.

Am fünften Tage waren die Thüren fertig, wovon die innere ganz mit Eisen beschlagen wurde. Man schmiedete mich aber so wie zuvor in die Eisen, vermutlich weil man keine grausameren notwendig fand; die zersprengte Hauptkette an der Mauer allein war stärker als die erste. Man hielt aber im übrigen redlich Wort, was in unserer Kapitulation versprochen war, und bedauerte wirklich mit Wehmut, daß man laut königlicher Order mein Schicksal nicht lindern dürfe, wünschte mir viel Standhaftigkeit und Geduld und schloß die Thüren zu.

Nun muß ich aber auch meinen Lesern die Art meiner Kleidung schildern. Weil die Arme an einer Stange festgeschmiedet waren und die Füße an der Mauer, so konnte ich weder Hemd noch Hosen ordentlich anziehen, es wurde mir also das erstere mit offenen Nähten überall zusammengebunden, und dieses geschah alle vierzehn Tage. Die Hosen aber waren auf beiden Seiten zum Zuknöpfen. Ein blauer Kittel von grobem Kommißtuche, der gleichfalls zusammengebunden werden mußte, bedeckte meinen Leib; ein Paar wollene Kommißstrümpfe

und ein Paar Pantoffel dienten für die Füße. Die Hemden waren von Musketierleinwand.

Nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung zur Flucht und wirklich wunderbaren Erhaltung meines Lebens fing ich erst gründlich zu moralisiren an, und je tiefer ich nachsann, je mehr Trostgründe fand ich in mir selbst, je mehr Standhaftigkeit, meine Leiden zu ertragen, und günstigere Gelegenheit zur Rettung abzuwarten.

Mein ehrlicher Grenadier Gefhardt hatte mich mit frischer Hoffnung beseelt. Ich beschäftigte mich demnach mit Denken und neuen Plänen, um mir eigenmächtig zu helfen. Man hatte mir, um mich näher zu beobachten, eine Schildwache vor die Thüre gesetzt, und hierzu wurden allezeit die sogenannten Vertrauten oder verheiratete Landesfinder gewählt, die ich aber, wie die Folge meiner Geschichte erweisen wird, leichter und sicherer zu meinem Beistande überreden konnte, als fremde Flüchtlinge. Denn der Pommer ist redlich und dumm, folglich leicht zum Mitleid zu bewegen und dahin zu locken, wo man ihn haben will.

Indessen fing ich an, mich an meine im Anfange unerträglichen Fesseln allgemach zu gewöhnen. Ich lernte meine langen Haare auskämmen, und endlich sogar sie mit einer Hand zu binden. Mein Bart, der nie rasiert wurde, hatte mir bereits in so langer Zeit ein fürchterliches Aussehen gegeben. Ich fing an, ihn auszukurpfen. Die Schmerzen waren empfindlich, besonders um den Mund herum. Aber auch dieses wurde Gewohnheit, und in den folgenden Jahren alle sechs Wochen oder zwei Monate bewerkstelligt, weil die ausgewurzelten Haare wenigstens einen Monat bedürfen, ehe sie von neuem hervorkeimen, und ebenso lange, bis man sie wieder mit den Nägeln ausreißen kann.

Ungeziefer hat mich nie gequält, die große Feuchtigkeit von der Mauer muß seiner Entstehung zuwider gewesen sein. Ge-

schwollen war ich auch nie, weil ich mir Bewegungen, wie bereits oben gemeldet, zu verschaffen wußte. Die einzige immerwährende Dämmerung war mir unerträglich.

Übrigens hatte ich zuvor viel in der Welt gelesen, gelernt, auch bereits gesehen und erfahren, folglich fand ich Stoff, meine Gedanken von Schwermut zu entfernen, und durchdachte den meinen Ideen sich ungefähr vormalenden Gegenstand in eben der Verbindung und in aller seiner Ausdehnung ebenso tief sinnig, als ob ich dieselbe in einem Buche durchlesen oder auf dem Papier niedergeschrieben hätte.

Gewohnheit brachte mich endlich so weit in der Denkkraft, daß ich ganze Reden, auch Fabeln, Gedichte und Satiren komponierte, sie laut redend in mir selbst wiederholte, zugleich auch meinem Gedächtnisse dergestalt einprägte, daß ich nach erlangter Freiheit imstande war, gegen zwei Bände solcher künstlerischer Arbeit aus meinem Kopfe niederzuschreiben.

So gewöhnt an Kopfarbeiten ohne Feder noch Papier, verflossen mir die Trauertage wie Augenblicke. Und die Folge meiner Erzählung wird zeigen, wie eigentlich diese Arbeit mir auch im Kerker Achtung und Freunde, endlich auch die Erlaubnis, auf Papier zu schreiben, Licht und sogar die Freiheit zuwege brachte.

Alles dies habe ich meinen in der Jugend durch strengen Fleiß erarbeiteten Wissenschaften zu danken.

Ich rate demnach allen meinen Lesern treulich, ihre Zeit ebenso wie ich anzuwenden. Reichthümer, Ehrenstellen und Glücksgüter kann jeder Monarch auch den nichtswürdigsten und unfähigsten Menschen geben, auch wieder willkürlich wegnehmen und in nichts verwandeln, aber mit aller Fürstenmacht keinen Gelehrten noch Rechtschaffenen machen, hingegen aber auch dem das nicht nehmen, was er ihm nicht geben kann.

Wie schön hat es demnach die Vorsehung verordnet, daß

alles, was wir uns selbst geben können: Tugend, Wissenschaften und Arbeitsamkeit, ewig auch unser eigen bleiben, und weder Schicksal noch Welt uns dieselben schwächen, noch entreißen können. Dagegen aber alles das, was uns andere geben können, oder was man durch fremde Schwächen zu erhaschen weiß, auch nur ein Traumgebäude ist, welches jeder Zufall zerstören und uns als Eigentum nehmen kann.

Ich kann übrigens mit überzeugter Gewißheit jedem Leser versichern, daß mir auch im Kerker die Jahre wie Tage verfloßen. Nur zuweilen, wenn die Sehnsucht nach dem Genuß der schönen Welt erwachte, wenn die Triebe der Natur sich nach der edlen Freiheit drängten, wenn mein Ehrgeiz bei Betrachtung niederträchtiger Fesseln sich empörte, wenn ich meine Feinde siegreich und meine Güterräuber im Wohlstande betrachtete, oder wenn ein Anschlag zur Flucht mißlang, dann empfand ich Augenblicke, die zur Raserei und Verzweiflung reizten, dann fühlte ich die ganze Bürde meines Zustandes in vollem Gewichte.

Ohne Hoffnung ist der Mensch ein Unding. Wahrscheinlichkeit fand ich bei allen Vernunftschlüssen wenig für meine Rettung, ich verließ mich aber auf mich selbst, auf meine Kunstgriffe und auf meinen redlichen Grenadier Gefhardt, und hoffte sicher, mich eigenmächtig aus meinen Fesseln zu befreien.

Der Hauptgrund zu meiner Erhaltung war die Liebe. Ich hatte einen Gegenstand in Oesterreich hinterlassen und wollte noch für ihn in der Welt leben. Mein Gedicht im zweiten Bande meiner Schriften, „Der gefangene Damon für Doris“ betitelt, erweist, wie stark diese Leidenschaft in mir wirkte. Ich wollte meinen Gegenstand weder verlassen noch betrüben. Mein Dasein war ihr und meiner Schwester noch nützlich, die für mich so viel gewagt, gelitten und verloren hatte. Für diese beiden Personen wollte ich also mein Leben erhalten, für diese

war mir kein Schicksal unübersteiglich, keine Geduld unerträglich — aber ach! da ich nach zehn Jahren meine Freiheit wirklich erhielt, fand ich beide schon im Grabe und genoß die Freude nicht mehr, für deren Erwartung allein ich so viel ertragen habe.

Ungefähr drei Wochen nach meiner letzten Szene, wo ich zu entfliehen suchte, kam mein ehrlicher Gefhardt zum erstenmal zu mir auf die Schildwache, und eben hierdurch erreichte ich meinen Zweck, um auswärtige Hilfe zu finden, ohne welche alle Rettung unmöglich war.

Die erste Unternehmung hatte zu viel Aufmerksamkeit verursacht, da ich ein Gefängnis, welches mit so viel Projektanten und mit aller möglichen Vorsicht, besonders für mich, erbaut war, und von jedermann so undurchdringlich gehalten wurde, schon am neunten Tage, nachdem man mich hineingesperret, durch achtzehnstündige Arbeit zernichtet hatte.

Raum war mein Gefhardt zum erstenmal bei mir auf dem Posten, so hatten wir freie Gelegenheit zur Unterredung; denn wenn ich mit einem Fuße auf dem Bettkasten stand, reichte mein Kopf bis an das Luftloch im Fenster. Er schilderte mir nun die ganze Lage meines Kerkers, und der erste Entwurf wurde gemacht, mich unter den Fundamenten desselben, die er bauen gesehen und nur zwei Fuß tief beschrieb, auszubrechen.

Vor allen Dingen mußte ich Geld haben. Dieses wurde auf folgende Art bewerkstelligt: Er steckte mir nach der ersten Ablösung einen Draht zu, nebst einem Blatte Papier, welches um denselben gewickelt war, dann ein Stück dünnen Wachsstock, welches alles recht gut durch mein Drahtgitter hineinging. Schwefelfaden und ein Stück brennender Schwamm kam auch glücklich durch, eine Feder gleichfalls. Hier hatte ich nun Licht, stach mich in den Finger, und mein Blut diente zur Tinte.

Hier schrieb ich nun nach Wien an meinen echten Freund,



den damaligen Hauptmann von Ruckhardt, schilderte mit wenig Worten meinen Zustand, wies ihm dreitausend Gulden an meine Kasse an und veranstaltete die Sache auf folgende Art: Er sollte tausend Gulden zur Reise behalten und den 15. August positiv in Gummern, einem sächsischen Städtchen, nur zwei Meilen von Magdeburg gelegen, eintreffen. Dasselbst sollte er an eben diesem Tage um die Mittagsstunde sich mit einem Briefe in der Hand sehen lassen. Ein Mensch würde ihm daselbst begegnen, welcher eine Rolle Rauchtabak in der Hand tragen würde. Diesem sollte er zweitausend Gulden in Gold einhändigen und dann wieder nach Wien zurückkehren.

Gefhardt erhielt eben diese Instruktion und bekam meinen Brief auf eben die Art durch das Fenster, wie er mir das Papier hineingesteckt hatte, schickte sein Weib mit demselben nach Gummern, und bestellte ihn glücklich auf der Post.

Nun stieg mein Mut mit jedem Tage, und so oft Gefhardt auf den Posten zu mir kam, wurden alle möglichen Anschläge gemacht und alle Vorkehrungen zur Flucht getroffen.

Endlich erschien der 15. August. Es verflossen etliche Tage, ehe er wieder Schildwache bei mir stand. Wie hüpfte aber mein Herz, als er mir auf einmal zurief: „Alles ist glücklich vonstatten gegangen.“

Als er abends wiederkam, wurde nun alles verabredet, auf welche Art er mir das Geld zustecken könne.

Ich konnte bis an das Drahtgitter mit zusammengefesselten Händen nicht greifen, das Luftloch war auch zu klein. Es wurde also beschlossen, bei nächster Wache sollte er Kalfakterdienste verrichten, dann aber bei Füllung meines Wasserkruges das Geld hinein- und mir zustecken.

Dieses wurde glücklich vollzogen. Aber wie erstaunte ich, als ich in demselben anstatt tausend Gulden die ganze Summe von zweitausend fand, wovon ich ihm doch die Hälfte zu nehmen erlaubt hatte.

Nur fünf Pistolen fehlten, und er wollte absolut nicht mehr annehmen, weil er genug zu haben glaubte.

Ehrlicher Mann! Und das tat ein pommerischer Grenadier! Wie seltsam ist dein Beispiel! Dein Name sei auch mit meinen Schriften, mit meinem Schicksale verewigt, denn nie fand ich in meiner großen Welterfahrung eine so große uneigennütze Seele!

In der Folge habe ich ihn dennoch, aber mit Mühe, überredet, die tausend Gulden ganz anzunehmen. Meine Geschichte wird aber erzählen, daß er sie nicht genossen hat und daß sein dummes, treuloses Weib sich selbst etliche Jahre nachher unglücklich machte. Sie selbst litt aber allein, er hingegen gar nichts, weil er zu eben der Zeit im Felde stand und ungestraft davonkam.

Nun hatte ich Geld, um meine Anschläge auszuführen. Es wurde also der erste Plan gemacht, unter den Fundamenten des Gefängnisses auszubrechen.

Dieses geschah auf folgende Art: Zuerst mußte ich frei von Ketten sein, Geshardt steckte mir ein paar feine Feilen zu. Die Kapsel an der Fußschelle war so weit gemacht, daß ich sie etwa ein viertel Zoll vorwärts ziehen konnte; nun feilte ich inwendig das hineinpaffende Eisen aus. Je tiefer ich dieses ausschchnitt, je weiter zog sich die Kapsel herab, bis endlich das ganze inwendige Eisen, wo die Kette durchlief, ganz durchschnitten war. Dann zog ich dasselbe samt den Fesseln heraus und war hierdurch frei, weil die Schelle aufging; die Kapsel hingegen blieb auswendig ganz. Hierdurch wurden die Füße von der Mauer frei, und es war unmöglich, bei genauester Visitation den Schnitt zu finden, weil man nur das Äußere beleuchten und untersuchen konnte. Die Hände machte ich alle Tage durch Zusammendrückung biegsamer, und brachte sie beide glücklich aus den Schellen. Dann umfeilte ich das verschmiedete Gewinde, machte mir von einem aus dem Boden gezogenen



*Friedrich freyherr von der Trenck  
K. K. Major der Cavall. in seiner 10. Jährigen  
Gefängnis und 68. Pfündigen Fesseln in  
Mantelburg.*

*J. J. Mann, Bild. delat. Sc.*



fußlangen Nagel einen Schlüssel und wand damit nach Belieben die Schrauben auf und zu, so daß man beim Visitieren nicht das mindeste merken konnte. Der Ring um den Leib hinderte mich an nichts. An der Kette aber, welche denselben an der Armstange befestigte, wurde ein Stück in der Mitte eines Gelenkes ausgeschnitten, das nächstanschließende an einem Orte dünner geschliffen, so daß ich es durchstreifen konnte. Auf diese Art war ich von Fesseln frei. Mittags, wenn man visitierte, rieb ich etwas nasses Kommißbrot auf dem rostigen Eisen, um ihm die Farbe desselben zu geben, dann schloß ich das offene Gelenk mit diesem Leige, ließ ihn an dem warmen Leibe über Nacht trocken werden und bestrich hernach den Ort mit Speichel, um ihm den Eisenglanz zu geben. Durch diese Erfindung war es unmöglich, den durchgeschnittenen Ort zu kennen, so daß ich mit jedermann wetten will, daß, ohne mit dem Hammer auf jedes Gelenk zu schlagen, niemand sehen kann, welches zerbrochen ist.

Nun konnte ich mich losmachen, wie ich wollte. Das Fenster wurde nie visitiert. Ich machte also die beiden Haken los, womit es in der Mauer befestigt war, die aber alle Morgen wieder eingesteckt und wohl mit Kalk verstrichen wurden; dann ließ ich mir Eisendraht von meinem Freunde zustecken und versuchte, ob ich ein neues Drahtgitter flechten konnte. Auch dieses brachte ich zustande; folglich schnitt ich in der Mitte der Fenstermauer, wohin man nie sah, das ganze Gitter aus und lehnte das meinige an die Stelle. Hiermit war meine Kommunikation mit den Schildwachen offen, und ich erhielt frische Luft im Kerker. Dann ließ ich mir alle erforderlichen Instrumente zustecken, erhielt auch Licht und Feuerzeug, hing meine Decke inwendig vor das Fenster, damit man kein Licht brennen sah, und konnte folglich inwendig arbeiten, wie ich wollte, weil von außen niemand hineinschauen konnte.

Endlich, nachdem alles veranstaltet war, griff ich zum Werke.

Der Fußboden meines Kerkers war nicht von Stein, sondern von drei Zoll dicken eichenen Brettern, wovon man die obere Lage nach der Länge, die andere über die Quere und die dritte wie die obere übereinandergelegt hatte. Folglich war der Boden, das Holzwerk, neun Zoll dick, und mit halben Zoll breiten und etwa einen Fuß langen Nägeln ineinander befestigt.

Wenn ich nun oben um den Kopf herum ein wenig Luft machte, so diente meine eiserne dicke Stange zwischen den Händen am besten dazu, dieselben herauszuheben. Schliff ich sie sodann auf meinem Leichensteine, so war der beste Meißel fertig, um die Bretter zu durchschneiden.

Nun wagte ich den ersten Schnitt, der aber oben über einen Zoll breit werden mußte, um in der Tiefe zu arbeiten.

Sobald dieses geschehen, zog ich das Stück Brett, welches gegen zwei Zoll dick unter die Mauer reichte, heraus, beschnitt es sodann von unten so weit, daß es oben genau zusammenpaßte, schmierte die Ritze mit Brot zu, streute Staub darüber und fand, daß es unmöglich war, sie beim Visitieren zu bemerken.

Hierauf arbeitete ich unten her mit weniger Vorsichtigkeit und wurde bald mit diesem dreifachen Boden fertig.

Hier fand ich nun einen feinen weißen Sandgrund, auf welchem die ganze Sternschanze gebaut ist.

Die Menge von Holzsplittern wurde sehr mühsam und sorgfältig unter den unteren Brettern eingeteilt und versteckt.

Ohne auswärtige Hilfe konnte ich nun keine weitere Arbeit anfangen; denn wenn man einen lange Jahre festgelegenen Grund durchwühlt, bringt man das nie in die Öffnung zurück, was hinausgeworfen wurde.

Mein Grenadier mußte mir also etliche Ellen Leinwand zustecken. Hiervon machte ich mir sechs Fuß lange Würste, welche zwischen den eisernen Stangen durchgezogen werden konnten.

Diese füllte ich mit Sand, und so oft Gelegenheit in der Nacht war, und mein Gefhardt auf der Schildwache stand, schob ich sie hinaus, welche dieser vorsichtig leermachte und hin und wieder unmerklich austreute.

Sobald ich Lust hatte, ließ ich mir alle erforderlichen Instrumente zustecken, ja sogar Pulver und Blei, auch ein paar Sackpistolen, Messer und ein Bajonett. Alles dieses fand sicheren Raum unter dem Fußboden.

Dann fand ich aber, daß die Fundamente meines Kerkers nicht zwei, sondern vier Fuß tief lagen.

Um nun so tief hinunterzusteigen, die Fundamente unten zu durchwühlen und dann wegzubringen, war Zeit, Arbeit und Vorsicht nötig, um nicht gehört zu werden. Alles wurde aber dennoch möglich gemacht.

Das Loch, wo ich so tief hinuntersteigen mußte, war also vier Fuß tief, und mußte so weit sein, daß ich in demselben knien, arbeiten und mich bücken konnte. Was dieses für Mühe erforderte, um oben auf dem Boden zu liegen und dann vier Fuß tief den Kopf und Leib hinunterzubeugen, um den Sand mit den Händen hinauszurwerfen, dieses ist unbeschreiblich und erfordert Versuche, um sich einen Begriff davon zu machen. Inzwischen mußte es dennoch täglich, wenn ich arbeitete, geschehen, um an die Fundamente zu kommen. Bei der Visitation war aber alles wieder hineingeworfen, und um alles von außen, auch meine Ketten, wieder in Ordnung zu bringen, brauchte ich gewiß etliche Stunden Zeit. Das Beste war, daß ich mir einen Vorrat von Licht und Wachsstöcken angeschafft hatte. Da aber mein Gefhardt öfters nur in vierzehn Tagen zu mir auf Posten kam, so verzögerte sich meine Arbeit gewaltig; und da das Sprechen allen Schildwachen bei Galgenstrafe verboten war, wollte ich nicht wagen, einen neuen Freund zur Hilfe zu suchen, um nicht verraten zu werden.

Indessen litt ich in diesem Winter ohne Ofen gewaltige

Kälte. Mein Herz war aber fröhlich, weil ich Aussicht zur Rettung hatte, und jedermann erstaunte über meine Munterkeit.

Gefhardt steckte mir auch Mundprovision, meistens in geräucherten Würsten und Fleisch, zu. Dieses stärkte meine Kräfte. Und wenn ich nicht in der Mauer arbeitete, so hatte ich Papier und Licht, schrieb, dichtete und machte Satiren. Folglich verfloß die Zeit, und ich war auch im Kerker vergnügt.

In dieser schlummernden Zufriedenheit ereignete sich aber ein Zufall, welcher beinahe alle meine Hoffnung vereitelt hätte, und dessen Erzählung fast unglaublich scheinen mag.

Gefhardt hatte mit mir gearbeitet. Eben in der Morgenstunde, da er abgelöst wurde, und ich mein Fenster wieder einsetzen und befestigen wollte, fiel mir dasselbe aus den Händen, und drei Scheiben zerbrachen.

Vor der Ablösung kam er nicht mehr auf den Posten. Es war auch nicht mehr Zeit, mit ihm zu sprechen und Pläne zu machen. Ich saß also wohl eine Stunde in Verzweiflung und in tausend Entwürfen betäubt da; denn sicher hätte man sogleich das zerschlagene Fenster gesehen, wohin ich in Fesseln gar nicht reichen konnte, folglich weiter visitiert und das eingesezte und nur angelehnte Drahtgitter gefunden.

Ich faßte also den Entschluß, und da eben die Schildwache an meinem Fenster sich mit Pfeifen beschäftigte, redete ich dieselbe mit folgenden Worten an: „Kamerad, hab Mitleid, nicht mit mir, sondern mit Eurem Kameraden, der unfehlbar gehenkt wird, wenn Ihr mir nicht beisteht. Für einen geringen Dienst will ich Euch gleich dreißig Pistolen aus dem Fenster hinauswerfen — —“

Er schwieg etliche Augenblicke, dann sagte er ganz leise: „Hat Er denn Geld?“

Gleich zahlte ich dreißig Pistolen ab und warf sie ihm hinaus.



Nun war die Frage, was zu tun sei?

Ich erzählte mein Unglück mit dem Fenster und steckte ihm in Papier das Maß zu, wie groß die Scheiben geschnitten sein mußten. Zum Glück war der Kerl entschlossen und witzig, und die Palissadentüre im Graben am Tage durch Gleichgültigkeit des Offiziers nicht verschlossen. Er ließ sich von einem Kameraden auf eine halbe Stunde ablösen, lief in die Stadt und steckte mir kurz vor seiner Ablösung die Scheiben glücklich zu, wofür ich ihm noch zehn Pistolen hinauswarf.

Bei der Visitation zu Mittag war nun alles wieder in Ordnung, mein Glaserhandwerk meisterlich vollbracht und mein redlicher Gefhardt gerettet.

So vermag Geld alles in der Welt, und gewiß ist dieser Vorfall einer der merkwürdigsten in meiner Geschichte. Den Mann, welcher mir diesen großen Dienst leistete, hab' ich nie wieder gesprochen.

Wie bange indessen dem Gefhardt gewesen, ist leicht zu errathen. Er kam nach etlichen Tagen wieder auf den Posten zu mir und erstaunte über den glücklichen Ausgang noch mehr, da er den Mann, der ihn damals abgelöst, kannte, welcher fünf Kinder hatte und der vertrauteste alte Mann in der Compagnie war.

Nun ging die Arbeit vorwärts. Die Fundamente wurden von unten her leicht weggebrochen. Gefhardt war aber durch diesen Vorfall so schüchtern geworden, daß er tausend Schwierigkeiten und Einwendungen fand, je mehr sich mein Loch seinem Ausbruche näherte und ich die Anstalten zur Flucht mit ihm vorsehen und verabreden wollte. Er bestand absolut darauf, ich bedürfe äußerer Hilfe, um sicher fortzukommen und nebst ihm nicht unglücklich zu werden. Es wurde also folgendes beschlossen, welches aber eben meine Anschläge und saure achtmonatliche Arbeit vernichtete.

Ich schrieb abermals nach Wien an meinen Freund Ruck-

hardt, assignierte ihm Geld und bat ihn, er solle abermals in Gummern erscheinen und dann zu bestimmter Zeit sechs Tage nacheinander mit zwei leeren Reitpferden an dem Glacis bei Kloster Bergen in der Nacht bereitstehen, um mir weiter zu helfen. Alles sei zu meiner Flucht fertig.

Binnen dieser sechs Tage nun hätte Gefhardt schon Mittel gefunden, den Posten bei mir zu erhalten oder zu tauschen; folglich lebte ich nunmehr, aber leider nur drei Tage lang, in der süßesten und sichersten Hoffnung.

Aber ach! es war meine Rettung noch nicht von der Vorsehung beschlossen. Gefhardt schickte sein Weib nach Gummern mit dem Briefe. Dieses dumme Weib sagte dem Postmeister, ihr Mann habe einen Prozeß in Wien, und er möchte die Güte haben und diesen Brief sicher bestellen, wofür sie ihm zehn Reichstaler in die Hand drückte.

Der sächsische Postmeister argwohnte aus dieser Freigebigkeit natürlicherweise ein Geheimnis, öffnete den Brief, sah den Inhalt, und anstatt ihn zu befördern oder bei möglichem Argwohn nach Dresden an seinen Herrn zu schicken, ward er ein Verräter und brachte ihn dem Gouverneur in Magdeburg. Dieser war damals der Herzog Ferdinand von Braunschweig und eben gegenwärtig.

Wie erschrak ich aber, als etwa um drei Uhr nachmittags der Herzog selbst mit einem großen Gefolge in mein Gefängnis trat, mir meinen Brief vorzeigte und mit einer gebietenden Stimme fragte, wer mir diesen Brief nach Gummern getragen habe?

Meine Antwort war: „Ich kenne ihn nicht.“

Gleich wurde die allerschärfste Visitation vorgenommen. Schmiede, Zimmerleute, Maurer traten herein, und nach einer halben Stunde Arbeit fand man weder mein Loch im Boden, noch das mindeste an den Ketten. Am Fenster allein entdeckte man das falsch vorgesteckte Drahtgitter, welches auch sogleich

mit Brettern verschlagen und wo nur ein Luftloch von etwa sechs Zoll breit in demselben gelassen wurde.

Nun fing der Herzog an zu drohen. Ich antwortete mit Standhaftigkeit: „Ich habe die Schildwache nie gesehen, welche mir diesen Dienst geleistet, auch nie um ihren Namen gefragt, damit ich sie nie unglücklich machen kann.“

Endlich, da alle Vorstellungen bei mir nichts wirkten, sagte der Gouverneur mit einem liebreichen Ernst: „Trenck! Sie haben immer geklagt, Sie wären nie verhört, noch gesetzmäßig gerichtet worden. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie sollen sogleich beides erhalten, und ich lasse Ihnen sogleich alle Eisen abnehmen, sobald Sie mir den Mann nennen, welcher Ihnen diesen Brief bestellt hat.“

Hierauf antwortete ich mit männlicher Standhaftigkeit: „Gnädiger Herr! Jedermann weiß, daß ich diese Mißhandlung in Fesseln an meinem Vaterlande nicht verdient habe. Mein Herz ist vorwurfsfrei. Ich suche Rettung, wo und wie ich kann; dann aber, wenn ich Ihnen den mitleidigen Mann nennen könnte, welcher mir aus Menschenliebe beigestanden hat — denn wenn ich, mein Glück durch fremdes Unglück zu befördern, niederträchtig genug dünkte — nur dann verdiente ich, in gegenwärtigen Fesseln als ein Schurke zu verschmachten. Machen Sie übrigens mit mir, was Sie wollen und sollen, denken Sie aber dabei, daß ich noch nicht ganz verlassen und noch Rittmeister in der Armee bin und Trenck heiße.“

Der Herzog stuzte, drohte und ging hinaus; und wie mir nachher erzählt wurde, hat er draußen gesagt: „Ich beklage ihn und bewundere seine Standhaftigkeit.“

Inzwischen war es für einen so klugen Herrn ein großes Versehen, daß er diese Unterredung, die ziemlich lange dauerte und die ich hier nur kurz berühre, von der ganzen Wache anhören ließ. Dieses setzte mich in ein solches Vertrauen bei allen gemeinen Soldaten der ganzen Garnison, weil sie sahen,

daß ich keinen verriet, daß nunmehr die Bahn gebrochen war, in der Zukunft bei einem jeden Hilfe und Achtung zu finden; besonders da der Herzog sagte, er wisse, daß ich Geld versteckt und wirklich bereits unter den Schildwachen ausgeteilt habe.

Raum war er eine Stunde fort, so hörte ich ein großes Geräusch bei meinem Gefängnis. Ich lauschte — und was war es? Ein Grenadier hatte sich an den Palissaden meines Kerkers mit seinem Haarbande aufgehängt.

Der Offizier der Wache kam noch einmal mit dem Platzmajor herein, um eine Laterne abzuholen, die man vergessen hatte. Im Hinausgehen sagte er mir heimlich: „Es hat sich schon soeben einer von Ihrem Komplotte aufgehängt.“

Wie erschrak ich, weil ich nichts anderes glaubte, als es müsse mein ehrlicher Gefhardt sein.

Nach einer düsteren, schwermütigen und kurzen Überlegung fiel mir ein, was mir der Herzog versprach, falls ich ihm den Mann nennen wollte, der meinen Brief bestellt hatte. Ich klopfte also an die Thüre und verlangte den Offizier zu sprechen. Er kam an das Fenster und fragte, was ich wollte. Ich sagte, er möchte dem Gouverneur melden, man solle mir Licht, Tinte, Papier und Feder hereingeben, so würde ich ihm allein mein ganzes Geheimnis schriftlich entdecken.

Dies geschah — und gegen Abend wurden meine Thüren geöffnet; man brachte mir Tinte, Feder, Papier und Licht, gab mir auch eine Stunde Zeit, schloß wieder zu und ging davon. Nun setzte ich mich nieder, schrieb auf meinem Leibstuhl und wollte den Namen Gefhardt nennen, weil ich ihn sicher tot glaubte. Die Hand zitterte aber, und all mein Blut drang mir zum beklemmten Herzen.

Ich stand auf, trat an das Fensterloch und rief: „Mein Gott! ist denn kein Mensch so redlich, mir den Namen des Mannes zu sagen, welcher sich jetzt erhenkt hat, damit ich viele andere vom Unglück erretten kann?“

Das Fenster war noch offen und wurde erst am folgenden Tage vernagelt. Zugleich warf ich fünf Pistolen in einem Papier hinaus und sagte: „Freund, nimm dies Geld und rette deine Kameraden, oder geh' hin, verrate mich und lade Blutschulden auf dich.“

Man hob das Papier auf — eine kurze Stille mit einigen Seufzern folgte — gleich aber hörte ich eine leise Stimme: „Er hieß Schütz, von Ripp's Kompagnie.“

Sofort schrieb ich Schütz anstatt Gefhardt, obgleich ich den ersten Namen nie nennen gehört hatte und mit ihm in gar keiner Verbindung stand. Sobald meine Schrift fertig war, rief ich nach dem Leutnant. Man kam herein, empfing den Brief, nahm mir Schreibzeug und Licht weg und schloß die Türen zu.

Der Herzog hatte aber den Braten gerochen, daß ich mit mehreren einverstanden sein mußte. Es blieb also alles mit mir beim alten, und ich erhielt weder Verhör noch Kriegsrecht.

In der Folge habe ich folgende Umstände erfahren, welche dieses fast unwahrscheinliche Rätsel entwickeln: Da ich noch in der Zitadelle saß, kam einst eine Schildwache auf den Posten vor mein Fenster, lästerte, fluchte und sagte laut: „Der Teufel hole den vermaledeiten preussischen Dienst! — Wenn nur der Trenck meine Gedanken wüßte, er sollte gewiß nicht lange in seinem verfluchten Loche sitzen!“

Gleich ließ ich mich in eine Unterredung ein, und diese fiel dahin aus, daß, wenn ich ihm nur Geld geben könne, um einen Rachen zu kaufen, mit welchem wir über die Elbe fahren könnten, so wollte er meine Schlösser bald durchfeilen, meine Türen öffnen und mich erretten.

Ich hatte kein Geld, gab ihm aber einen brillantenen Hemdenknopf, der etwa fünfhundert Gulden wert war, und den man bei mir nicht gefunden, noch vermutet hatte.

Von diesem Augenblicke an hat er sich aber bei mir nicht

mehr gemeldet und mich betrogen. Oft stand er nach diesem Schildwache bei mir, ich kannte ihn an der westfälischen Aussprache und redete ihn an, erhielt aber nie Antwort.

Nun muß dieser Mensch meinen Hemdenknopf verkauft und das Geld etwa sehen lassen haben. — —

Wie nun der Herzog von mir wegging, hat der wachhabende Leutnant diesen Schütz angefahren und gesagt: „Du bist gewiß der Spitzbube, der des Trenck Briefe bestellt; denn du hast seit langer Zeit viel Geld verludert und Louisdors sehen lassen. Wo hast du diese hergenommen?“

Schütz erschrickt, hat kein gutes Gewissen und argwohnt, daß ich ihn verraten würde, weil er mich betrogen hatte. Er kommt eben zur Ablösung auf den Posten zu mir, nimmt sein Haarband in der ersten Betäubung und erdroffelt sich vor meiner Türe an den Palissaden.

Welch wunderbare Fügung des Schicksals in dieser Begebenheit! Es strafte den Betrüger ein ganzes Jahr nachher, als er mich hintergangen hatte, und hierdurch allein wurde der ehrliche Gefhardt gerettet.

Man hatte indessen meine Schildwachen verdoppelt, um mir das Hilfesuchen schwerer zu machen. Gefhardt kam zwar wieder zu mir auf den Posten, hatte aber kaum Gelegenheit, etliche Worte ohne Gefahr zu sprechen. Er dankte mir für die Verschwiegenheit, wünschte mir Glück und sagte, daß die Garnison in wenigen Tagen ins Feld marschieren würde.

Wie erschrak ich bei dieser Nachricht! Mein ganzer Plan zur Rettung war abermals vereitelt. Ich faßte aber bald frischen Mut, weil meine Minierung nicht entdeckt war, und ich noch etwa fünfhundert Gulden Geld, auch Vorrat von Licht, und alle Instrumente bei mir wohl versteckt hatte.

Es dauerte auch nicht acht Tage nach dieser Begebenheit, als auch wirklich der Siebenjährige Krieg losbrach und die Regimenter ins Feld rückten.

Der Major von Weyner kam zum letztenmal herein und überlieferte mich dem neuen Major von der Landmiliz, namens Bruckhausen, welcher der gröbste Flegel und ärgste Dummkopf auf Erden war. Von diesem Manne werde ich noch öfters Erinnerung machen, und seinen Charakter kann man in der Satire im zweiten Theile meiner Schriften lesen, unter dem Titel: Das Schicksal des Herrn Majors Kilian von Mops.

Nun verlor ich alle meine alten Majore und wachhabenden Leutnants, die mir alle ohne Ausnahme mit möglichster Achtung und Menschenliebe begegnet waren, und war ein alter Gefangener in einer neuen Welt.

Indessen wuchs mein Mut deswegen, weil ich wußte, daß sowohl Offiziere als Gemeine einer zusammengerafften Landmiliz leichter zu bestechen sind, als die regulären Soldaten. Hiervon fand ich auch bald als Menschenkenner die Gründlichkeit meiner Begriffe.

Es waren nur vier Leutnants erwählt, welche in Bewachung der Sternschanze abwechseln sollten, und es dauerte nicht ein Jahr, so waren drei davon mit mir im Einverständnis.

Raum aber waren die Regimenter ins Feld gerückt, so erschien der neue Kommandant, General von Bork<sup>1)</sup>, in meinem Gefängnis, in der Gestalt eines gebieterisch grausamen Tyrannen.

Es war ihm vom Könige ernsthaft aufgetragen worden, mit seinem Kopfe für meine Person gutzustehen; dagegen erhielt er die Erlaubnis, mit mir zu verfahren wie er wolle.

Nun war der Mann ein wirklicher Dummkopf, ein Mensch mit einem gefühllosen Herzen und ein materieller Sklave seiner Order; dabei aber schüchtern, furchtsam und mißtrauisch. Folglich bebte sein Herz, so oft er die Sache für möglich hielt, daß ich aus seinen Fesseln entfliehen könne. Übrigens hielt er

1) Franz Andr. v. Bork, siehe früher.

mich wirklich für den ärgsten Bösewicht und Vaterlandsverräter, weil sein Monarch mich so grausam verurtheilte und so unbegrenzt mißhandeln ließ. Seine Barbarei gegen mich war demnach auf seinen Charakter und auf seine niedrige Seele gestützt.

Er trat also in mein Gefängnis, nicht als ein Offizier zu einem unglücklichen Offizier, sondern als ein Büttel zu einem Missethäter. Gleich erschienen Schmiede und legten mir ein handbreites ungeheures Eisen um den Hals, welches mit einer schweren Holzkette an der Fußschelle befestigt wurde. Noch wurden zwei leichte Nebenketten in dem Ringe desselben befestigt, wobei ich wie ein Bär an der Kette herumgerissen ward. Mein Fenster wurde zugemauert bis auf ein kleines Luftloch, und endlich nahm er mir sogar mein Bett weg, gab mir kein Stroh und verließ mich unter tausend Schmähworten auf meine Souveränin, ihre ganze Armee und auf mich selbst, wobei ich ihm aber keine Wort schuldig blieb und ihn bis zur Raserei erbitterte.

Man stelle sich nun meine Lage in den Händen eines solchen Büterichs vor! Mein Glück, meine einzige Hoffnung war noch diese, daß man das in der Fußschelle ausgefeilte Eisen nicht entdeckt hatte; folglich waren alle Ketten am Fußringe unbedeutend und zugleich abgelegt. An Instrumenten hatte ich auch, sowohl als an Licht, Feuerzeug und Papier, einen guten Vorrat. Und ob es gleich unmöglich war, bei doppelten Schildwachen in den Graben hinauszubrechen, so blieb mir dennoch die Aussicht übrig, daß ich noch leicht einen wachthabenden Offizier durch Geld zu fernerer Hilfe gewinnen und einen Erretter, so wie in Glas, finden könnte.

Wären die Befehle des Monarchen buchstäblich vollzogen worden, so war mir alles unmöglich, denn laut denselben sollte mir alle Kommunikation mit Menschen abgeschnitten werden.



Zu dem Ende sollten die vier Schlüssel von meinen Thüren auch in vier verschiedenen Händen sein. Einer bei dem Kommandanten, der andere bei dem Platzmajor, der dritte bei dem Major du jour und der vierte bei dem Leutnant der Wache. Folglich hätte ich nie Gelegenheit gefunden, mit jemand allein zu sprechen. Im Anfange wurde alles getreu vollzogen, außer daß der Kommandant sich nur alle acht Tage sehen ließ.

Dann kamen so viele Kriegsgefangene in Magdeburg an, daß der Platzmajor seinen Schlüssel dem Major du jour übergeben mußte, und der Kommandant blieb gar aus, weil die Zitadelle etwa eine halbe Stunde von der Sternschanze entfernt war.

Nun saß in dieser Sternschanze auch nebst mir der preussische General von Walrave<sup>1)</sup>, gleichfalls seit dem Jahre 1746, im Arrest. Er hatte aber im inneren Poligon sein eigenes Haus und dreitausend Reichstaler jährlich zu verzehren. Bei diesem mußte der Major du jour nebst dem wachhabenden Offizier zu Mittag essen und blieb meistens bis gegen Abend bei ihm zur Gesellschaft.

Mit der Zeit wurden diese Herren bequem oder hatten Mitleid mit mir und gaben dem wachhabenden Leutnant die Schlüssel, wenn bei mir visitiert werden sollte.

Hierdurch erhielt ich allgemach die Gelegenheit, allein mit ihnen zu sprechen, die sie endlich selbst suchten und auch fanden. Eben hieraus entsprangen die Folgen meiner Unternehmungen, die ich noch in möglichster Kürze vorzutragen habe, um den Leser nicht mit Arrestantenkunstgriffen zu ermüden.

Es waren nur drei Majors und drei Leutnants, welche abwechselten, und die Vork hierzu ausgesucht und befehligt hatte.

1) Gerhard Cornelius v. Walrave, preussischer Generalmajor und Chef des Ingenieurkorps, geboren in Westfalen, gestorben nach 26 jähriger Gefangenschaft im Jahre 1773 zu Magdeburg, wohin er wegen Unterschlagung von 50 000 Talern gekommen war.

Indessen war mein Zustand schrecklich. Mein Halseisen mit den ungeheueren Ketten hinderte mich an aller Bewegung, und losmachen durfte ichs noch nicht, bis ich nach etlichen Monaten die Stellen beobachtet hatte, wo man alles sicher glaubte und nie visitierte. Das Grausamste war, daß man mir das Bett genommen hatte. Ich saß also auf dem Boden mit an die feuchte Mauer gelehntem Kopfe und mußte die Fesseln am Halseisen beständig mit einer Hand halten, weil sie mich entweder würgten oder hinten am Genick die Nerven drückten, folglich Schmerzen verursachten. Weil nun die Stange zwischen beiden Händen immer die eine hinunterhielt, wenn die andere, auf das Knie gestützt, die Halsfesseln erleichterte, so erstarrte mein Blut und die Arme wurden so schwach, daß man sie wirklich schwinden sah. Man kann sich auch vorstellen, wie wenig ich in solcher Lage schlafen und ruhen konnte.

Endlich überwog das Ungemach meine Leibes- und Seelenkräfte, und ich verfiel in eine schwere, hitzige Krankheit.

Der Tyrann Bork blieb unbeweglich und wünschte nur meinen Tod zu befördern, um der Sorge meiner Bewachung überhoben zu sein. Hier empfand ich erst, was eigentlich ein kranker Gefangener ohne Bett, ohne Erquickung, ohne Trost noch Menschenhilfe ist. Die größte Seele, alle Vernunftschlüsse unterliegen da, wo der Gliederbau geschwächt wird, und meine damalige Fühlung empört noch gegenwärtig mein Blut, wenn ich sie auf diesen Blättern dem Leser schildern will.

Da ich aber einmal beschlossen hatte, mein Schicksal abzuwarten, männlich zu trotzen, auch noch immer Hoffnung zur möglichen Flucht vor mir sah, überdies im erfolgten Frieden mich nicht ganz verlassen glaubte, so ertrug ich mehr, als ein Weltweiser in meinem Falle erdulden sollte, der im Kerker Pistolen bei sich hatte.

Meine Krankheit dauerte etwa zwei Monate. Ich wurde

so schwach, daß mir kaum Kräfte übrig blieben, um meinen Wasserkrug an den Mund zu bringen. Wer kann sich denken, was ein Mensch leidet, der ohne Bett und Stroh, in schweren Fesseln an allen Gliedern, zwei Monate lang auf der Erde im feuchten Kerker sitzt, der nichts als trockenes Kommißbrot und keinen Tropfen Suppe zur Labung erhält, den kein Arzt besucht, kein Freund tröstet, und der ohne Arznei noch Menschenhilfe in solchem Zustande gesund werden muß? Die Krankheit selbst ist Plage genug, um den Starken kleinmütig zu machen. Und was litt zugleich bei mir die Seele in einem Zustande, den noch kein Bösewicht auf Erden so grausam erlitten hat! Hitze und Kopfschmerz, verschwollener Hals im breiten Halseisen brachten mich bis zur Raserei, und in solchen Anfällen waren Füße, Hände und Leib wund gerissen. Genug hiervon! Der lebendig Geräderte, welcher ohne Gnadenstoß auf dem Rade sterben muß, empfindet gewiß nicht, was ich zwei ganze Monate hindurch fühlen mußte. Endlich erschien ein Tag, an den ich nur mit Schauder und Schrecken denken kann. Ich saß in der größten Hitze und Blutwallung, wo die Natur mit ihrer Zerstörung rang, und da ich trinken wollte, fiel mein Krug aus der Hand und zerbrach. Nun mußte ich vierundzwanzig Stunden warten, ehe ich zu trinken erhielt. In dieser schrecklichen Lage hätte ich meinen Vater ermordet, um sein Blut zu lecken. Gern hätte ich zuletzt meine Pistolen hervorgesucht, die Kräfte fehlten aber, um mein fest verwahrtes Loch aufzubrechen. Hauptsächlich aber hielt mich mein Ehrgeiz zurück. Ich wollte nicht im Kerker sterben und wie ein jeder Schurke oder wirklicher Missetäter begraben werden.

Da man am folgenden Tage visitierte, hat man mich wirklich tot geglaubt, weil ich, die Zunge aus dem Halse lechzend herausgestreckt, ganz in Ohnmacht dalag. Man labte mich, fand Leben, und o Gott! mit was für Begierde verschlang ich das Wasser aus meinem Kruge!

Man füllte ihn von neuem, wünschte mir Glück, daß mich der Tod bald von meiner Qual retten würde, und ging wieder davon. Indessen hatte man in der Stadt so rührend von meinem Zustande gesprochen, daß sich alle Damen, auch die Stabsoffiziere der Garnison, vereinigten und den Tyrannen Vork bewogen, mir mein Bett wiederzugeben.

Wirklich wurde ich von dem Tage an, als ich so bitteren Durst gelitten und so viel auf einmal trank, täglich stärker und bald wieder, zu aller Menschen Erstaunen, gesund.

Das Herz meiner Inspektionsoffiziere hatte ich gewonnen, und nach sechsmonatlichen schweren Leiden ging die Hoffnungssonne auf einmal wieder für mich auf.

Einer von den Majors vertraute dem Leutnant Sonntag die Schlüssel. Er kam allein zu mir, sprach vertraut, schüttete mir sein Herz aus und klagte über Schulden, Mangel und Not. Ich gab ihm fünfundzwanzig Louisdors, und hiermit war unsere Freundschaft, unser ewiges Bündnis geschlossen.

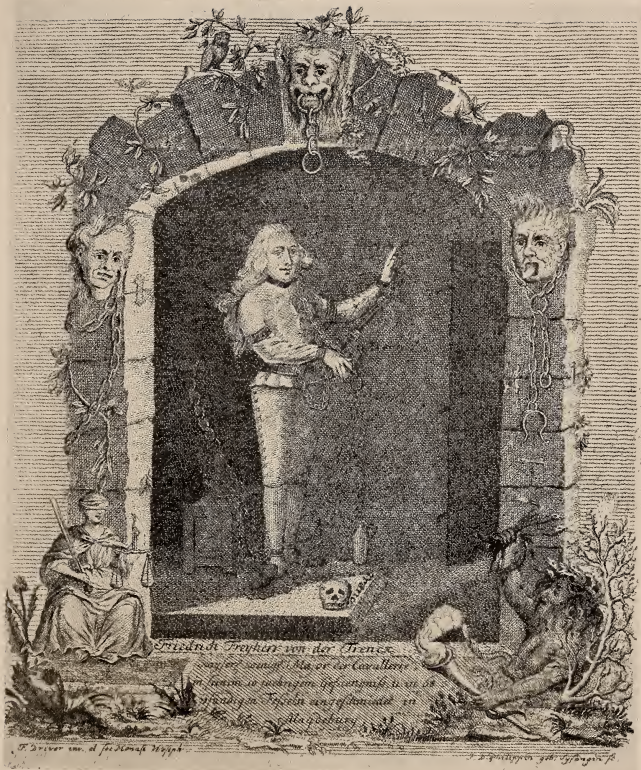
Allgemach wurden alle drei wachthabenden Offiziere meine Freunde. Sie saßen stundenlang bei mir, wenn ein bestimmter Major die Inspektion hatte, den ich gleichfalls ganz auf meine Seite zu ziehen wußte. Endlich kam es so weit, daß er selbst halbe Tage bei mir zubrachte.

Er war arm, ich gab ihm einen Wechsel auf zweitausend Gulden, und hiermit war die Bahn gebrochen, um neue Unternehmungen anzufangen. Geld war notwendig. Ich hatte den Offizieren bald alles ausgeteilt, und in meiner Kasse waren nicht mehr hundert Gulden.

Gleich fand sich Gelegenheit, ein neues Projekt auszuführen.

Des Hauptmann von R\*\*\*<sup>1)</sup>, der Majorsdienste tat, ältester Sohn war kassiert, brotlos, und sein Vater klagte mir seine Not. Ich schickte ihn zu meiner Schwester unweit Ber-

1) Er dürfte mit dem Hauptmann Knoblauch identisch sein, den er später nennt.



Populäres Flugblatt auf Trenck's Gefangenschaft.



lin, diese gab ihm hundert Dukaten. Er kam zurück und brachte mir die Nachricht von ihrer Freude. Er hatte sie auf dem Totenbette angetroffen, und sie schrieb mir in wenigen Zeilen, daß mein Unglück und die Berliner Verrätheri im Jahre 1755 ihre Armut und nunmehrige zweijährige Krankheit zuwege gebracht hätten. Sie wünschte mir Glück zur Rettung und empfahl mir ihre Kinder, ist aber wieder besser geworden, hat den Obersten von Pape zum zweiten Manne gewählt und starb im Jahre 1758.

Nun kam R\*\*\* freudig mit Geld zurück. Alles wurde mit dem Vater verabredet. Ich schrieb an meine große Freundin, die Kanzlerin Gräfin Bestuscheff, und an den Thronfolger Peter nach Petersburg, empfahl den jungen Menschen bestens und bat um mögliche Hilfe für mich.

R\*\*\* reiste nach Hamburg, von da nach Petersburg, wurde sogleich Hauptmann, bald darauf Major durch meine Empfehlung und handelte auch so redlich, daß ich wirklich durch einen Hamburger Kaufmann, welchen der alte R\*\*\* kannte und zur Korrespondenz gewählt hatte, zweitausend Rubel erhielt, welche mir die Kanzlerin schickte. Er selbst aber war in Petersburg für diesen Dienst reichlich beschenkt worden und hat sein Glück gemacht.

Dem ehrlichen alten R\*\*\*, welcher ein armer Teufel war und bis zum Grabe mein dankbarer Freund geblieben ist, gab ich gleich dreihundert Dukaten. Ebensoviel wurde allgemach unter die Offiziere ausgeteilt, und Leutnant Glotin trieb es gar so weit, daß er die Schlüssel dem Major zurückstellte, ohne meine Türen zuzuschließen, und halbe Nächte bei mir im Kerker zubrachte. Der Wache gab er von meinem Gelde zu trinken. So ging alles eine Zeitlang nach Wunsch, und der Tyrann Vork wurde betrogen.

Man steckte mir Licht zu und gab mir Bücher und Zeitungen zu lesen. Meine Tage verfloßen wie Stunden, und

ich schrieb, las und beschäftigte mich so gut, daß ich fast meinen Zustand vergaß.

Nur allein, wenn der dumme grobe Major Bruckhausen die Inspektion hatte, mußte alles behutsam zugehen. Der andere Major, namens Z\*\*\*, wurde auch allgemach mein Freund. Ich gewann ihn als einen Geizhals, weil ich ihm versprach, seine Tochter nach erlangter Freiheit zu heiraten, und ihm mit meiner Handschrift zehntausend Gulden versicherte, falls ich im Kerker sterben sollte.

Endlich kam es so weit, daß mir der Leutnant Sonntag heimlich andere Handschellen machen ließ, welche so groß waren, daß ich die Hände bequem herausziehen konnte. Dieses konnte leicht geschehen, weil die Leutnants allein und kein anderer meine Eisen visitierten. Alles war dem alten ähnlich, und Bruckhausen war zu dumm, um etwas zu bemerken.

Alle übrigen Fesseln konnte ich nach Belieben ablegen. Wenn ich also meiner Gewohnheit nach Bewegung machte, so hielt ich die Ketten in der Hand, machte damit eben das Gerassel und betrog die aufpassenden Schildwachen.

Das Halseisen allein durfte ich nicht losmachen, es war auch viel zu kennbar zugeschmiedet. Es wurde aber das obere Gelenk durchgeschnitten, so daß das nächste durchgezogen werden konnte, und auf bereits von mir gemeldete Art mit Brot vorsichtig zugeschmiert. Folglich konnte ich nach Belieben meine Fesseln alle ablegen und ruhig schlafen.

Kaltes Fleisch und Würste trug man mir gleichfalls heimlich zu, mithin war meine Lage ganz erträglich. Nun aber fing ich auch an, für meine Freiheit zu arbeiten. Unter den drei Offizieren war aber leider keiner, der das Herz hatte, für mich zu tun, was Schell in Glatz that, um mit mir von der Wache fortzugehen. Das benachbarte Sachsen war in preussischer Gewalt, desto mehr Gefahr fand sich im Fliehen, und alle möglichen Vernunftschlüsse blieben bei solchen Leuten ver-



gebens, die nichts wagten und ganz sicher gehen wollten. Der Wille war bei Glotin und Sonntag gut, aber der erste war eine feige Memme und der andere ein Skrupulant, der hierdurch seinen Bruder in Berlin unglücklich zu machen glaubte.

Ich hatte doppelte Schildwachen, folglich war es unmöglich, durch mein Loch, welches unter den Fundamenten seit zwei Jahren fertig war, vor den Füßen derselben auszukriechen, noch weniger die zwölf Fuß hohen Palissaden im Graben vor den Augen der Wächter zu übersteigen.

Es wurde demnach folgender Plan gemacht, der zwar Herkulesarbeit erforderte, aber zur Ausführung sicher möglich war.

Der Leutnant S\*\*\* hatte ausgemessen, daß von dem Orte, wo ich das Loch in meinem Boden fertig hatte, bis in den Eingang zur Galerie im Hauptwall siebenunddreißig Fuß zu durchbrechen waren. Da nun mein Gefängnis an denselben stieß, so konnte ich unter den Fundamenten des Walles neben dem Graben bis in denselben fortarbeiten, und da der Grund in feinem weißem Sand bestand, so war es um so möglicher.

Sobald ich in diese Galerie gelangen konnte, war meine Freiheit sicher. Man unterrichtete mich, wie viele Schritte ich rechts und links zu gehen hatte, um in diesem Souterrain die Türe zu finden, welche in den zweiten Wall führt. Dann hätte mir der Offizier am festgesetzten Tage meiner Flucht diese Türen heimlich geöffnet. Allenfalls hätte ich Licht, Brecheisen und Bohrer bei mir gehabt, um alle Hindernisse zu heben, und dann mußte mir Vorsicht und Geld weiter forthelfen.

Die Arbeit wurde also angefangen und dauerte über sechs Monate. Kaum hatte ich die Fundamente hinter mir weggebrochen und das alte Loch damit gefüllt, so fand ich, daß der Hauptwall wirklich kaum einen Fuß tiefe Fundamente hatte, welches ein Hauptfehler einer so wichtigen Festung ist. Mir wurde die Arbeit leichter, weil ich die Grundsteine meines

Kerkers höher wegnehmen konnte, und nicht so tief zu arbeiten hatte.

Im Anfang ging das Werk vortrefflich, ich konnte in einer Nacht bis drei Fuß vorwärts arbeiten, so lange ich Raum hatte, den ausgegrabenen Sand wieder hineinzubringen.

Raum war ich aber zehn Fuß vorwärts, so empfand ich erst die Beschwerden; denn ehe ich anfang, mußte zuerst das Loch, wo ich hinunterstieg, mit der Hand ausgeleert werden, welches schon etliche Stunden Arbeit erforderte. Dann mußte jede Hand voll Sand aus dem Kanal geholt werden, um auszuräumen und weiter vorwärts zu minieren. Alles lag auf einem Haufen im Gefängnis, und mußte auf eben die Art, wie ich's herausgebracht, alle Tage wieder hineingeschafft werden.

Auf diese Art habe ich berechnet, daß ich, da ich einmal über zwanzig Fuß hineingearbeitet hatte, binnen vierundzwanzig Stunden gegen eintausendfünfhundert bis zweitausend Klafter in der Erde auf dem Bauche kriechen mußte, um den Sand heraus- und wieder hineinzubringen. War ich dann hiermit fertig, dann mußte erst jede Ritze in meinem Fußboden genau ausgeputzt werden, daß man beim Visitieren den schneeweißen Sand nicht bemerken konnte. Dann wurde erst der aufgebrochene Boden, und zuletzt die Fesseln in Ordnung gebracht. Wenn ich nun auf diese Art einen Tag gearbeitet hatte, war ich so abgemattet, daß ich allezeit drei folgende ruhen mußte.

Um weniger Raum zu bedürfen, war mein Kanal so enge gemacht, daß ich ganz eingezwängt kriechen mußte und nicht einmal die Hand auf den Kopf bringen konnte. Überdies mußte alles mit nacktem Leibe geschehen, weil man das schmutzige Hemd bemerkt hätte. Der Sand war auch ganz naß, weil man vier Fuß tief schon Wasser findet, wo der grobe rauschende Kiegsand anfängt.

Endlich fiel ich auf den Gedanken, Sandsäcke zu machen, um dieselben geschwind heraus- und hereinzubringen. Die Offiziere steckten mir zwar Leinwand zu, welche aber nicht hinlänglich war und bei etwaiger Entdeckung zu viel Aufsehen gemacht hätte, woher so viel Leinwand in meinen Kerker gekommen sei.

Ich griff also zuletzt mein Bett an, legte mich, wenn Bruckhausen visitierte, in dasselbe, als ob ich krank sei, zerschnitt Strohsack und Bettlaken und machte Sandsäcke.

Zuletzt, als ich mich dem Ausbruche näherte, war es fast nicht mehr möglich, mit der ungeheueren Arbeit fertig zu werden. Und oft saß ich in meinem Gefängnisse so ermüdet auf meinem Sandhaufen, daß ich's unmöglich glaubte, alles wieder hineinzuschaffen, und wirklich beschloß, die Visitation abzuwarten, ohne mein Loch zuzumachen. Ja, ich kann versichern, daß mir in vierundzwanzig Stunden nicht so viel Zeit übrig blieb, um ein Stück Brod ruhig zu essen, wenn ich alles wieder in Ordnung haben wollte.

Raum hatte ich aber eine Weile schwermütig gerastet, so munterte mich der bisher glückliche Fortgang auf, die letzten Kräfte zu wagen. Ich griff von neuem an und wurde dennoch fertig, aber öfters kaum 5 Minuten vor dem Visitieren.

Da ich nun nur noch sechs bis sieben Fuß vom Ausbruche entfernt war, ereignete sich eine wunderbare Begebenheit, welche alles vereitelte.

Ich arbeitete, wie gesagt, unter den Fundamenten des Balles neben dem Graben, wo die Schildwachen standen.

Alle meine Eisen konnte ich ablegen, nur das um den Hals blieb mit dem daran hängenden Haken fest, und war beim Arbeiten, wo ich's festband, losgeworden; folglich hatte eine Schildwache das Klimplern in der Erde, ungefähr fünfzehn Fuß weit von meinem Kerker, gehört. Sie hatte den Offizier herbeigerufen, man legte das Ohr auf die Erde und hatte mich

in derselben die Säcke hin- und herschieben gehört. Am folgenden Tage wurde dieses gemeldet, und der Major, der eben mein bester Freund war, trat nebst dem Platzmajor, einem Schmiede und einem Maurer herein.

Ich erschrak, der Leutnant winkte mir, daß ich verraten sei. Nun ging die Visitation an — kurz gesagt, die Offiziere wollten nicht sehen, und der Schmied und der Maurer fanden alles ganz. Hätte man mein Bett visitiert, so wäre der halbe Strohsack von unten und das Bettlaken vermißt worden.

Der Platzmajor war dumm und glaubte, die Sache wäre unmöglich. Er hatte also draußen der Schildwache, die mich belauschte, gesagt: „Du Esel! hast einen Maulwurf, aber nicht den Trencf in der Erde gehört. Wie wäre es möglich, daß er so weit außerhalb seines Kerkers arbeiten könnte?“ Und hiermit ging alles fort.

Jetzt war es nicht mehr Zeit, zu säumen. Wäre man nur einmal abends zur Visitation gekommen, so hätte man mich bei der Arbeit gefunden. So klug war aber niemand binnen zehn Jahren, denn Kommandant, Platzmajor und Bruckhausen waren kurzsichtige, elende Menschen; die anderen hingegen wünschten mir alle Glück und wollten nicht sehen.

Ich hätte drei Tage nach diesem Vorfalle schon ausbrechen können, da ich aber eben bei des Bruckhausen, meines einzigen Feindes, Inspektionstag entfliehen wollte, um ihm einen Streich zu versetzen, so hatte dieser Schuft mehr Glück als Verstand. Er war etliche Tage krank, und R\*\*\* mußte seine Dienste verrichten.

Endlich erschien er bei dem Visitieren. Kaum war aber die Thüre geschlossen, so griff ich zur letzten Arbeit, weil ich bei den letzten drei Fuß nicht mehr den Sand herausbringen durfte, sondern immer vorwärts zum Ausbruche arbeiten und denselben hinter mir durchwerfen konnte.

Man stelle sich vor, wie emsig ich wühlte.

Mein Schicksal wollte aber, daß eben die Schildwache, die mich vor etlichen Tagen in der Erde gehört hatte, wieder bei mir auf dem Posten stand.

Dieser, vom Ehrgeiz gekitzelt, weil man ihn einen Esel geheißen und er mich dennoch sicher gehört hatte, legt sich auf den Bauch und hört mich abermals hin- und herkriechen. Er ruft den Kameraden, sie melden es. Der Major wird gerufen, er erscheint, hört gleichfalls alles, geht jenseits der Palissaden und hört mich nahe an der Türe wühlen, wo ich eben in die Galerie herausarbeiten wollte. Gleich wird diese Türe geöffnet, man geht mit Laternen hinein und lauert auf den herauskommenden Fuchs.

Da ich nun von unten her den Sand wegearbeitete und die erste Öffnung gewann, sah ich Licht und die Köpfe derer, die mich erwarteten.

Welcher Donnerschlag für mich! Ich war verraten, kroch also mit größter Mühe durch den hintergewühlten Sand zurück und erwartete mein Schicksal mit Schrecken und Schauer; hatte aber dennoch die Geistesgegenwart, daß ich meine Pistolen, mein Geld, meine Instrumente, Papier, Licht und auch etwas Geld unter dem Fußboden verbarg, welchen ich allezeit wieder durchschneiden konnte.

Mein meistes Geld war aber in verschiedenen in den Boden, auch im Türgerüste eingebohrten und wieder gut zugeschmierten Löchern versteckt, und nichts wurde gefunden. Hin und wieder aber waren in den Ritzen des Bodens kleine Feilen und Messer verborgen.

Raum war ich fertig, so rasselten die Türen, man kam herein und fand den Kerker bis oben mit Sand und Sandsäcken angefüllt. Die Handschellen aber nebst den Stangen hatte ich in Eile angelegt, um sie glauben zu machen, daß ich mit denselben in der Erde gearbeitet hätte. Sie waren auch

dumm genug, alles zu glauben, und hierdurch gewann ich schon einen Vorteil für die Zukunft.

Niemand war geschäftiger dabei als der grobe, dumme Bruckhausen. Er machte viele Fragen; ich gab ihm aber keine Antwort, außer, daß ich ihm versicherte, daß vor etlichen Tagen schon der Ausbruch vollzogen worden wäre, wenn sein Glück ihn nicht hätte krank werden lassen. Und allein deswegen, weil ich ihm den Poffen spielen wollte, sei ich gegenwärtig unglücklich. Dieses hat ihn auch wirklich so schüchtern gemacht, daß er in der Folge höflicher wurde und mich wirklich zu fürchten anfang, weil ich alles möglich zu machen wußte.

Die Nacht war da; es war unmöglich, den Sandhaufen hinauszuschaffen. Der Leutnant und die Wache blieben also bei mir. Ich hatte große Gesellschaft, und am Morgen erschien ein Schwarm Arbeiter, welche das inwendige Loch zuerst ausfüllten; dann wurde dasselbe ausgemauert und die durchschnittenene Bohle in des Fußbodens Oberfläche neu gemacht. Der Tyrann Bork kam gar nicht, weil er eben krank war, sonst wäre es mir viel ärger ergangen.

Am Abend desselben Tages waren die Schmiede auch schon mit ihrer Arbeit fertig. Alle Fesseln wurden schwerer gemacht als die ersten, und anstatt der Schelle über die Fußeißen wurden dieselben mit Schrauben zusammengezogen und verschmiedet.

Alles übrige blieb beim alten. Bis zum folgenden Tage wurde noch am Fußboden gearbeitet. Ich konnte abermals nicht schlafen, so daß ich vor Müdigkeit und Schwermut zu Boden sank.

Mein größtes Unglück war, daß man mir wieder das Bett wegnahm, weil ich es zu Sandsäcken zerschnitten hatte. Ehe man nun die Türen zuschloß, visitierte mich Bruckhausen und der Platzmajor bis auf den nackten Leib. Sie hatten mich öfters gefragt, wo ich denn alle Instrumente hergenommen hätte. Meine Antwort war: „Meine Herren! der Teufel ist

mein bester Freund, er bringt mir alles, was ich brauche. Wir spielen auch ganze Nächte Piquet miteinander, weil er mir Licht bringt. Und Sie mögen mich bewachen, wie Sie wollen, so wird er mich doch aus Ihrer Gewalt erretten."

Sie erstaunten, die anderen lachten. Endlich, als sie alles auf das genaueste durchsucht hatten und die letzte Türe zuschlossen, rief ich: „Meine Herren, kehren Sie zurück! Sie haben etwas Wichtiges vergessen!"

Indessen zog ich eine versteckte Feile aus dem Boden heraus und sagte bei dem Eintritte: „Ich habe Ihnen nur beweisen wollen, daß der Teufel mir alles bringt, was ich bedarf." Man visitierte wieder und schloß zu. Indessen, da man an vier Schlössern arbeitete, hatte ich ein Messer und zehn Louisdor hervorgesucht, weil ich mein Geld an verschiedenen Orten versteckt hatte. Das meiste lag unter dem Boden.

Ich rief sie nochmals herein, sie kamen mit Murren und Fluchen zurück, und nun gab ich ihnen Geld und Messer.

Ihre Verwirrung war unbegrenzt. Ich hingegen lachte und spottete nur bei all meinem Unglücke mit so kurzächtigen Wächtern; und bald war ich durch sie in der ganzen Stadt, besonders bei dem Pöbel, als ein Zauberer und Schwarzkünstler ausgeschrien, dem der Teufel alles zutrage.

Ein gewisser Major Holzkammer, ein höchst eigennütziger Mensch, benutzte dieses falsche Gerücht. Ein vorwitziger dummer Bürger hatte ihm fünfzig Taler angetragen, wenn er ihm nur erlaube, mich durch die Türe zu sehen, weil er gerne einen Hexenmeister sehen möchte.

Holzkammer vertraute mir das Geheimnis, und wir vereinigten uns, diesem Bürger eine Nase zu drehen.

Alles war veranstaltet, er hatte mir eine ganz abscheuliche Larve hereingegeben, mit einer ungeheueren Nase.

Sobald ich nun die Schlösser rasseln hörte, steckte ich diese Larve vor das Gesicht und stand in Zwerggestalt da.

Der Bürger erschrak und wich zurück. Holzkammer sagte: „Geduld! wenn wir in einer Viertelstunde zu ihm gehen, so hat er wieder eine andere Gestalt.“ Dies geschah. Nun hatte ich mein Gesicht ganz weiß angestrichen und stand im Hemde da, wie ein ausgezehrtes Gespenst, mit niedergeschlagenen Augen. — Gleich zog er sich wieder zurück und kam zum drittenmal. Jetzt hatte ich meine Haare unter der Nase zusammengeknüpft und eine zinnerne Schüssel auf die Brust gebunden. Wie die Türe aufging, stand ich vor derselben in schreckbarer, drohender Gestalt und schrie mit donnernder Stimme: „Zurück, Schurken, oder ich drehe euch allen die Hälse um!“

Alles lief verabredetermaßen davon, und der vorwitzige, um seine fünfzig Taler betrogene Bürger zuerst.

So viel ihn nun auch der Major bat, keinem Menschen ein Wort von dieser Begebenheit zu sagen, weil es auf das schärfste befohlen war, niemand in die Sternschanze zu führen, so vergingen doch nur wenige Tage, und man sprach in allen Bierhäusern von meiner Zauberkunst; sogar der Bürger wurde genannt, der mich in einer Stunde in dreierlei Gestalt gesehen und noch viele andere Abenteuer dazugelogen hatte. Die Sache kam vor das Gouvernement. Er wurde zitiert, befragt und nannte den Major, welcher ihm diesen Gefallen erzeigt hatte, erbot sich sogar zu einem Juramente, daß er dieses wirklich gesehen habe, und berief sich auf die Augenzeugen.

Holzammer hatte deswegen Verdruß und mußte etliche Tage Hausarrest leiden.

Wir aber hatten hernach manches Gelächter über diesen lustigen Einfall, welcher viel von mir reden machte, besonders da bisher niemand begreifen konnte, wie es möglich sei, daß ich, trotz aller Aufsicht, Fesseln und Wächter, dennoch fast alle Jahre neue Unternehmungen zur Flucht vollziehen und alle, die meinen Kerker visitierten, mit Blindheit schlagen könne.

Hieraus sieht man, wie der Leichtgläubige betrogen wird,



und wie leicht Mirakel und Gaukelspiele zu erfinden sind, woraus eigentlich alle Kirchen- und Hexengeschichten entspringen.

Nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung, die länger als ein Jahr erforderte und mich so geschwächt hatte, daß ich wirklich einem lebendigen Gerippe ähnlich sah, würde die Schwermut sich sicher aller meiner Seelenkräfte bemeistert haben, wenn mir nicht die weitere Hoffnung zur möglichen Flucht, die sich auf meine wachthabenden Offiziere und bereits gewonnenen Freunde stützte, frischen Mut eingefloßt hätte.

Das ärgste für mich war der Verlust des Bettes. Ich empfand auch bald die Wirkungen davon und verfiel abermals in eine schwere hitzige Krankheit, in welcher ich sicher umgekommen wäre, wenn die Majore und Offiziere mir nicht alle mögliche Hilfe und Menschenliebe erzeigt und den Kommandanten betrogen hätten. Der einzige Bruckhausen blieb Menschenfeind und ein blinder Sklave seiner erhaltenen Order. Am Tage, wenn er die Inspektion hatte, wurden allein die strengsten Befehle beobachtet, und von meinen Eisen durfte ich mich nicht eher losmachen, bis ich einige Wochen die Orte beobachtet hatte, wo er allein in seiner Dummheit visitierte. Dann aber durchschnitt ich die Gelenke, wo ich sicher war, und verstrich die Öffnungen wieder mit meinem Brote ebenso, wie ich bereits erzählt habe. Die Hände konnte ich allezeit herausziehen, besonders nachdem mir die schwere Krankheit alles Fleisch vom Leibe verzehrt hatte.

Ein halbes Jahr verfloß, ehe ich wieder meine Kräfte erhielt und zu einer neuen Herkulesarbeit greifen konnte.

Endlich fand ich auch ein Mittel, den Bruckhausen vom Kettenvisitieren abzuhalten, so daß er dieses Amt allein dem wachthabenden Offizier überließ. Er hatte eine feine Nase; wenn ich nun die ersten Schösser rasseln hörte, so machte ich durch meinen neben mir stehenden Leibstuhl einen solchen

Gestank, daß er zurücktrat und endlich gar vor der Türe stehen blieb.

Bei einer Gelegenheit, wo er, von Stolz aufgeblasen, an einem Tage zu mir eintrat, als eben ein Kurier mit der Nachricht einer gewonnenen Bataille eingeritten war, schimpfte und lästerte er so grob gegen alle Österreicher, auch sogar gegen meiner Souveränin Person, daß ich endlich, bis zur But aufgebracht, dem neben mir stehenden Leutnant den Degen von der Seite riß und ihn an die Wand gespießt hätte, wenn er dem Stoße nicht durch einen Sprung zur Türe hinaus entwichen wäre.

Von diesem Tage an war der Grobian so furchtsam, daß er sich nicht mehr zum Visitieren an mich heranwagte, sondern allezeit zwei Mann mit kreuzweis gefälltem Gewehr und Bajonetten vor sich treten ließ, hinter welchen er an der Türe stehen blieb.

Auch dieser Vorfall war mir nützlich, weil ich niemand als ihn bei der Visitation zu fürchten hatte.

Weil ich hier von diesem Manne etwas sage, so empfehle ich meinen Lesern meine Satire, die ich auf ihn verfertigte, und die im zweiten Bande meiner Schriften unter dem Titel: „Das Schicksal des Major Mops“ zu finden ist. Und um zu zeigen, wie leicht sein Verstand war, auch wie verächtlich ich ihm begegnete, will ich unter andern nur dieses lächerliche Stückchen erzählen.

Ich fand nämlich, da ich in der Erde minierte, eine vierundzwanzigpfündige Kanonenkugel und legte dieselbe mitten in mein Gefängnis.

Er kam zur Visitation, und da er sie gewahr wurde, fragte er mit Verwunderung: „Was, Himmelschwerenot, ist das?“ — Meine Antwort war:

„Es ist etwas von der Munition, die mir mein Teufel liefert. Nächstens werden auch die Kanonen ankommen,

und dann sollen Sie allein die Schwestern empfinden, auch erfahren, was der Treue ist —"

Er stand erstaunt da, hat es gemeldet und war so dumm, daß er nicht einmal urteilen konnte, auf was für eine Art eine solche Kugel natürlicherweise in mein Gefängnis kommen konnte. —

Die oben gemeldete Satire habe ich auf ihn gemacht, da der verstorbene Landgraf von Hessen-Kassel<sup>1)</sup> Gouverneur in Magdeburg war, und ich bereits Erlaubnis zu schreiben hatte, wie ich besser unten erklären werde. Der Landgraf, welcher den Reckel kannte, ließ sie sich durch ihn selbst vorlesen, und seine Kurzsicht war so groß, daß er selber mitlachte und den Sinn gar nicht begriff, obgleich alle seine Waidsprüchel darin angebracht und ein Teil seiner wirklichen Geschichte, auch sein ganzer Charakter darin nach dem Original geschildert war. Der Landgraf selbst, dem sie sehr gefiel, hat mir das Manuscript davon nach meiner erlangten Freiheit, mit meinem Blute geschrieben, zurückgegeben, um es unter meinen öffentlichen Schriften bekannt zu machen; und Major Mops, den ich im Leben nie fürchtete, sondern nur verachtete, weil er nebst dem Kommandanten Bork der einzige in meinem Vaterlande war, welcher wirklich Wollust an meinem Leiden empfand, kann auch in seinem Grabe, welches ihn bereits deckt, über meine Federgeburten nicht mehr zürnen.

Im Zusammenhange meiner Geschichte muß ich folgendes anführen. Zu eben der Zeit, da mein Anschlag zur Flucht mißlang, kam ein gewisser General von Krusemarck<sup>2)</sup>, mit welchem ich als Kornet der Garde du Corps ehemals in vertraulicher

1) Friedrich II., Landgraf von Hessen-Kassel, geb. 1720, preussischer Generalfeldmarschall, sukzedierte seinem Vater im Jahre 1760 und starb 1785. Er ist der bekannte „Seelenverkäufer“.

2) Hans Friedrich v. Krusemarck, preussischer Generalleutnant und Ritter des Schwarzen Adlerordens, gest. am 15. Mai 1775.

Bruderschaft gelebt hatte, zu mir in das Gefängnis: Dieser fragte mich im gebieterischen Tone, ohne Freundschaft, Achtung noch Mitleid zu zeigen, unter anderm auch, wie ich mich beschäftige und ob mir die Zeit nicht lang werde.

Meine Antwort war ebenso trotzig und verächtlich als seine Frage, weil mich alles mögliche Unglück niemals erniedrigen, noch niederschlagen konnte. Ich sagte demnach, daß ich mich auch denkend zu beschäftigen wisse, und vom Denken müde, vielleicht in meinen Fesseln angenehmer von meiner gerechten Sache träume als die, welche mich mißhandeln. Er erwiderte: „Wenn Sie beizeiten Ihren eigensinnigen Kopf gezwungen und den besten König um Gnade gebeten hätten, so würden Sie vielleicht in anderen Umständen sein. Wer ein Verbrechen begangen hat und noch dazu trotz und sich eigenmächtig durch Verführung königlicher Soldaten loshelfen will, der verdient kein besseres Schicksal, als das Ihrige ist.“

Hierauf geriet ich in gerechten Zorn und antwortete: „Herr! Sie sind General des Königs und ich bin noch wirklicher Rittmeister der Kaiserin Theresia, die mich wird zu schützen, vielleicht auch noch zu retten, wenigstens aber zu rächen wissen. Mein Herz ist vorwurfsfrei, und Sie selbst kennen mich, daß ich diese Fesseln nie verdient habe. Ich hoffe also auf die Zeit und meine gerechte Sache, als ein ohne Verhör noch legales Verfahren durch Verleumdung verurteilter ehrlicher Mann. Und in dieser Gestalt wird der Philosoph allezeit seinen Tyrannen zu trotzen wissen.“

Er ging scheltend und drohend mit den letzten Worten hinaus:

„Man wird den Vogel schon anders pfeifen lehren.“

Bald darauf erfolgte die Wirkung dieses edlen Besuches. Es kam Befehl, man solle mir den Schlaf hindern und mich alle Viertelstunden durch meine Schildwachen anrufen und wecken lassen, womit man auch sogleich den Anfang machte.

Dieses fiel mir unerträglich, bis ich's gewohnt wurde und auch im Schlummer antwortete. Und diese Grausamkeit hat vier Jahre hindurch gewüthet, bis endlich ein Jahr vor meiner erlangten Freiheit der großmütige Landgraf von Hessen-Kassel als damaliger Gouverneur derselben ein Ende machte und mir den ruhigen Schlaf wieder gönnte.

Wer aber eigentlich diesen Befehl gegeben hatte, dessen Beispiel man noch in keiner Geschichte gelesen hat, dieses darf ich der Feder nicht vertrauen. Ein Major, der aber mein Freund war und der mir gern meinen Zustand erleichtern wollte, gab mir aber den Rat, ich sollte auf das Zurufen gar nicht antworten, man könne mich dazu auf keine Art zwingen. Dieser Rat glückte, ich vollzog ihn und schloß hierdurch die Kapitulation, daß man mir endlich mein Bett wiedergab, und unter dieser Bedingung tat ich, was man wollte, und ließ mich wecken.

Gleich nach dieser Anordnung wurde der wirklich gegen mich grausame und aufgebrachte Kommandant General von Bork krank, im Gehirn verrückt, folglich von seinem Amt abgesetzt, und Oberstleutnant von Reichmann, ein wahrer Menschenfreund, wurde an seiner Stelle Kommandant.

Um ebendiese Zeit flüchtete auch der Hof selbst aus Berlin, und Ihre Majestät die Königin, der Prinz von Preußen, die Prinzessin Amalie, der Markgraf Heinrich, wählten Magdeburg zu ihrer Residenz<sup>1)</sup>. Nun wurde auch Major Bruckhausen höflicher als zuvor, vermutlich, weil er bei Hofe gehört hatte, daß ich noch nicht ganz hilflos verlassen sei und noch dereinst meine Freiheit abwarten könne.

Tyrannen und Dummköpfe sind gewöhnlich auch feige und verzagte Menschen. Vielleicht bewog also die Furcht eines möglichen Vorfalles auch diesen Bruckhausen, mir mit mehr Achtung zu begegnen, welche ich auch bald bemerkte.

1) Im Jahre 1760.

Reichmann, der redliche, neue Kommandant, konnte zwar an meinen Fesseln und an meiner wirklich schreckbaren Lage nichts abändern noch erleichtern. Er gab aber Befehl oder sah vielmehr durch die Finger, daß die Inspektionsoffiziere mir anfänglich nur zuweilen, endlich aber täglich, die inneren zwei Türen öffneten, um mir frische Luft und Tageslicht auf einige Stunden zu vergönnen. Mit der Zeit ließen sie mir dieselbe gar den ganzen Tag offen und schlossen sie nur, wenn sie des Abends vom Walrave in die Stadt gingen.

Bei dieser Gelegenheit fing ich an, auf meinem zinnernen Trinkbecher mit einem ausgezogenen kleinen Brettnagel zu zeichnen, endlich Satiren zu schreiben, zuletzt gar Bilder zu gravieren, und brachte es in dieser Kunst so weit, daß meine gravierten Becher als Meisterstücke der Zeichnung und Erfindung, teurer als Seltenheiten verkauft wurden, und der beste gelernte Graveur meine Arbeit schwerlich übertreffen wird<sup>1)</sup>.

Der erste Versuch war, wie leicht zu erachten, unbedeutend. Man trug aber meinen Becher in die Stadt, der Kommandant ließ ihn weiter sehen und mir einen neuen geben. Dieser neue geriet besser als der erste. Dann wollte jeder Major, der mich bewachte, einen haben. Ich wurde täglich geschickter, und ein Jahr verfloß mir bei dieser Beschäftigung wie ein Monat. Zuletzt erhielt ich sogar, wegen dieser Becherarbeit, die Erlaubnis, Licht zu brennen, welches auch bis zu meiner endlichen Befreiung unausgesetzt fort dauerte.

Laut Gouvernementsbefehl sollte zwar ein jeder Becher dieser

1) Derartige Trenck'sche Zinnbecher gehören heute zu den gesuchten und teuer bezahlten Raritäten. Im Berliner Hohenzollernmuseum befinden sich zwei mit unzähligen Zeichnungen und Inschriften bedeckte Becher, indessen auch im Ausland und bei Privaten. Wir geben in den Abbildungen den Zinnbecher (aufgerollt), der im Besitze des Königs von Sachsen ist, und einen anderen, der sich in Genf befindet (vgl. darüber: E. Duval, *Les gobelets du baron de Trenck*. Paris, A. Levy, 1885, gr. 8°).



Trenckbecher in Genf.





Art demselben überbracht werden, weil ich in denselben alles schrieb oder in Bildern hieroglyphisch vorstellte, was ich von meinem Schicksale der Welt bekannt machen wollte. Es wurde aber dieser Befehl nicht vollzogen, und die Offiziere, welche mich bewachten, trieben einen Handel damit, verkauften sie auch zuletzt bis zu zwölf Dukaten, und nach meiner erlangten Freiheit ist ihr Wert so hoch gestiegen, daß man sie in verschiedenen Ländern Europas in den Kabinetten der Seltsamkeiten noch gegenwärtig findet.

Einen davon hat der verstorbene Landgraf von Hessen-Kassel vor zwölf Jahren meiner Frau zum Andenken geschenkt; der andere, welcher in Paris zu finden, ist auf eine wunderbare Art aus den Händen der verwitweten Königin Majestät dahin gekommen.

Einer davon geriet zu Magdeburg in die Hände des Fürsten August Lobkowitz<sup>1)</sup>, welcher damals gefangen war. Dieser brachte ihn nach Wien und Ihre Majestät, der hochselige Kaiser, hatten ihn unter deren Kabinettsstücken verwahrt. Zufällig fand sich unter anderm ein Bild auf diesem Becher, welches einen Weinberg mit arbeitenden Menschen vorstellte. Unter demselben war folgende Inschrift:

Mein Weinberg war gebaut, ich sah ihn keimen, blühen.  
Die Hoffnung reifer Frucht beselte mein Bemühen,  
Doch ach! ich pflanzte nur. Ein Ahab trinkt den Wein,  
Und mein Verhängnis will, ich soll ein Nabot sein.  
Ma Vigne fleurissoit par mes soins et travaux,  
J'espérai des beaux fruits pour le prix de mes maux.  
Mais malheur pour Nabot! Jesebel l'a chérie,  
Et pour boire mon vin, me fait perdre la vie.

1) Fürst August Ant. Josef Lobkowitz (1729–1803), focht den ganzen Siebenjährigen Krieg mit und schied als Generalmajor aus der österreichischen Armee.

Dieses auf die biblische Geschichte von Nabot, Ahab und Isebel, und zugleich auf mein Schicksal in Wien anspielende Sinnbild hat bei der scharfsichtigen, großdenkenden Maria Theresia so lebhaften Eindruck gemacht, daß sie ihrem Minister sogleich Befehl gab, auf alle mögliche Art für meine Errettung zu sorgen. Vielleicht hätte sie mir auch meine entriffenen Güter wiedergegeben, wenn die Besitzer derselben weniger Gewalt und Kredit besaßen, oder wenn sie selbst nur noch ein Jahr länger gelebt hätte. Indessen habe ich doch meiner Becherarbeit zu danken, daß man auch endlich in Wien an mich zu denken anfang und mich nicht schutzlos verließ.

Wunderbar ist jedoch die Geschichte mit diesen Bechern, denn bei Lebensstrafe war verboten, mit mir zu sprechen oder mir Tinte und Feder zu gestatten, und dennoch usurpierte oder erschlich ich allgemach die offene Erlaubnis, alles in Zinn zu schreiben, was ich der Welt von mir sagen wollte, und erschien hierdurch vor den Augen derer, die mich vorher nie kannten, in der Gestalt eines unterdrückten, brauchbaren Mannes. Meine Becher erwarben mir Achtung und Freunde, und dieser Erfindung habe ich größtenteils meine endlich erlangte Freiheit zu danken.

Nun muß ich aber auch noch etwas sagen, um ihren Wert zu erheben. Ich arbeitete bei Licht auf glänzendem Zinn und erfand die Kunst, den Bildern durch die Art der Strichel Licht und Schatten zu geben. Durch Übung wurden zuletzt die Abteilungen von zweiunddreißig Bildern so regulär, als ob sie mit dem Zirkel abgemessen wären.

Die Schrift war so fein, daß sie nur mit Vergrößerungsgläsern gelesen werden konnte.

Weil beide Hände an einer Stange angeschmiedet waren, und ich nur eine brauchen konnte, lernte ich den Becher mit den Knien halten.

Mein einziges Instrument war ein geschliffener Brettnagel,

und dennoch findet man sogar auf dem Rande doppelte Zeilen Schriften.

Übrigens hätte diese Arbeit mich zuletzt zum Narren oder blind gemacht. Jedermann forderte Becher, und ich saß, um gefällig zu sein, gewiß täglich achtzehn Stunden bei der Gravirung. Das Licht blendete auf dem glänzenden Zinn, und die Erfindung aller Zeichnungen und Stellungen griff zugleich mehr, als man glaubt, die denkenden und Einbildungskräfte an, weil ich kein Original vor mir, und in meinem Leben nichts von der Zeichnungskunst gelernt hatte, als das, was zur Militär- und Zivilarchitektur erforderlich ist.

Genug hier von diesen zimmernen Bechern, die mir soviel Ehre und Vorteile verschafften, auch manche Trauerstunde verkürzen halfen. Das ärgste dabei war das ungeheuere Halseisen, welches nebst seinen schweren Ketten mir die Nerven am Nacken drückte und täglich Kopfschmerzen verursachte. Ich wurde auch wirklich zum drittenmal krank, weil ich zuviel still saß, und eine Braunschweiger Wurst, die mir ein Freund heimlich zusteckte, mir eine Indigestion verursachte, wovon ich beinahe gestorben wäre. Es erfolgte ein Faulfieber, und binnen zwei Monaten sah ich einem Totengerippe ähnlich, obgleich mir von den wachthabenden Offizieren Arznei und zuweilen warmes Essen gegeben wurde.

Nun war es aber auch wieder Zeit, an meine Freiheit zu denken und eine neue Unternehmung zu wagen. Mein Geld, welches ich hin und wieder versteckt hatte, war ausgeteilt, und unter dem Fußboden, den ich erst aufbrechen mußte, lagen nur noch vierzig Louisdors versteckt.

Der alte Leutnant Sonntag war lungenüchtig und nahm als Invalide seinen Abschied. Diesem gab ich Reisegeld und schickte ihn nach Wien mit der besten Rekommandation, ihm so lange jährlich aus meiner Kasse vierhundert Gulden zu geben, bis ich meine Freiheit erhielt, oder er leben würde.

Sein Auftrag war, bei der Monarchin eine Audienz zu suchen und Mitleid und Beistand für mich anhaltend zu sollicitieren. Dabei gab ich ihm eine Anweisung, viertausend Gulden für mich von meinem Gelde zu empfangen, und mir dieselben über Hamburg an den Kapitän Knoblauch zu übermachen, der sie mir heimlich zugesteckt hätte. Ich empfahl ihn an den Hofrat von Kempf, welcher während meines Gefängnisses, nebst dem Hofrat von Hüttner, die Administration meines Vermögens führte.

Doch ach! niemand wünschte in Wien meine Zurückkunft. Man hatte bereits angefangen, mein Gut zu teilen, worüber man nie Rechnung ablegen wollte. Der gute Leutnant Sonntag wurde also als ein Kundschafter oder Spion arretiert und etliche Wochen hindurch im Gefängnisse mißhandelt. Endlich gab man ihm, da er nackt und bloß war, hundert elende Gulden und ließ ihn über die Grenze führen.

Der redliche Mann, ein schmähhches Opfer seiner Treue und Redlichkeit hat also die Monarchin nicht sprechen können und ist elend und kümmerlich zu Fuße nach Berlin gegangen, wo er sich noch ein Jahr lang heimlich bei seinem Bruder aufgehalten hat und gestorben ist.

Er schrieb sein Schicksal dem ehrlichen Knoblauch, und ich habe ihm noch durch eben denselben aus meinem Kerker hundert Dukaten geschickt.

Man urteile, wie mir bei solchen Nachrichten aus Wien, von meinem Zufluchtsorte, zumute war.

Es ereignete sich aber ein Vorfall, daß ein Freund, den ich aber nie nennen werde, mich durch Hilfe eines anderen wachhabenden Leutnants heimlich besuchte. Durch diesen erhielt ich sechshundert Dukaten, und dies ist auch eben der Freund, welcher durch eben diesen Kanal noch im Jahre 1763 viertausend Gulden dem kaiserlichen Gesandten in Berlin, Baron Nied, zur Beförderung meiner Freiheit bar bezahlt hat, wo-

von ich besser unten Erwähnung tun werde. Nun hatte ich wieder Geld.

Um eben diese Zeit rückte die französische Armee bis auf fünf Meilen an Magdeburg heran; diese wichtige Festung, die damalige Seele der ganzen preussischen Macht, welche wenigstens sechzehntausend Mann zur Besatzung fordert, hatte nicht fünfzehnhundert zur Verteidigung. Die Herren Franzosen hätten demnach ohne alle Gegenwehr hinein marschieren und dem ganzen Kriege ein Ende machen können. Meine Hoffnung wuchs bei ihrer Annäherung, weil mir die Offiziere alle Neuigkeiten hinterbrachten. Aber wie groß war meine Bestürzung, da mir ein Major erzählte, es wären in der Nacht drei Wagen in die Stadt gekommen, diese hätte man mit Geld beladen zurückgeschickt, und sogleich zogen sich die Feinde von Magdeburg zurück.

Diese Anmerkung kann ich meinen Lesern auf Ehre als eine positive Wahrheit, zur Schmach des damals kommandierenden französischen Generals, versichern. Der Major, welcher mir dieses erzählte, war selbst Augenzeuge, und obgleich es hieß, das Geld sei zur Armee des Königs geschickt worden, so hat doch jedermann hieraus leicht schließen können, wohin es bestimmt war, weil die Wagen ohne Bedeckung zu eben dem Tore hinaus fuhren, wo die Franzosen nicht weit davon standen.

So wurde damals Maria Theresia von ihren getreuen Bundesgenossen betrogen, und man weiß auch in Paris, wer dieses Geld empfangen und geteilt hat.

Da auch diese Hoffnung für mich fehlschlug, und ich auch von meiner Freundin, der Kanzlerin in Rußland, nichts mehr zu hoffen hatte, von der man mich in Zeitungen lesen ließ, daß sie nebst ihrem Manne und dem Feldmarschall Appraxin wegen Verrätereit und Verstandnis mit dem Berlinerhofe nach Sibirien verschickt und unglücklich geworden sei<sup>1)</sup>.

1) Die Gräfin Bestuscheff war im Dezember 1761 gestorben.

So verfiel ich auf ein neues fürchterliches Projekt, um mich zu retten.

Die ganze Magdeburger Garnison bestand damals aus neunhundert Köpfen Landmiliz, die alle mißvergnügt waren. Ich hatte zwei Majore und zwei Leutnants auf meiner Seite, und die Wache in der Sternschanze, wo ich saß, bestand nur aus fünfzehn Mann, welche auch meistens bereit waren, meinem Winke zu folgen.

Vor dem Tore der Sternschanze war das Stadttor nur mit zwölf Mann und einem Unteroffizier besetzt, und gleich an demselben lag die Kasematte, in welcher siebentausend Kroaten als Kriegsgefangene eingesperrt waren.

In unserem Einverständnisse war noch ein Kriegsgefangener Hauptmann, Baron K—y, welcher unter seinen Kameraden ein Komplott gemacht hatte, um zur bestimmten Stunde in einem sicheren Hause, unweit dem Tore, versammelt zu sein und meine Unternehmung zu unterstützen.

Ein anderer Freund wollte seiner Kompagnie Gewehre und Patronen unter einem falschen Vorwand in seinem Quartier bereit halten — und überhaupt waren alle Vorkehrungen so getroffen, daß ich auf vierhundert Gewehre sichere Rechnung machen konnte.

Dann wäre mein wachthabender Offizier zu mir hereingekommen, hätte die etwa uns verdächtigen zwei Mann zu mir auf die Schildwache gestellt und ihnen befohlen, mein Bett hinauszutragen. Indessen wäre ich hinausgesprungen und hätte diese Schildwachen eingesperrt.

Kleider und Waffen wären für mich bereit gewesen und zuvor in mein Gefängnis getragen worden.

Dann hätten wir uns des Stadttors bemächtigt, ich aber wäre in die Kasematte gelaufen, und hätte den Kroaten als Trenck zugerufen, das Gewehr zu ergreifen. Meine anderen Freunde brachen indessen auch los, und kurz gesagt, der ganze

Anschlag war so ausgearbeitet, daß er unmöglich fehlschlagen konnte. Magdeburg, das Magazin der Armee, die königliche Schatzkammer, das Zeughaus, alles geriet in meine Gewalt, und sechzehntausend Mann Kriegsgefangene, die damals in der Stadt lagen, waren hinlänglich, den Besitz zu behaupten.

Nun nahm ein gewisser Leutnant G\*\*\* Urlaub, als ob er seine Eltern in Braunschweig besuchen wollte. Ich gab ihm Reisegeld und er eilte nach Wien.

Dort hatte ich ihn an die Hofräte von Kempf<sup>1)</sup> und Hüttner<sup>2)</sup> adressiert, ihm nur einen Brief mitgegeben, worin ich zweitausend Dukaten von meinem eigenen Gelde forderte und versicherte, daß ich hierdurch bald in Freiheit sein, auch mich der Festung Magdeburg bemächtigen würde. Alles übrige umständlich sollte dem Überbringer mündlich geglaubt werden.

G\*\*\* kommt in Wien glücklich an, man macht ihm tausend Fragen, besonders verschiedener Male um seinen Namen.

Er gibt sich zum Glück einen anderen, der wirklich verraten wurde. Endlich gibt man ihm den Rat, sich nicht in so gefährliche Unternehmungen zu mischen, sagt ihm, es sei nicht so viel Geld in meiner Kasse, und fertigt ihn mit tausend Gulden ab, anstatt ihm die von mir verlangten zweitausend Dukaten zu geben. Hiermit kehrt er zurück, erhielt aber Wind und war so vernünftig, daß er Magdeburg nicht wieder sah.

Denn kaum war er vier Wochen abwesend, so trat der damalige Gouverneur, Erbprinz von Hessen-Kassel, der eben letztverstorbene regierende Landgraf, in mein Gefängnis, zeigte mir meinen Brief und mein Projekt, das ich nach Wien geschickt, und fragte, wer diesen Brief bestellt habe, und wer

1) Freiherr Ignaz v. Kempf (1704—1768), Hofrat bei der Hofkammer von 1762—1766 (siehe Staats-schematismus von 1764).

2) Johann Hüttner, Hofrat bei der obersten Justizstelle in Wien (siehe Staats-schematismus von 1764), früher Superintendent der Wiener Universität 1734—1754, gest. 1787 in Wien.

die Leute wären, die mich befreien und Magdeburg verraten wollten?

Ob nun derselbe direkt an den König geschickt worden, oder durch einen geraden Weg in die Hände des Gouverneurs geraten sei, dieses habe ich nie entdecken können; genug, ich war verraten und abermals in Wien verraten und verkauft. Die eigentliche Ursache war wohl diese, daß die Herren Administratoren meines Vermögens so gewirtschaftet hatten, als ob ich wirklich tot sei. Sie wollten also lieber auch die zweitausend Dukaten einschlucken, als durch derselben Auszahlung mir Gelegenheit verschaffen, meine Freiheit zu behaupten und zwar auf eine solche Art, daß der Hof mich belohnen, mir mein entrissenes Gut wiedergeben und die Herren Vormünder zwingen mußte, mir Rechenschaft von ihrem Haushalten abzulegen. Dieses war aber eben nicht ihre Sache und deshalb wurde ich abermals das Opfer der Verrätereit meiner geglaubten Freunde.

Die Vorfälle, welche mir in Wien selbst bei meiner wirklich erlangten Freiheit begegneten und die ich trocken deutsch besser unten erzählen werde, erweisen diesen Argwohn ohne Widerspruch und noch bis auf diese Stunde bin ich unbelohnt geblieben.

Nun kann man sich meine Bestürzung vorstellen, als der Gouverneur mir meinen Brief vorzeigte. Ich behielt aber Geistesgegenwart und leugnete geradewegs meine Handschrift, schien auch über einen so arglistigen Streich ganz erstaunt.

Der Landgraf suchte mich zu überzeugen und erzählte mir sogar den Inhalt des mündlichen Auftrags, welchen der Leutnant Kemniz in Wien sollte vorgetragen haben, um Magdeburg in des Feindes Hände zu spielen. Hieraus erkannte ich die Verrätereit klar. Weil aber kein Leutnant Kemniz in der Garnison existierte, und sich mein Freund zum Glück nicht ganz in Wien aufgedeckt und diesen falschen Namen gegeben





Trébucher (aufgerollt) im Besitze des Königs von Sachsen



hatte, so blieb alles ein nicht zu entwickelndes Rätsel, um so mehr, da das ganze unwahrscheinlich schien und niemand glauben konnte noch wollte, daß ein Arrestant meiner Art und in meiner Lage die ganze Garnison gewinnen oder übermannen könne.

Der gute und beste Fürst verließ meinen Kerker und schien mit meiner Ausflucht zufrieden zu sein, besonders da sein Herz keine Freude am Unglücke der Menschen empfand.

Indessen erschien am folgenden Tage eine ganze Kommission in meinem Gefängnisse. Es wurde ein Tisch hereingetragen, wobei der Kommandant, Herr von Reichmann, selbst präsierte.

Man klagte mich als einen Landesverräter an. Ich beharrte darauf, meine Handschrift zu leugnen. Beweise und Zeugen zur Konfrontation waren keine da, und auf die Hauptfrage einer beschuldigten Verrätereie antwortete ich *ad protercollum*:

„Ich sei kein Übeltäter, sondern ein redlicher Patriot, welcher durch Verleumdung, ohne Verhör noch Kriegsrecht, noch legale Prozedur in diese Fesseln geraten sei. Der König habe mich bereits im Jahre 1746 kassirt und mir mein väterliches Erbteil konfisziert. Ich hätte demnach dem Naturgesetze gemäß Brot und Ehre außer meinem Vaterlande suchen müssen, auch beides in Oesterreich gefunden, wo ich noch wirklich Rittmeister sei und meiner Monarchin die Treue geschworen habe.

Verrätereie stürzte mich in Danzig neuerdings, ohne ein Verbrechen gegen den König begangen zu haben, in das Magdeburger Gefängnis. Hier sei ich als ein Übeltäter mißhandelt worden und es bliebe mir nichts übrig, als meine Freiheit zu suchen, wie ich könne.

Wenn nun auch in dieser alleinigen Absicht ganz Magdeburg zu Grunde ginge und tausend Menschen ihr Leben

verlören, welche diese meine Freiheit verhindern wollten, so wäre ich keiner Verrätereï zu beschuldigen." —

Mein Hauptargument war dieses:

„War ich in Glaz mit Recht verurteilt, so bin ich ein Bösewicht, der verdiente Fesseln brechen will; bin ich aber unschuldig verdammt und ist mir kein Fehltritt, viel weniger ein Verbrechen erwiesen, so sind alle Folgen gerechtfertigt, mit denen ich mich aus Gewalt eigenmächtig zu retten suche. Ubrigens sei ich dem König von Preußen, welcher mich ungehört verdammt und mir Ehre, Brot, Vaterland und Freiheit durch einen Nachtspruch entrißen habe, keine Treue, keine Pflicht schuldig.“

Hiermit war das Verhör geschlossen, nichts wurde erwiesen noch aufgedeckt, und alles blieb beim alten.

Weil man aber doch Offiziere im Verdacht hatte, so wurden alle drei, die mich bisher bewachten, umgeändert, wodurch ich meine besten zwei Freunde verlor. Es währte aber nicht lange, so hatte ich schon wieder zwei andere durch Geld gewonnen, welches mir leicht fiel, weil ich den Nationalcharakter kenne und zur Landmiliz nur arme oder unzufriedene Offiziere gewählt werden konnten.

Alle Vorsicht des Gouverneurs war demnach vergebens, und im Grunde des Herzens wünschte mir damals schon jedermann, daß ich Mittel finden möchte, meine Freiheit zu behaupten.

Ewig werde ich auch die Großmut und Nachsicht nicht vergessen, welche der edelfühlende Landgraf in diesem kitzligen Falle an mir erwies. Ich habe etliche Jahre nach demselben ihm in Kassel persönlich gedankt; bei dieser Gelegenheit sehr viel von ihm selbst erfahren, was meinen Argwohn auf die Wiener Verräter bestätigte, fand bei ihm viel, recht viel Gnade, Vertrauen und Achtung, wurde mit besondrer Distinktion empfangen und werde seine nunmehr im Grabe ruhenden Gebeine mit echter Dankbarkeit verehren, auch sein Andenken mit meiner

Geschichte zu verewigen suchen, weil ich im Unglücke an ihm einen Menschenfreund fand, denn da ich kurz nach dieser Begebenheit abermals schwer krank wurde, schickte er mir seinen Arzt, das Essen von seinem Tische, ließ mich zwei Monate hindurch nicht von meinen Schildwachen wecken, auch das Halseisen abnehmen, worüber er wirklich einen harten Verdienst vom Monarchen ertragen hat, wie er mir in der Folge mündlich versicherte, als ich ihn in Freiheit sah.

Ich hätte nun noch einen ganzen Band mit Erzählungen von noch zwei anderen Hauptunternehmungen zur Flucht zu schreiben, will aber meine Leser nicht mit Wiederholungen von einerlei Gegenstand ermüden, sondern bedarf des Raumes für merkwürdigere Zufälle. Indessen muß ich doch beide ganz kurz vortragen.

Sobald ich nun wieder einen wachthabenden Offizier auf meiner Seite hatte, machte ich den Entwurf, bei ebendem Loche wieder auszubrechen, wo der erste Anschlag mir mißlang.

Da es mir nicht an Instrumenten fehlte, so waren Fesseln und Fußboden bald wieder durchschnitten, auch alles so gut vorgekehrt, daß ich keine Visitation zu fürchten hatte. Hier fand ich nun gleich mein verstecktes Geld, Pistolen und alle Bedürfnisse. Es war aber unmöglich, vorwärts zu arbeiten, ehe ich einige Zentner Sand herausgeschafft hatte.

Dieses geschah auf folgende Art: Ich machte zwei verschiedene Öffnungen im Fußboden, die eine war der falsche, die andere der wirkliche Angriff. Dann warf ich einen großen Haufen Sand in mein Gefängnis, machte aber das Loch mit aller Vorsicht wieder zu. Hierauf arbeitete ich bei der anderen so laut, so unvorsichtig, daß man mich draußen unfehlbar in der Erde wühlen hören mußte.

Um Mitternacht wurden plötzlich alle Türen geöffnet, und man fand mich bei der Arbeit, bei welcher ich selbst überfallen zu werden wünschte. Niemand begriff, warum ich unter der

Lüre ausbrechen wollte, wo dreifache Schildwachen standen. Die Wache blieb bei mir im Kerker. Am Morgen aber kamen etliche Arrestanten, welche den Schutt mit Karren hinausführen mußten. Das Loch wurde wieder zugemauert und mit neuen Brettern geschlossen. Meine Fesseln wurden wieder neu angeschmiedet. Man lachte über eine unmögliche Unternehmung, nahm mir zur Strafe mein Licht und mein Bett weg, welche beide mir aber nach vierzehn Tagen wiedergegeben wurden.

Das rechte Loch wurde aber niemand gewahr, wo ich die meiste Erde hinausgeworfen hatte, und da der Major und der Leutnant meine Freunde waren, so wollte auch niemand bemerken, daß man dreimal mehr Sand ausführte, als die gefundene Öffnung fassen konnte. Nunmehr glaubte man aber nach einer so lächerlich als unmöglich scheinenden Unternehmung, daß es die letzte sein werde, und sogar Bruckhausen wurde im Visitieren ganz nachlässig.

Nach etlichen Wochen kam der Gouverneur nebst dem Kommandanten zu mir, anstatt aber wie Bork zu drohen und zu schmähen, sprach der Landgraf ganz gütig mit mir, versicherte mir seine Fürbitte und Protektion bei erfolgendem Frieden, sagte mir auch, ich habe mehr Freunde, als ich selbst glauben könne, und daß der Wiener Hof mich nicht verlassen habe.

Mein Vortrag, meine Erklärung erschütterten seine Seele und rührten ihn bis zu Tränen, die er vergebens verbergen wollte. In diesem Augenblicke bemeisterte sich die Freude aller meiner Sinne, ich warf mich ihm zu Füßen, redete wie Cicero und fand einen Fürsten, der edel dachte.

Er versprach mir alle möglichen Erleichterungen, ich hingegen gab ihm mein Ehrenwort, daß ich nichts mehr zur Flucht unternehmen wolle, so lange er Gouverneur in Magdeburg bliebe. Die Art meines Vortrags war für ihn überzeugend, und sogleich befahl er, mir das ungeheuerere Halseisen

abzunehmen, ließ mir das zugenaigelte Fenster wieder öffnen, befahl die inwendigen Thüren täglich zwei Stunden offen zu lassen, ließ mir einen kleinen eisernen Ofen in den Kerker setzen, den ich selbst von inwendig heizen konnte; gab mir auch bessere Hemden, die mir die Haut nicht wund rieben und befahl auch, mir ein Buch weißes Papier hereinzugeben. Auf dieses durfte ich meine Gedanken und Gedichte zum Zeitvertreibe niederschreiben. Dann sollte der Platzmajor die Blätter zählen, damit ich keine mißbrauchen könne, und mir wieder andere weiße, gleichfalls gezählte, zurückgeben.

Tinte wurde mir aber nicht gestattet, ich stach mich also in die Finger und ließ Blut in einen Scherben laufen; wenn es geronnen war, ließ ich's wieder in der Hand erwärmen, das fließende ablaufen, und warf die fibrösen Teile weg. Auf diese Art hatte ich nicht nur gute flüssige Tinte zum Schreiben, sondern auch zugleich Farbe zum Malen.

Nun war ich also Tag und Nacht mit Bechergravieren oder Satirenschreiben beschäftigt, und ich hatte nunmehr offene Gelegenheit, alles vorzutragen, was ich wollte, meine Talente zu entdecken und Mitleid und Achtung zu erwecken, besonders da ich wußte, daß meine Gedichte, Sinnbilder und Gedanken zuweilen öffentlich bei Hofe vorgelesen wurden, und Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Amalie und die großmütige Königin selbst einen Gefallen daran bezeigten. Bald erhielt ich Aufträge, für gewählte Gegenstände zu arbeiten. Und eben der Mann, welchen der Monarch lebendig begraben wissen wollte, dessen Namen aber gar niemand nennen sollte, hat wirklich nie mehr gelebt, noch von sich sprechen gemacht, als da er in diesem Grabe seufzte. Kurz gesagt, man fing an, mich näher kennen zu lernen. Meine Schriften rührten und haben mir auch wirklich die Freiheit zuwege gebracht.

Meinen erarbeiteten Wissenschaften, meiner Geistesgegenwart in großen Gefahren, habe ich demnach alles zu verdan-

ken. Diese konnte mir Friedrichs Macht nicht nehmen, und durch diese allein erhielt ich das, was sein Zorn und Machtspruch mir auf ewig zu entreißen gesonnen war. Ich erhielt, sage ich, meine Freiheit, obgleich der aufgebrachte Monarch bei verschiedenen Fürbitten allezeit geantwortet hatte: „C'est un homme dangereux; durant que j'existe, il ne verra pas le jour“, oder: „Er ist ein gefährlicher Mensch, so lange ich lebe, wird er das Tageslicht nicht sehen.“

Ich kehre nunmehr in meinen Kerker zurück, wo ich nach der letzten Unterredung mit dem Landgrafen ruhiger als mancher Fürst in seinem Palaste mein Schicksal abwartete und mich mit meiner Becherarbeit und mit der Feder beschäftigte. Die Hoffnung wuchs mit jedem Tage, und da man mir die Zeitung zu lesen gab, so sah ich den Frieden als das Ziel meiner Wünsche nähern. So lebte ich fast achtzehn Monate in stiller Gelassenheit, ohne eine neue Unternehmung zu wagen.

Der regierende Landgraf zu Kassel starb<sup>1)</sup> aber und Magdeburg verlor seinen großmütigen Gouverneur. Der Kommandant von Reichmann war aber auch ein Menschenfreund und zeigte Mitleid und Achtung für mich. An Büchern fehlte es mir auch nicht, folglich waren alle meine Minuten beschäftigt und die Zeit strich ungefühlt vorbei, da mir Kerker und Fesseln bereits zur Gewohnheit wurden und die künftig sicher zu hoffende Freiheit sich mir in den angenehmsten Träumen, wie auch wachend vorpiegelte.

Ich schrieb in dieser Lage den „mazedonischen Helden“<sup>2)</sup>, das Gedicht: „der Traum und die Wirklichkeit“, welche seitdem in meinen öffentlichen Schriften bekannt geworden sind. Ich schrieb auch die Fabeln, welche man im ersten Bande

1) Wilhelm VIII. starb am 31. Januar 1760, daher sein Sohn Friedrich II. von Magdeburg fort mußte.

2) „Der mazedonische Held“, ein satyrisches Epos erschien erst 1771 im Druck.



derselben findet und die meistens mein eigenes Schicksal schildern.

Die meisten und besten Schriften, die ich in dieser Zeit schrieb, sind für mich verloren gegangen. Der Geist arbeitete im Kerker mit mehr Empfindung und die Ausdrücke waren lebhafter, als gewöhnlich ein freier Mensch in seiner bequemen Studierstube schreiben kann. Vielleicht finde ich in Berlin noch etwas wieder, um meine damaligen Gedanken der scharfsichtigen Welt mitzuteilen. Erhalten habe ich nichts davon, als was nach erlangter Freiheit mir noch im Gedächtnisse klebte und sogleich niedergeschrieben wurde. Einen Band mit meinem Blute geschrieben erhielt ich vom Landgrafen in Hessen-Kassel zurück, wo ich ihm meine erste persönliche Aufwartung in Kassel machte.

Ich habe aber gewiß acht Bände mit meinem Blute geschrieben, die ich vielleicht nie wieder finden werde<sup>1)</sup>.

Nun ereignete sich der Vorfall in Rußland. Elisabeth starb, Peter änderte das Verbindungssystem, Katharina stieg auf den Thron und erzwang den Frieden.

Sobald ich hiervon Nachricht hatte, wollte ich mich für alle Fälle in Sicherheit stellen. In Wien war durch den redlichen Hauptmann R... meine Korrespondenz offen, man versicherte mir Hilfe, gab mir aber gleich zu verstehen, daß meine Güterbesitzer und Rechnungsführer das Gegenteil bearbeiteten. Ich wagte nun noch einmal einen Offizier zu überreden, daß er mit mir fliehen sollte. Umsonst! ich fand keinen Schell mehr, der Wille war gut, aber der Mut zur Ausführung fehlte.

Ich öffnete also mein altes Loch, wo ich bereits etwas Raum gemacht hatte, und meine Freunde halfen mir auf aller-

1) Eine mit seinem Blut geschriebene „Gefängnisbibel“ befindet sich im Besitze des Königs von Sachsen (siehe darüber: Pesholdt, Fr. v. d. Trenck's Erzählung seiner Fluchtversuche usw., Dresden 1866).

hand Art etwas Sand herauschaffen. Mein Geld war ziemlich geschmolzen, man versah mich mit allen erforderlichen Instrumenten, mit frischem Pulver und einem guten Degen.

Alles wurde unter dem Boden versteckt, den niemand mehr visitierte, weil ich so lange ruhig gewesen war.

Mein Anschlag war dieser: Ich wollte den Frieden abwarten, falls ich aber durch denselben nicht gerettet würde, dann sollte mein unterirdischer Gang bis zur Galerie im Walde fertig sein, um nur in derselben die Öffnung zu machen und zu entfliehen.

Zur vollkommenen Sicherheit war folgendes verabredet: Ein alter Leutnant der Landmiliz hatte in der Vorstadt ein kleines Häuschen von meinem Gelde gekauft, wo ich mich allenfalls verbergen konnte.

Zu Gummern in Sachsen, eine Stunde von Magdeburg, standen zwei gute Pferde nebst einem Freunde bereit, die ein ganzes Jahr auf mich daselbst warten mußten. Die Abrede war diese, daß sogleich nach wirklich erfolgtem Frieden in jedem Monate, den 1. und auch den 15., mein Freund an das Glacis vom Kloster Bergen reiten und auf ein gewisses Signal mir zu Hilfe eilen sollte.

Nun kam es nur darauf an, mein Gefängnis zu durchbrechen, um auf alle Fälle bereit zu sein.

Ich durchschnitt also einige obere Bretter auf eben die Art, wie die ersteren, nahm allgemach die ganze doppelte untere Lage, die sechs Zoll dick war, weg, zerschnitt sie mit meinem Meißel in Stücke, verbrannte diese im Ofen und füllte den hierdurch gewonnenen leeren Raum mit dem Sande aus meinem unterirdischen Kanal. Hiedurch gewann ich fast den halben Weg.

Dann steckten mir meine Freunde einen Vorrat von Leinwand zu, wovon ich Sandsäcke machte, die ich geschwind ein- und ausschieben konnte; hierdurch kam ich glücklich bis an die

Galerie zum Ausbruche. Dann wurde alles geschlossen, festgemacht und so gut bewahrt, daß ich bei der genauesten Visitation nichts zu befürchten hatte, weil ich vom unteren Holze überall so viel stehen ließ, daß das obere befestigt blieb. Die oben durchschnittenen Bretter waren alle doppelt festgenagelt und verursachten keinen Verdacht, besonders da die neu ankommende Garnison nicht wissen konnte, ob sie ganz oder stückweise gelegt waren.

Während dieser schweren Arbeit, die mich wieder ganz entkräftet hatte, wurde wirklich Friede und bei Einrückung der alten Feldregimenter verlor ich alle meine Freunde und Nothelfer auf einmal.

Nun muß ich aber, ehe ich weiter schreite, eine schreckbare Begebenheit erzählen, an die ich nicht ohne Schauer denken kann und wovon ich ebensooft fürchterliche Träume hatte, als ich sie irgendwo erzählen mußte.

Da ich unter den Fundamenten des Walles arbeitete und eben im Begriffe war, einen Sandsack herauszuziehen, stemmte ich mich hinter mir mit einem Fuße an einen großen Stein, welcher herunterfiel und mir die Rückkehr versperrte.

Wie groß war mein Schrecken, da ich lebendig in der Erde begraben lag. Nach kurzem Hin- und Herdenken fing ich an, seitwärts den Sand wegzuarbeiten, um mich umwenden zu können; zum Glücke hatte ich vor mir noch etliche Fuß Raum, diese füllte ich mit dem Sande, den ich unter und neben mir wagtöhlte. Es wurde mir aber die Luft zu dünn, daß ich mir tausendmal den Tod wünschte und alle Versuche machte, mir die Kehle zuzuhalten.

Endlich war weitere Arbeit unmöglich, der Durst beraubte mich meiner Sinne, so oft ich in den Sand biß, fand ich wieder etwas Luft, die Beängstigung vermag aber keine Feder auszudrücken, und meiner Rechnung nach habe ich gewiß acht Stunden in diesem schreckbaren Zustande zugebracht. Welch

ein grausamer Tod! Welch eine grauserfüllte Nacht für mich, ich wurde ohnmächtig, erholte mich wieder, arbeitete weiter; nun stand aber die Erde schon vor mir bis an die Nase gefüllt, und ich hatte keinen Raum mehr übrig, um Platz zur Wendung zu machen. — Darnach gelang es, ich krümmte mich zusammen, und mein Loch war weit genug, um in demselben umzukehren.

Nun kam ich an den herabgestürzten Stein, welcher den ganzen Kanal ausfüllte. Ich fand aber, weil er vorne offen war, etwas mehr Luft.

Ich wühlte vor diesem Steine unten her ein tiefes Loch aus und zog ihn in dasselbe herein, hierdurch konnte ich über denselben wegkriechen und kam glücklich wieder in mein Gefängnis.

Es war schon heller Tag, als ich hereinkam, und meine Kräfte hatten mich so verlassen, daß ich mich niederlegte und mich außer stande glaubte, allen Schutt wieder hineinräumen und mein Loch zumachen zu können.

Kaum hatte ich aber eine halbe Stunde gerastet, so war meine Standhaftigkeit schon wieder da. Ich griff zum Werke, vollzog es glücklich; und kaum war ich fertig, so rasselten meine Schlösser zur Visitationsstunde.

Man fand mich totenbleich, ich klagte über Kopfschmerzen und etliche Tage lag ich an einem Husten und Mattigkeit so krank, daß ich glaubte, meine Lunge müsse angegriffen sein. Die Gesundheit kam aber mit den Kräften wieder, und diese Nacht war unter allen meinen erlebten Schreckensstunden die allerabscheulichste. Lange Zeit träumte mir, als ob ich lebendig in der Erde liege; und noch jetzt, da ich bereits dreiundzwanzig Jahre in Freiheit lebe, schreckt mich zuweilen eben der Traum von dieser wirklich durchlebten Nacht.

So oft ich nach dieser Begebenheit wieder zu meiner Arbeit in die Erde kriechen mußte, hing ich mir allezeit ein Messer

um den Hals, um bei solchem abermaligen Vorfalle meine Qual zu verkürzen. Wirklich waren aber an diesem Orte, wo der Stein hinuntergestürzt war, viele andere wackelnd, unter denen ich allezeit durchkriechen mußte; und dennoch geschah es noch viele hundert Mal, und nichts hielt mich zurück, um meinen Zweck zur Freiheit zu erreichen.

Da ich, wie bereits gemeldet worden, mit meinem unterirdischen Kanal bis zum Ausbruche fertig war und der Friede wirklich erfolgte, schrieb ich alle möglichen Briefe nach Wien an meine Freunde, besonders ein bewegliches Memorial an meine Souveränin, nahm von meinen bisherigen Wächtern, die mir nichts als Liebes und Gutes erzeugt hatten, rührenden und zärtlichen Abschied, und noch vor der letzten Ablösung mir alles zusteckten, was ich bedurfte, um mir selbst zu helfen, und die gewöhnlichen Feldregimenter der Magdeburger Garnison rückten wirklich ein.

Ehe aber dieses geschah, verflossen etliche Wochen, und ich erfuhr, daß General Ried<sup>1)</sup> vom Wiener Hofe nach Berlin als Gesandter ernannt war.

Nun kannte ich die Welt aus geprüfter Erfahrung, wußte auch, daß dieser Herr allezeit Geld brauchte. Deshalb schrieb ich ihm einen beweglichen Brief; bat ihn, mich nicht zu verlassen und mehr für mich zu tun, als vielleicht sein Auftrag von Wien fordere. Zugleich schloß ich eine Anweisung auf sechstausend Gulden bei, welche ihm in Wien von meinem Gelde sollte bezahlt werden, und viertausend Gulden hat er sogleich von einem meiner Verwandten hierzu empfangen, den ich hier nicht nennen darf.

Diesen zehntausend Gulden habe ich eigentlich meine erst neun Monate nachher erfolgte Freiheit zu danken, denn meine in Händen habende Wienerrechnung ertweist, daß die sechs-

1) Generalfeldmarschall Baron Ried war von 1763—1770 österreichischer Gesandter in Berlin.

tausend Gulden schon im April 1763 von meinen Administratoren auf Hofbefehl für Ordre des Generals Ried an die Staatskanzlei des Fürsten Kaunitz bar bezahlt worden. Die anderen viertausend Gulden habe ich nach meiner erlangten Freiheit meinem Freunde, der sie vorgeschossen hatte, dankbar zurückbezahlt.

Ich hatte nun, noch ehe die Garnison abzog, bereits Nachricht, daß im Hubertusburger Frieden nichts für mich geschehen war. Unser damaliger Bevollmächtigter hatte erst nach bereits ratifizierten Artikeln ganz kaltblütig meinethwegen mit dem preußischen Minister, dem gegenwärtigen Grafen von Herzberg<sup>1)</sup> gesprochen, aber nichts ernsthaft betrieben, noch sollicitirt. Von Berlin gab man mir aber Versicherung, für mich ernsthaft bei dem König zu arbeiten, und auf dieses Versprechen konnte ich mehr bauen, als auf die Wiener Protektion, welche mich zehn Jahre hindurch so hilflos und so verächtlich im Unglück verlassen hatte. Deshalb entschloß ich mich, noch drei Monate zu warten, ob etwas erfolgte, dann aber erst eigenmächtig aus meinem Gefängnisse zu entfliehen.

Die Ablösung der Garnison geschah, und nun war alles neu für mich. Die Offiziere der Wache waren alle Edelleute und schwerer zu gewinnen, als die Landmiliz, und die Majore vollzogen ihre Befehle buchstäblich. Ich brauchte zwar keinen mehr zu meinen Plänen, mein Herz sehnte sich aber nach den gewohnten Freunden; und nun hatte ich wieder nichts als mein Kommißbrot zur Nahrung, weil mir niemand mehr das mindeste zusteckte.

Die Zeit fing mir an lang zu werden, man hatte bei der Übergabe alles genau visitirt und nichts gefunden. Es war aber doch möglich, daß eine klügere Untersuchung alles entdecken und meine Anschläge vernichten konnte. Ein ungefährer

1) Graf Ewald Friedr. Herzberg, (1725—1795), preußischer Kabinettsminister.

Zufall hätte dieses leicht verursachen können, den ich hier als etwas besonderes erzählen muß.

Ich hatte seit zwei Jahren eine Maus so zahm gemacht, daß sie den ganzen Tag auf mir herumspielte und mir aus dem Munde fraß.

Diese wirklich kluge Maus hätte mich nun beinahe unglücklich gemacht. Sie hatte bei der Nacht an meiner Thür genagt und Kapriolen in meinem Zimmer auf einem hölzernen Teller gemacht. Die Schildwachen hörten es und riefen den Offizier. Dieser hört auch und meldet weiter, es gehe nicht richtig in meinem Gefängnisse zu. Auf einmal wurden mit Anbruch des Tages meine Thüren eröffnet, und Platzmajor, Schlosser und Maurer traten herein. Man fing an, alles auf das genaueste zu durchsuchen. Boden, Mauern, Ketten, auch mein Leib wurde visitiert, man fand aber nichts. Endlich fragte man mich, was ich verwichene Nacht gearbeitet und gepoltet hätte. Ich hatte die Maus selbst gehört und klagte das arme Tier an. Gleich wurde befohlen, sie abzuschaffen. Ich pfiß, gleich war sie auf meiner Schulter; ich bat nur für ihr Leben, und der wachthabende Offizier nahm sie mit sich in sein Zimmer, mit dem heiligsten Versprechen, er wolle sie einer Dame schenken, wo es ihr ganz gut gehen sollte. Er nahm sie mit und ließ sie im Wachtzimmer laufen. Sie war aber für keinen anderen Menschen zahm und hatte sich gleich versteckt.

In der Nacht hatte sie aber, wie die Schildwachen am folgenden Morgen gemeldet, an meiner äußeren Thüre beständig genagt, und die Merkmale waren sichtbar.

Zu Mittag, da man zum Visitieren hereinkam und damit beschäftigt war, lief auf einmal meine Maus mir die Beine herauf, auf die Schulter, und machte allerhand Sprünge, um ihre Freude zu bezeigen.

Hierbei ist dieses zu merken. Sie lief nicht heraus, sondern

wurde in einem Schnupftuche tags vorher bis in das Wachtzimmer getragen, welches gegen hundert Schritte von meinem Kerker entfernt war. Wie fand sie nur ihren Herrn wieder? Wie kannte sie die Stunde, wo am Tage visitiert wurde, und wo sie offene Türen zu finden mußte?

Und dennoch ist es wahrhaftig und wirklich geschehen.

Jedermann war erstaunt und wollte die Maus haben, der Major nahm sie mit für seine Gemahlin. Diese hat ihr einen schönen Käfig machen lassen, in welchem sie aber nichts gefressen und nach einigen Tagen tot gefunden worden.

Ich war wirklich wegen des Verlustes dieses gesellschaftlichen Thieres einige Tage ganz unruhig. Da ich aber fand, daß sie an einem Orte im Fußboden, wo ich den Querschnitt mit Brot und Staub verstrichen, dieses Brot so abgenagt hatte, daß meine Wächter wirklich bei der letzten scharfen Visitation mit Blindheit geschlagen waren oder vielleicht nicht sehen wollten, daß das Brett durchschnitten war, so erkannte ich das notwendige Opfer meiner treuen Gesellschafterin, und meine Wächter waren beruhigt, auch überzeugt, daß ich nichts mehr für eine eigenmächtige Befreiung unternommen hätte, noch wagen dürfe.

Dieser Vorfall mit der Maus beschleunigte aber meinen Entschluß. Ich wollte nicht drei Monate warten.

Da ich nun bereits meine Anstalten erzählt habe, laut welchen ich nur je den 1. und 15. im Monat festgesetzt hatte, wo die Pferde außerhalb der Festung auf mich warteten, so verstrich der 1. August allein deshalb, weil ich den redlichen Major von Pfuhl, welcher mir mehr Menschenliebe als die anderen erzeugte, nicht unglücklich machen wollte, der an eben diesem Tage die Inspektion in der Sternschanze hatte.

Es wurde aber der 15. August hierzu festgesetzt und länger wollte ich nicht warten.

Mit diesem festen Entwurfe vollkommen entschieden, ver-



flossen einige Tage in Sehnsucht, den Tag abzuwarten, an welchem ich mich eigenmächtig retten konnte.

Auf einmal ereignete sich ein Vorfall, welcher einer der merkwürdigsten in meiner Lebensgeschichte ist.

Der Major du jour, welcher sonst allezeit selbst mein Gefängnis aufzuschließen gewohnt war, mußte eiligst in die Stadt, wo Feueralarm geschlagen wurde, und gab dem Leutnant die Schlüssel, um bei mir zu visitieren.

Dieser kam herein, sah mich mit Mitleid an und fragte: „Aber lieber Trenck! haben Sie denn in sieben Jahren unter den Landesmilizoffizieren keinen Erretter, wie in Glatz den Schell, finden können?“ — Meine Antwort war: „Mein Freund! Freunde solcher Art sind selten zu finden. Am Willen hat es keinem gefehlt, jeder wußte, daß er durch mich glücklich werden konnte. Aber keiner hatte Herz genug im Leibe, um eine entschlossene Unternehmung auszuführen. Geld hab' ich ihnen genug gegeben, aber wenig Hilfe von ihnen erhalten.“ — „Wo nehmen Sie denn das Geld her?“ — „Von Wien, mein Freund, durch geheime Korrespondenz, die sie mir beförderten. Und noch gegenwärtig bin ich damit für einen Freund versehen. Kann ich Ihnen damit Dienste leisten? freudig. Und ich fordere nichts von Ihnen.“ Gleich zog ich fünfzig Dukaten aus einem Loche heraus, welches an der Schwelle des Türgerüsts hierzu gebohrt war, und gab sie ihm. Er weigerte sich, nahm sie aber endlich mit Zaghastigkeit an, versprach sogleich wiederzukommen, ging hinaus, hing die Schläffer nur verblendet vor und hielt Wort. Nun erklärte er sich offenherzig, daß er ohnedies wegen Schulden desertieren mußte und längst den Vorsatz gefaßt hätte; könne er mir also mit forthelfen, so wäre er zu allem bereit, ich sollte ihm nur den Entwurf zur Möglichkeit machen. Wir blieben etwa zwei Stunden allein zusammen, das Projekt war bald gemacht, approbiert, möglich und sicher zur glücklichen Ausführung gefunden; besonders

da ich ihm sagte, daß meine Pferde in Gummern bereit ständen.

Gleich war Brüderschaft und ewige Freundschaft geschlossen. Ich gab ihm noch fünfzig Dukaten, und niemals hatte er so viel Geld in seinem Besitz gehabt; denn alle seine Schulden, wegen welcher er desertieren wollte, betrug nicht zweihundert Reichstaler. Da er aber vom Hause gar nichts hatte, so war es unmöglich, dieselben von seiner Gage zu bezahlen. Unsere Abrede war in kurzem diese.

Er sollte sich vier Schlüssel anschaffen, welche denen meiner Thüre nur im äußeren Anblicke ähnlich wären. Diese sollte er am Tage, da wir unser Vorhaben ausführen wollten, verwechseln, weil sie indessen, da der Major bei dem arretierten General Walrawe zu Mittag speiste, in der Wachstube verwahrt waren.

Dann, sobald der Major in der Stadt wäre, seine Grenadiere theils auf einige Stunden beurlauben oder in allerhand Aufträgen in die Stadt schicken, am Schlagbaume den Posten einziehen, dann aber zu mir hereinkommen und meinen beiden Schildwachen befehlen, mein Bett herauszutragen.

Indem sie hiermit beschäftigt wären, wollte ich hinauspringen und diese Leute in meinem Kerker einsperren; dann setzten wir uns ungehindert auf die zur bestimmten Stunde bereit gehaltenen Pferde und galoppierten nach Gummern.

Binnen acht Tagen, bei seiner zweiten Wache, sollte alles bewerkstelligt werden.

Raum hatten wir so viel verabredet, als die Schlagbaumschildwache für den ankommenden Major in das Gewehr rief. Eiligst sprang er hinaus, schloß die Thüren und der Major ging zum General Walrawe hinein.

Nun war ja kein Mensch glücklicher, als ich in meinem Kerker. Dreifache Hoffnung lag jetzt vor mir, um meine Freiheit unfehlbar zu erhalten: Die mir zugesicherte Vermittlung



Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig.



des kaiserlichen Gesandten in Berlin, mein bereits unterirdisches fertiges Loch und der neue Leutnant von der Wache.

Berauscht von Freude und in Aussicht glücklicher, siegreicher Zukunft, bin ich vielleicht in eben den Augenblicken, wo mein Verstand am wirksamsten wählen und entscheiden sollte, meiner Beurteilungskraft beraubt gewesen, oder die Eigenliebe hat mich betäubt, um einen Entschluß zu fassen, welcher jedem vernünftigen Leser aber so unüberlegt als verwegen, dumm-dreist und bedauernswert scheinen wird.

Ich geriet auf die törichten Gedanken, daß ich die Großmut des großen Friedrich auf die Probe setzen wolle. Fände ich diese nicht und schlug dieser Anschlag fehl, dann hätte ich in allen Fällen meinen Leutnant zum sicheren Erretter.

Diesem tausendfach beweinten Plane gemäß, in den ich mich selbst verliebt hatte, und deshalb mit Sehnsucht den Tag erwartete, redete ich den zur Visitation hereintretenden Major zu Mittag auf folgende Art an :

„Ich weiß, Herr Major, daß der Gouverneur, der großmütige Herzog Ferdinand von Braunschweig, gegenwärtig in Magdeburg ist. (Dieses hatte mir mein Freund gesagt.) Gehen Sie sogleich zu ihm und sagen Sie ihm, er möchte zuvor mein Gefängnis visitieren, die Schildwachen verdoppeln lassen und dann befehlen, zu welcher Stunde am hellen Tage ich mich außer den Werken der Sternschanze auf dem Glacis bei Kloster Bergen in vollkommener Freiheit sehen lassen sollte. Wäre ich dieses zu bewerkstelligen imstande, dann hoffte ich auf die Protektion des Herzogs, welcher diesen Auftritt dem Könige melden sollte, um ihn von meinem reinen Gewissen und allezeit rechtschaffenen Handlungen zu überzeugen.“

Der Major erstaunte, sah den Leutnant an und glaubte wirklich, ich wäre verrückt, weil ihm der Vortrag lächerlich und die Ausführung meines Anerbietens platterdings unmöglich schien. Ich beharrte aber ernsthaft auf meiner Bitte. Er

ritt in die Stadt und kam nebst dem Kommandanten, Herrn von Reichmann, mit dem Platzmajor Kieding und dem anderen Inspektionsmajor zu mir zurück, mit der Antwort:

„Der Herzog ließe mir sagen, wenn ich dieses, was ich mich anheischig mache, zu bewerkstelligen imstande wäre, dann versichere er mich seiner ganzen Protektion und der Gnade des Königs, und sogleich wolle er mich von allen Fesseln befreien.“

Nun forderte ich die Bestimmung der Stunde im vollen Ernste. Noch scherzte man und hielt alles für unmöglich. Endlich hieß es, ich sollte sagen, auf welche Art, ohne es auszuführen; es wäre genug, wenn ich die Möglichkeit erwiese. Im Weigerungsfalle würde sogleich mein ganzer Fußboden aufgebrochen werden, und man würde Tag und Nacht Wache in mein Zimmer stellen. Der Gouverneur wolle sich nur von der Möglichkeit überzeugen, aber keinen wirklichen Ausbruch gestatten.

Nach langem Kapitulieren und den heiligsten Versicherungen warf ich ihnen auf einmal alle meine Fesseln vor die Füße, öffnete mein Loch, gab ihnen mein Gewehr und alle meine Instrumente, auch zwei Schlüssel zu Ausfalltüren in den unterirdischen Galerien. Ich hieß sie in die erste, siebenunddreißig Fuß weit von meinem Kerker, gehen und mit dem Degen den Ausbruch sondieren, welcher in wenigen Minuten geschehen könnte; dann sagte ich ihnen jeden Schritt, den ich inwendig zur Türe in jedem Wall zu gehen hatte. Beide waren seit sechs Monaten unverschlossen, zu den anderen gab ich ihnen die Schlüssel. Und endlich entdeckte ich ihnen auch, daß ich an dem Glacis bei Kloster Bergen auf jeden Wink Pferde bereit habe, deren Stall sie aber zu entdecken außer stande wären.

Sie gingen hinaus, sahen, kamen wieder herein und machten Fragen und Einwürfe, die ich so gut beantwortete, als ein Ingenieur, der die Sternschanze gebaut hatte. Dann traten sie wieder hinaus, wünschten mir Glück, blieben etwa eine Stunde weg, kamen sodann wieder, sagten mir, der Herzog

sei erstaunt über den erhaltenen Bericht, wünschten mir Glück und führten mich hinaus ohne Fesseln in das Zimmer des wachthabenden Offiziers.

Am Abend kam der Major zu uns, gab ein herrliches Souper und versicherte mir, nunmehr werde alles gut gehen. Der Herzog habe bereits nach Berlin geschrieben.

Am folgenden Tage wurde aber die Wache verstärkt: zwei Grenadiere traten in das Offizierzimmer als Schildwachen. Die ganze Wache lud scharfe Patronen vor meinen Augen, und kurz gesagt, man machte Vorkehrungen, als ob ich eine Unternehmung, wie zu Glatz, machen wollte; sogar die Ziehbrücken wurden am hellen Tage aufgezo-gen.

Dann sah ich vor meinen Augen sogleich eine Menge Menschen an meinem Kerker arbeiten und viele Wagen mit Quadersteinen hinunterfahren. Indessen aber waren die wachthabenden Offiziere freundlich und liebeich mit mir; die Tafel war gut, wir aßen zusammen, aber ein Unteroffizier und zwei Mann blieben beständig bei uns im Zimmer, folglich waren alle Unterredungen sehr behutsam. Dieses dauerte vier oder fünf Tage, bis endlich mein neuer Freund, auf den ich mich ganz verließ, zu mir auf die Wache kam. Er schien der alte zu sein, die Augenzeugen gestatteten uns wenig Unterredung. Indessen gewannen wir doch zuweilen Gelegenheit, er war erstaunt über meine unzeitig gemachte Entdeckung, sagte mir, der Herzog wußte gar nichts davon, und in der ganzen Garnison hieß es, man habe mich abermals bei dem Ausbrechen erhascht.

Hier ging mir schon das Licht auf, aber leider zu spät. Ich versicherte meinem Freunde, ich hätte allein alles getan, weil ich mich nunmehr auf sein Wort verließ. Er beteuerte mir daselbe und versprach alles. Nunmehr war mein Mut unbegrenzt, meine Rache aber gegen ein so niederträchtiges Verfahren des Kommandanten im Herzen beschloffen.

Binnen acht Tagen war der neue Bau meines Gefängnisses

fertig. Der Platzmajor erschien nebst dem Major du jour und führte mich wieder in meinen Kerker zurück. Hier wurde ich nur mit einem Fuße an die Mauerkette befestigt, die aber doppelt schwerer als die vorige war. Alle übrigen Fesseln wurden mir nicht mehr angelegt.

Der Fußboden war nunmehr mit großen Quadersteinen ausgepflastert und folglich das Gefängnis wirklich undurchdringlich gemacht. Mein Geld allein blieb gerettet, welches in den Türgerüsten und der Ofenröhre gesteckt war; ungefähr dreißig Louisdors trug ich am Leibe, diese wurden gefunden und weggenommen.

Da man mich nun wieder anschmiedete, sagte ich dem Kommandanten in einem erbitterten Tone: „Ist das die Folge des herzoglichen Ehrenwortes? Habe ich solche Mißhandlung für meine Großmut verdient? Ich weiß aber schon, daß man falsch rapportiert hat. Die Wahrheit wird aber dennoch offenbar werden und Schurken beschämen! Nunmehr erkläre ich Ihnen aber, daß Sie den Trench nicht mehr lange in Ihrer Gewalt haben werden. Und bauten Sie mir einen Kerker von Stahl, so werden Sie mich nicht festhalten.“

Man lachte über meine Drohungen. Reichmann aber sprach mir Mut zu, hieß mich hoffen und sagte, ich würde vielleicht bald auf eine gute Art meine Freiheit erhalten.

Ich pochte hauptsächlich auf die mir allein bekannte Hilfe von meinem wachthabenden neuen Freunde und war vielmehr verwegen und drohend, als niedergeschlagen und kleinmütig, welches jedermann in Verwunderung setzte.

Ich muß aber auch hier dem Leser das Rätsel aufklären, warum man eigentlich so unerwartet mit mir verfuhr. Nach meiner erlangten Freiheit reiste ich nach Braunschweig und erfuhr vom Herzoge selbst, daß die damals über mich gestellten Herren Majore demselben nicht die Wahrheit rapportiert, sondern, um einen Verweis wegen nachlässigen Visitierens zu ver-



meiden, demselben gemeldet, sie hätten mich bei der Arbeit er-  
tappt und bei genauer Untersuchung gefunden, daß ich ohne  
ihre Wachsamkeit sicher entflohen wäre. Einige Zeit nachher  
habe der Herzog aber die Wahrheit erfahren, dem König den  
Vorfall gemeldet, und von dieser Zeit an habe der Monarch  
nur auf Gelegenheit gewartet, um mir die Freiheit wiederzugeben.

Ich hoffte nun Tag und Nacht auf den ersten Eintritt  
meines sicheren Erretters. Wie erschrak ich aber, als an dem  
Tage seiner bestimmten Wache ein anderer Leutnant eintrat.

Noch schmeichelte ich mir, daß ungefähre Zufälle ihn nur  
für diesmal zurückgehalten hätten. Aber ich wartete wohl drei  
Wochen vergebens, er kam gar nicht wieder. Fragen durfte  
ich nicht, endlich erfuhr ich, daß er von den Grenadieren ab-  
gegangen sei, folglich die Sternschanzwache nicht mehr zu ver-  
sehen hätte. Ob ihn nun etwa sein Entschluß für mich gereut,  
ob er zu verzagt zur Ausführung war, ob die von mir ihm ge-  
gebenen hundert Dukaten ihn auf andere Gedanken gebracht  
und sein Glück befördert haben, dies alles ist mir unbekannt,  
und ich verlange es auf ewig nicht zu wissen.

Der Friede <sup>1)</sup> war bereits seit neun Monaten geschlossen, und  
noch erfolgte nichts für mich. Eben aber, als ich mich schon  
wirklich ohne Rettung verloren glaubte, brach den 24. De-  
zember mein Erlösungstag heran.

Es war eben zur Zeit der Wachparade, als der königliche  
Leutnant von der Garde, Graf Schlieben <sup>2)</sup>, als Kurier in  
Magdeburg eingeritten kam und den Befehl brachte, daß ich  
sogleich meines Arrestes entlassen sein sollte.

Die Freude auf dem Paradeplatze und in der ganzen Stadt  
war allgemein, weil mich jedermann schätzte, bewunderte oder  
bedauerte.

1) Am 15. Febr. 1763.

2) Karl Leopold Graf v. Schlieben, später preussischer wirkl.  
geh. Stats und Kriegsminister, geb. 1723, gest. 1788.

Nun rasselten auf einmal meine Thüren, und ich sah zuerst den Kommandanten, dann aber einen Schwarm Menschen hereintreten, die mich aber alle mit heiterem und lachendem Gesichte anblickten. Ich war verwundert, bald aber sagte der erste: „Mein lieber Trenck! diesmal habe ich die Freude, Ihnen die erste gute Nachricht zu bringen. Der Herzog Ferdinand hat endlich bei dem Könige erwirkt, daß man Ihnen Ihre Fesseln abnehmen soll.“ Gleich trat auch der Schmied herbei und fing seine Arbeit an. „Sie werden auch ein besseres Zimmer erhalten,“ fuhr er fort.

Hierauf fiel ich ihm in die Rede: „Ich bin also gewiß wirklich in Freiheit, und Sie wollen mir die Freude nicht auf einmal beibringen. Sagen Sie mir trockenweg die Wahrheit! Ich weiß mich zu mäßigen.“

„Ja,“ war die Antwort, „Sie sind frei!“ — Gleich umarmte er mich zuerst, und alle anderen folgten.

Nun fragte man gleich: „Was wollen Sie für ein Kleid?“ — „Meine Uniform,“ erwiderte ich. Der Schneider war schon da und nahm das Maß. „Morgen früh, Meister,“ sagte Herr von Reichmann, „muß diese Uniform fertig sein.“ Er entschuldigte sich mit der Unmöglichkeit wegen des Heiligenabends und Christfestes. „Gut,“ hieß es, „der Herr sitzt morgen nebst seinen Gesellen in diesem Loche, wenn das Kleid nicht fertig ist!“ Gleich war es möglich und heiligst versprochen.

Sobald der Schmied fertig war, führte man mich auf die Wache in das Offizierzimmer. Hier wünschte mir jedermann von Herzen Glück, und der Platzmajor ließ mich das gewöhnliche Jurament aller Staatsgefangenen schwören:

1. daß ich mich an niemand rächen wolle;
2. daß ich weder die sächsischen noch preussischen Grenzen betreten;
3. noch von allem, was mir geschehen, schreiben oder sprechen, und

4. daß ich, so lange der König lebt, keinem Herrn, weder im Militär noch Zivil, dienen wolle.

Hierauf gab mir der Graf Schlieben einen Brief von dem kaiserlichen Minister in Berlin, dem General Ried, ungefähr folgenden Inhalts: „Daß es ihn herzlich freue, Gelegenheit gefunden zu haben, um bei dem Könige meine Freiheit zu erwirken. Nun sollte ich aber alles willig und freudig tun, was der Graf Schlieben von mir fordern würde, welcher befehligt sei, mich bis nach Prag zu begleiten.“

Schlieben sagte nun: „Lieber Trenck! Ich habe Befehl, Sie heute Nacht von hier im verdeckten Wagen über Dresden nach Prag zu führen, und nicht zu gestatten, daß Sie auf der Reise mit jemanden sprechen sollen. General Ried hat mir dreihundert Dukaten behändigt, um alles zu bestreiten. Ich will sogleich einen Wagen kaufen. Da aber heute nicht alles fertig sein kann, so ist mit dem Herrn Kommandanten die Abrede genommen, daß wir erst morgen Nacht von hier abreisen werden.“

Nachdem ich alles freudigst versprochen, blieb Graf Schlieben bei mir, die anderen gingen nach einer kurzen Unterredung in die Stadt.

Indessen war ich frei, ging überall in den Werken spazieren, um mich an Luft und Licht zu gewöhnen, suchte auch in meinem Kerker mein noch verstecktes Geld zusammen, welches noch gegen siebenzig Dukaten betrug.

Die ganze Wache wurde herrlich traktiert. Jedem Mann gab ich einen Dukaten, meinen Schildwachen, die eben auf den Posten standen, als ich frei wurde, jeder drei Dukaten, und der abgelösten Wache zehn Dukaten zum Austeilen.

Dem eben wachhabenden Offizier schickte ich ein Geschenk aus Prag, und den Überrest meines Geldes behändigte ich dem Weibe meines ehrlichen Grenadiers Gefhardt. Dieser war gestorben, und sie hatte während der Zeit, da er im Felde diente,

einem jungen Burschen vertraut, daß sie tausend Gulden von mir empfangen hätte: dieser war mit dem von ihr erhaltenen Gelde unvorsichtig, wurde untersucht, und verriet das Weib, welches deshalb zwei Jahre im Zuchthause zugebracht hatte.

Der Mann kam aber ungestraft davon, weil er nicht gegenwärtig war. Hätte er Kinder hinterlassen, so würde ich gewiß noch heute für sie sorgen.

Der Wittve des Mannes, welcher sich bei meinem Kerker im Jahre 1756 erhängte, gab ich dreißig Dukaten, die mir Schlieben ausfolgen ließ.

Die ganze Nacht war unruhig und meine Wache fröhlich, bei der ich den größten Theil derselben zubrachte.

Am Morgen des Weihnachtsfestes hatte ich Besuch von allen Stabsoffizieren der Garnison. In der Stadt durfte ich aber nicht erscheinen. Bis Mittag war ich mit Stiefeln, Uniform und Degen ganz bekleidet, und ich gefiel mir selbst im Spiegel. Mein Kopf war aber von Entwürfen, Freude und Glückwünschen so betäubt, daß ich mich wirklich auf die Vorfälle der ersten Tage gar nicht mehr zu besinnen weiß.

Nun rückte der Abend heran, Graf Schlieben erschien mit dem Wagen, der mit vier Postpferden bespannt war, und wir fuhren nach genommenem, wirklich zärtlichem Abschied zum Tore hinaus.







University of  
Connecticut  
Libraries

---

